

Ernst Michael Lange

# WITTGENSTEIN UND SCHOPENHAUER

A hand-drawn grid with a wavy border, containing numbers in a grid-like arrangement. The numbers are:

6.4	6.41	6.42	6.421	6.422	6.423	6.43 6.431
					6.4311	
				6.4312		
6.5	6.51	6.52	6.521 6.432	6.522	6.53	6.54
		6.4321				
	6.44					
6.45						



JUNGHANS-VERLAG CUXHAVEN

**Ernst Michael Lange: WITTGENSTEIN UND SCHOPENHAUER**

**HOCHSCHULTEXTE PHILOSOPHIE**

**BAND 4**

*Ernst Michael Lange*

# WITTGENSTEIN UND SCHOPENHAUER

Logisch-philosophische Abhandlung  
und  
Kritik des Solipsismus

---



JUNGHANS-VERLAG CUXHAVEN

1989



CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Lange, Ernst Michael:**

Wittgenstein und Schopenhauer : logisch-philosophische  
Abhandlung und Kritik des Solipsismus / Ernst Michael Lange.

- Cuxhaven : Junghans, 1989

(Hochschultexte Philosophie ; Bd. 4)

ISBN 3-926848-06-5

NE: GT

ISBN 3-926848-06-5

**JUNGHANS-VERLAG CUXHAVEN**

Alle Rechte vorbehalten.

Gedruckt mit Unterstützung des Förderungs- und Beihilfefonds Wissenschaft  
der VG WORT

Umschlagsgestaltung: Barbara Gräfin Westarp

Satz: JUNGHANS-VERLAG CUXHAVEN

Druck: Milde Multiprint GmbH, Bremen

IN MEMORIAM PATRIS

Nur sich nicht in Teilfragen  
verstricken, sondern immer dort  
hinaus flüchten, wo man freien  
Überblick über das ganze e i n e  
große Problem hat, ...

*1. 11. 1914*

Ich v e r s c h w e n d e  
unsägliche Mühe auf ein Anordnen  
der Gedanken, das vielleicht gar  
keinen Wert hat.

*1937*

Nur wenn man noch viel verrückter  
denkt, als die Philosophen, kann  
man ihre Probleme lösen.

*1948*

*Wittgenstein*

## INHALT:

Vorwort	IV
Siglenverzeichnis	VI
<b>I. Die Form der Philosophie</b>	<b>1</b>
1. Schopenhauers Darstellungsprogramm	3
2. Wittgensteins einziger Gedanke im Verhältnis zu Schopenhauers	5
3. Die Lösung des Problems von Anfang und Ende der Darstellung	9
4. Lösung der Grenzziehungsaufgabe und Grobstruktur der LPA	11
5. Die Gliederung der LPA in sachliche Abschnitte	14
6. Die feinere Gliederung der LPA in Reihen und Spalten	16
7. Eine Interpretation – und ein symbolischer Hinweis auf das Interpretierte?	26
<b>II. Zur ersten Reihe: Welt – Bild – Gedanke</b>	<b>32</b>
1. Die Antizipationen der und Korrespondenzen zur Satztheorie in der Ontologie	32
2. Tatsachen, Sachlagen, Sachverhalte – Dinge, Sachen, Gegenstände	36
3. Bilder – Gedanken – Sätze	41
<b>III. Zur vierten Reihe: Gedankensätze – der verborgene Psychologismus der Sprachkonzeption in der LPA</b>	<b>53</b>
1. Die Denksprachenannahme	53
2. Elementarsätze (Namen und Gegenstände) und logischer Raum	59
3. Übergang zur Wortsprache und Bildtheorie des Satzes	65
<b>IV. Die erste Kritik des Solipsismus (LPA 5.6 – 5.641)</b>	<b>69</b>
1. Ort, Motivation und Skopus der Solipsismus-Kritik	70
2. Die Interpretation des Textes (Satz 5.6 bis 5.641)	76
<b>V. Die Solipsismus-Kritik als Kritik an Schopenhauer und die realistische Transformation der ›Welt als Vorstellung‹</b>	<b>89</b>
1. Schopenhauers Abweisung des Solipsismus und der Solipsismus seiner Konzeption des Erkenntnissubjekts	90
2. Wittgensteins Schopenhauer-Kritik im Tagebuch 1916	97
3. Das metaphysische Subjekt in der realistischen Transformation der Welt als Vorstellung	103
4. Zur ›Objekt‹seite der realistischen Transformation der Welt als Vorstellung	108

VI. Elemente der Selbstkritik Wittgensteins an Philosophiauffassung und Sprachkonzeption der LPA	115
VII. Die zweite Kritik des Solipsismus im ›Blauen Buch‹	122
1. Die Methode der Solipsismuskritik	122
2. Die Formulierungen für den Solipsismus und die Nachweise ihrer Sinnlosigkeit	124
3. Die Erklärung-was der solipsistischen Verirrung	128
4. Die Erklärung-wie-möglich für die solipsistische Verirrung	131
Anmerkungen	135
Literatur-Verzeichnis	146

## Vorwort

Die ersten fünf Kapitel der folgenden Untersuchung sind der Aufgabe gewidmet, die Bezüge der frühen Philosophie Ludwig Wittgensteins zur Philosophie seines ersten philosophischen Mentors, Arthur Schopenhauer, darzustellen. Daß Wittgenstein von Schopenhauer tiefgreifend beeinflusst war, bedarf heute nicht mehr der Begründung. Seine Schülerin, Prof. G. E. M. Anscombe, hat berichtet:

»As a boy of sixteen Wittgenstein had read Schopenhauer and had been greatly impressed by Schopenhauer's theory of the ›world as idea« (though not of the ›world as will«); Schopenhauer then struck him as fundamentally right, if only a few adjustments and clarifications were made«<sup>1</sup>.

Die bisherige Exegese hat nun angenommen, Wittgensteins hier berichtete Überzeugung, Schopenhauer habe grundsätzlich recht, wenn nur einige Anpassungen und Klarstellungen vorgenommen würden, habe sich auf eine der ›Logisch-philosophischen Abhandlung‹ vorhergegangene Formation von Wittgensteins philosophischen Überzeugungen bezogen. Das mag auch tatsächlich der Fall gewesen sein. Aber ich zeige im folgenden, daß sich eine umfassende, kohärente und, wie ich hoffe, aufschlußreiche Interpretation ergibt, wenn man auch die LPA als den Versuch einer realistischen Transformation der idealistischen Theorie Schopenhauers über die Welt als Vorstellung liest. Zwar sind die Anpassungen und Klarstellungen, die Schopenhauers Konzeption in der realistischen Transformation bei Wittgenstein erfährt, teilweise recht drastisch, aber die sich ergebende Konstruktion des Verhältnisses von Welt, Sprache und (metaphysischem) Subjekt ist völlig nur verständlich als eine Kritik an Schopenhauers entsprechender Konstruktion des Verhältnisses von Welt, Erkenntnis (Vorstellung) und (erkennendem) Subjekt. Wittgensteins Auseinandersetzung mit dem Solipsismus, deren definitive Interpretation ich zu geben beanspruche, ist schon immer in gewissen Hinsichten auf Schopenhauer bezogen worden. Aber daß diese Bezüge die gesamte Konzeption der LPA durchdringen, kann man erst sehen, wenn man etwas ernstzunehmen bereit ist, was die bisherige Exegese nur für eine Äußerlichkeit gehalten hat: das Problem der Form der Philosophie. Wittgensteins Lösung dieses Problems, die ich im ersten Kapitel darstelle, macht es nicht nur möglich, sondern zwingend, seine Konzeption in der LPA als eine Transformation der Philosophie Schopenhauers aufzufassen. In den Kapiteln II und III interpretiere ich die Ontologie, die allgemeine Bildtheorie und die Satztheorie nur soweit, wie es für das Verständnis der mich zentral interessierenden Solipsismus-Kritik erforderlich ist. Aber auch hier ergeben sich vor dem Hintergrund der Aufklärung der Form der Philosophie in der Struktur der LPA neue Gesichtspunkte bzw. zusätzliche Begründungen für bisher nicht genügend betonte Aspekte. Kapitel VI und VII behandeln Elemente der Selbstkritik

Wittgensteins an Philosophiekonzeption und Sprachauffassung der LPA und die zweite Kritik des Solipsismus im ›Blauen Buch‹, weil es dem Anspruch der geistigen Statur Wittgensteins unangemessen wäre, es bei den Erörterungen zur LPA bewenden zu lassen.

Insofern in meiner Darstellung der Einfluß der beiden anderen philosophischen Mentoren Wittgensteins, Freges und Russells, im Hintergrund bleibt, kann sie nur beanspruchen, eine Ergänzung zum schon Bekannten und ausführlich Interpretierten zu geben. Freilich denke ich, daß diese Ergänzung den Rahmen bereitstellt, in den alles andere interpretierend eingefügt werden sollte, weil es konzeptionell in ihn eingefügt ist.

Vorarbeiten zu diesem Buch lagen Lehrveranstaltungen und Vorträgen zugrunde, die ich an den Universitäten Duisburg, Bielefeld, Berlin (Freie Universität), Hamburg sowie in der Katholischen Akademie Schwerte/Ruhr und der Urania e. V. Berlin gehalten habe. Meinen Auditorien habe ich für Aufmerksamkeit, Geduld und Diskussionsbereitschaft zu danken. Außer durch die Erteilung von Lehrstuhlvertretungen und Lehraufträgen ist meine Arbeit durch Arbeitslosenhilfe der Bundesanstalt für Arbeit (Nürnberg) gefördert worden. Aufgrund eines befürwortenden Gutachtens von Prof. Ernst Tugendhat (Berlin), für dessen Erstattung ich dankbar bin, hat der Förderungs- und Beihilfefonds Wissenschaft der Verwertungsgemeinschaft Wort (München) dankenswerterweise eine namhafte Druckkostenbeihilfe gewährt.

Ein Buch ist nie nur Produkt seines Autors. Gegen den Solipsismus und seine praktischen Entsprechungen bleibt wahr: »Nobody is an I-land« (J. Donne). Das begründet die üblicherweise abzustattenden privaten Dankesplichten. In meinem Fall gilt Dank meiner Mutter, die für die erste Phase des Schreibens eine hilfreiche Klausur bereitstellte; vor allem aber meiner Frau Gisela Bohle, die mich während mehrerer Phasen der Arbeit von Haushalts- und Kinderhüte-Pflichten weitergehend freigestellt hat, als ich nach meinen geringen Beiträgen zum Familieneinkommen hätte beanspruchen dürfen.

Widmen möchte ich mein Buch dem Andenken meines Vaters, Pfarrer D. Ernst Lange (1927–1974). Er hat mir 1967 die ersten beiden Bände Wittgenstein geschenkt, und ich habe in diesem wie zuvielen anderen Fällen sehr lange gebraucht, um ermessen zu können, was ich an dem Geschenk hatte. Der Solipsismus ist die rein kognitive Version von Problemen, deren Gegenstücke im Bereich praktischen Wissens und Selbstverständnisses in die Selbstüberforderung treiben können und dann zerstörerisch wirken müssen. Mein Vater hat diese Probleme gekannt und durchlitten. Noch heute wünschte ich, wir hätten ihm bei ihrer Bewältigung helfen können.

## Verwendete Siglen der Schriften Wittgensteins und Schopenhauers

›Prototractatus‹	hrg. B.F. McGuiness, T. Nyberg, G.H.v. Wright, London 1971
LPA	Logisch-philosophische Abhandlung
Tb	Tagebücher 1914–1916
PB	Philosophische Bemerkungen
WWK	Wittgenstein und der Wiener Kreis
PG	Philosophische Grammatik
BIB	Das Blaue Buch
Vorl.	Vorlesungen 1930–1935 (NS King, Lee, Ambrose, Macdonald)
NFL	Notes for Lectures on ›Private Experience‹ and ›Sense Data‹ ed. Rush Rhees (zit. nach Philosophical Review LXXVII, 1968)
PU	Philosophische Untersuchungen
Z	Zettel
BPP	Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie (I bzw. II)
BGM	Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik
VB	Vermischte Bemerkungen
Br	Briefe, hrg. B. F. McGuiness u. G. H. v. Wright, Frankfurt 1980.
EBT	Early Big Typescript (Catalogue v. Wright Nr. 211)
BT	Big Typescript (Catalogue v. Wright Nr. 213)
WWVI	Die Welt als Wille und Vorstellung, Band I
WWVII	Die Welt als Wille und Vorstellung, Band II
SZG	Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde



## I. Die Form der Philosophie

Die Form der Philosophie in Wittgensteins LPA hat bisher nicht die erforderliche Aufmerksamkeit gefunden. Als ein scheinbares Randthema ist sie allenfalls in Einleitungskapiteln, Appendices oder kurzen Papers erörtert worden<sup>1</sup>. Der Grund dafür mag auch gewesen sein, daß diese Form nicht prima facie offensichtlich ist. Vielmehr bietet die LPA äußerlich den Anschein von Formlosigkeit, ist sie doch eine Folge von 526 gesondert nummerierten Bemerkungen. Die Nummern der Bemerkungen unterscheiden sich u.a. durch die Anzahl der (bis zu fünf) Dezimalstellen, die sie aufweisen. Gemäß Wittgensteins eigener kurzer Erläuterung in einer Fußnote zu Satz 1 regelt die Numerierung zweierlei: sie markiert das logische Gewicht der einzelnen Bemerkungen, »den Nachdruck, der auf ihnen in meiner Darstellung liegt«. Je mehr Dezimalstellen die Nummer einer Bemerkung hat, desto unwichtiger ist die Bemerkung. Und sie ordnet die Bemerkungen einander als Erläuterungen und Erläutertes zu: »Die Sätze n.1, n.2, n.3 sind Bemerkungen zum Satz No. n; die Sätze n.m1, n.m2, etc. Bemerkungen zum Satze No. n.m; und so weiter.«

Vom Numerierungssystem, von dem ein Kenner kürzlich schrieb, daß es »no one has yet completely elucidated«<sup>2</sup>, abgesehen, scheint die LPA alle »organische Einheit«, die ihr immer wieder zugeschrieben worden ist<sup>3</sup>, vornehmlich ihrem Inhalt und dessen sachlichem Zusammenhang zu verdanken. Dieser Anschein erklärt die vorrangige Interessiertheit aller Kommentare und Interpretationen der LPA<sup>4</sup> am Inhalt. Schon dem für ein Buch, das erklärtermaßen kein »Lehrbuch« (z.B. der Logik) sein will (LPA, Vorwort a), doch auffälligen Numerierungssystem gilt allenfalls nachrangiges Interesse. Es hat freilich wegen großer Verbreitung seit Erscheinen der LPA nur deshalb an Auffälligkeit eingebüßt, weil man bei der Lektüre zu vergessen geneigt ist, daß Wittgenstein der erste gewesen sein dürfte, der ein solches System in einem nicht more logico vel geometrico prozedierenden Text angewendet hat.

Gegen jedwede Form der Mißachtung des Numerierungssystems der LPA ist es eine notwendige Erinnerung, daß Wittgenstein es für gänzlich unverzichtbar hielt. Als ihm während seiner Suche nach einem Verleger der Vorschlag gemacht wurde, es aus Kostengründen vielleicht wegzulassen, fiel seine Antwort so aus:

»Nebenbei bemerkt, müßten die Dezimalnummern meiner Sätze unbedingt mitgedruckt werden, weil sie allein dem Buch Übersichtlichkeit und Klarheit geben und es ohne diese Numerierung ein unverständlicher Wust wäre.« (Br 103)

Einer Untersuchung der Form der Philosophie in Wittgensteins LPA empfiehlt sich das Numerierungssystem vor allem anderen als Gegenstand der Aufmerksamkeit, weil an ihm allein (!) Übersichtlichkeit und Klarheit des Buches hängen<sup>5</sup>.

Warum das Thema ›Form der Philosophie‹ überhaupt Interesse verdient, beantwortet folgende Überlegung. Die LPA gilt zu Recht als einer der wenigen philosophischen Klassiker des 20. Jahrhunderts. Mit anderen Klassikern in anderen Literaturfeldern als der Philosophie teilt das Buch aber auch das Schicksal, mehr gefeiert als verstanden und in den Folgerungen, die aus ihm zu ziehen sind (und die Wittgenstein später weitgehend selber gezogen hat), beherzigt zu werden. Ein berufener Interpret, G. H. von Wright, sieht die Klassizität der LPA sogar in ihrer unabschließbar vielfältigen Interpretierbarkeit (welche dann bestimmte Folgerungen zu ziehen allerdings nicht nötigen könnte)<sup>6</sup>. Eine derartige Klassizitätserklärung ist aber mit dem Wahrheitsanspruch der Philosophie unvereinbar. Auch wenn Wittgenstein später Anlaß hatte, die ihm zunächst als definitiv und unantastbar erschienene ›Wahrheit‹ der in der LPA mitgeteilten Gedanken (vgl. Vorwort h) weitgehend zu widerrufen, muß der Wahrheitsanspruch für sie zunächst einmal ernstgenommen werden (auch, damit genauer verständlich wird, was später widerrufen werden mußte). Dazu gehört auch ein Ernstnehmen des Nummerierungssystems. Denn selbst wenn Wittgensteins briefliche Erläuterung, es allein gebe dem Buch Übersichtlichkeit und Klarheit und ohne es wäre es ein unverständlicher Wust, in irgendeiner Hinsicht übertrieben sein sollte, ist es rational zu erwarten, daß ein kontrolliertes Verständnis der Form der Philosophie in diesem Nummerierungssystem die vom Wortlaut gerade der Hauptbemerkungen etwa gelassenen Interpretationsspielräume weitgehend reduzieren hilft. Das rechtfertigt sachlich das Interesse an diesem Thema.

Ergänzend kann es durch weitergehende Hinweise motiviert werden, denen zufolge Wittgenstein in der Form der Philosophie erklärtermaßen ein Problem gesehen hat. So hat er noch 1937 notiert:

»Ich verschwende unsägliche Mühe auf ein Anordnen der Gedanken, das vielleicht gar keinen Wert hat.« (VB 489)

Sicher bezieht sich dieses Notat, seiner Datierung entsprechend, zunächst auf die zu jenem Zeitpunkt gerade begonnene Arbeit an seinem zweiten Buch PU. Aber es läßt sich ebenso auf das erste, die LPA, beziehen wie eine zweite Bemerkung. Ausweislich einer Vorlesungsnachschrift, dem sog. ›Gelben Buch‹, hat Wittgenstein 1933 eine Vorlesung folgendermaßen eröffnet:

»Es ist etwas Wahres an Schopenhauers Ansicht, daß die Philosophie einen Organismus bildet, und daß ein Buch über Philosophie, das Anfang und Ende hat, eine Art Selbstwiderspruch darstellt.« (Vorl. 199)

Diese Bemerkung führt direkt in das Problem der Form der Philosophie in der LPA hinein, wenn dem Hinweis auf Schopenhauer nachgegangen wird.

## 1. Schopenhauers Darstellungsprogramm

Wittgenstein muß sich mit der Anfangsbemerkung seiner Vorlesung von 1933 aus dem Gedächtnis auf Schopenhauer bezogen haben. Wenn er nämlich Schopenhauer die Ansicht zuschrieb, die Philosophie bilde einen Organismus, dann verkürzte er damit Schopenhauers Auffassung in charakteristischer Weise. An dem vor allem in Frage kommenden Ort, der ›Vorrede‹ zur ersten Auflage von WWV I, behauptet Schopenhauer nämlich keineswegs kategorisch, daß die Philosophie einen Organismus bildet. Vielmehr schränkt er seine Behauptung hypothetisch ein: wenn die Philosophie eine organische sei, einen Organismus bilde, dann brauche sie auch eine organische Darstellung. Einen Organismus bildet die Philosophie, wenn sie im Unterschied zu einem System von Gedanken nur einen einzigen Gedanken entfaltet. Schopenhauer schreibt im Zusammenhang:

»Ein System von Gedanken muß allemal einen architektonischen Zusammenhang haben, d.h. einen solchen, in welchem immer ein Teil den andern trägt, nicht aber dieser auch jenen, der Grundstein endlich alle, ohne von ihnen getragen zu werden, der Gipfel getragen wird, ohne zu tragen. Hingegen e i n einziger Gedanke muß, so umfassend er auch sein mag, die vollkommenste Einheit bewahren. Läßt er dennoch, zum Behuf seiner Mitteilung, sich in Teile zerlegen; so muß doch wieder der Zusammenhang dieser Teile ein organischer, d.h. ein solcher sein, wo jeder Teil ebensosehr das Ganze erhält, als er vom Ganzen gehalten wird, keiner der erste und keiner der letzte ist, der ganze Gedanke durch jeden Teil an Deutlichkeit gewinnt und auch der kleinste Teil nicht völlig verstanden werden kann, ohne daß schon das Ganze vorher verstanden sei. – Ein Buch muß inzwischen eine erste und eine letzte Zeile haben und wird insofern einem Organismus allemal sehr unähnlich bleiben, so sehr diesem ähnlich auch immer sein Inhalt sein mag: folglich werden Form und Stoff hier im Widerspruch stehn.« (WWV I, S. 7 f.)

Schopenhauer unterscheidet also zwischen systematischer und organischer Philosophie. Systematische Philosophie fordert eine systematische Darstellung, ausgehend von einem Grundgedanken und auf diesen die weiteren Gedanken aufbauend. Diese Darstellung nennt Schopenhauer auch »kettenartig«. Mit ihr kontrastiert er die organische Darstellung einer organischen Philosophie, in der alle Teile sich wechselseitig bedingen und erläutern. Freilich erklärt Schopenhauer das Darstellungsprogramm einer organischen Philosophie auch sogleich für unausführbar, weil ein Buch unvermeidlich eine erste und eine letzte Zeile habe, die organische Philosophie aber keinen ersten oder letzten Satz haben dürfe. Den damit gegebenen Widerspruch zwischen Form und Stoff oder Inhalt einer organischen Philosophie hielt Schopenhauer für strikt unauflösbar und nur durch Behelfe zu mildern. So fordert er vom Leser von WWV, er solle das Buch zweimal lesen, um sich seines organischen Zusammenhangs zu versichern; er solle zunächst die im Buch selber nicht enthaltene ›einleitende Abhandlung‹ (gemeint ist ›Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde‹) lesen, um sich einen Vorbegriff vom Ganzen zu verschaffen; er solle Wiederholungen schon einmal formulierter Gedanken tolerieren etc.

Die im folgenden gegebene Aufklärung der Form der Philosophie in Wittgensteins LPA geht von der Hypothese aus, daß Wittgenstein es unternommen hat, Schopenhauers Darstellungsprogramm für eine organische Philosophie überzeugender als dieser selbst zu realisieren. Seine ungenaue Erinnerung an dieses Programm in der Vorleungsbemerkung von 1933 erklärt sich unter dieser Hypothese außer aus dem großen zeitlichen Abstand zur Zeit seiner größten Vertrautheit mit Schopenhauer in der der LPA vorausgehenden Periode (die die ›Tagebücher 1914–1916‹ teilweise dokumentieren) daraus, daß es Wittgenstein aus der LPA her ganz selbstverständlich war, daß die Philosophie nur einen einzigen Gedanken zu entfalten hat und deshalb eine organische Darstellung braucht (weil sie als nur einen Gedanken entfaltend einen Organismus bildet).

Die nächsten Schritte der Untersuchung sind durch die Ausgangshypothese und Schopenhauers Darstellungsprogramm vorgezeichnet. Zunächst ist zu zeigen, daß Wittgenstein in der LPA nur einen einzigen Gedanken entfaltet. Der Deutlichkeit dieses Gedankens wird es dienen, ihn in Beziehung zum einzigen Gedanken Schopenhauers zu setzen. Sodann ist zu zeigen, wie Wittgenstein das Problem von Anfang und Ende der Darstellung, an dem für Schopenhauer die Ausführung des Darstellungsprogramms scheiterte, löst. Erst nach diesen beiden Schritten kann die transformierende Ausführung des Darstellungsprogramms für eine organische Philosophie in der LPA direkt angegangen werden. Zunächst ist eine Gliederung der LPA in sachliche Abschnitte aufzuweisen, an der der organische Charakter der Darstellung insofern hängt, als diese ihn *zeigt*. Sodann ist eine weitere, feinere Gliederung der LPA gleichsam in Kapitel aufzuweisen, in der sich die Darstellung als »kettenartig« Teile miteinander verknüpfend zeigen wird. Denn während Schopenhauer Organizität und Kettenartigkeit der Darstellung einander entgegengesetzte, verbindet Wittgenstein sie miteinander. Er trägt damit der von Schopenhauer als unüberwindbares Hindernis für organische Darstellung betrachteten Linearität von Texten Rechnung. Zugleich bringt er aber in der feineren Gliederung eine Anordnung der Hauptbemerkungen und Haupterläuterungen in der LPA zustande, die den organischen Charakter des Ganzen noch verstärkt, indem sie ihn wiederum, aber auf andere Weise *zeigt*. Das Einheitsmodell ›Organismus‹ wird dabei in ein anderes transformiert – ins Modell einer konvexen geometrischen Figur. Soweit zum Programm des folgenden; nun zu seiner Ausführung.

## 2. Wittgensteins einziger Gedanke im Verhältnis zu Schopenhauers

Daß es Wittgenstein in der LPA selbstverständlich war, daß die Philosophie nur einen einzigen Gedanken zu entfalten hat, wird im Text dieses Buches schon im ›Vorwort‹ deutlich. Dort schreibt Wittgenstein im zweiten Absatz zwar von ›philosophischen Problemen‹ (im Plural) als dem Thema des Buches, erklärt dann aber diese pluralen Probleme sogleich zu Scheinproblemen, deren »Fragestellung ... auf dem Mißverständnis der Logik unserer Sprache beruht«. Sodann formuliert er »den ganzen Sinn des Buches« in einem einzigen Satz (der aus zwei parataktisch zusammengefüigten Sätzen gebildet ist) und dieser einzige Satz bringt seinen einzigen, seinen Hauptgedanken zum Ausdruck:

»Was sich überhaupt sagen läßt, läßt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muß man schweigen.«

Daß dies Wittgensteins Hauptgedanke ist, wird daraus deutlich, daß er die Zielsetzung des Buches im ganzen bestimmt. Diese Zielsetzung ist, eine Grenze zu ziehen zwischen dem, was sich klar sagen läßt, und dem, worüber zu schweigen ist und was sich allenfalls zeigt (oder zeigen läßt). Diese Grenzziehung nennt Wittgenstein in einem wichtigen, die LPA erläuternden Brief an Bertrand Russell auch »das Hauptproblem« (cardinal problem) der Philosophie (Br 88) und auch in den Tagebüchern redet er in diesem Sinn vom ›philosophischen Problem‹ im Singular (z.B. Tb 3.9.14 d, Tb 1.11.14 o; vgl. Tb 25.11.14 g in Verbindung mit Tb 22.1.15, Tb 6.3.15, Tb 1.6.15; vgl. auch VB 463 f.). Im ›Vorwort‹ wird die Zielsetzung der LPA so formuliert:

»Das Buch will also dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken: Denn um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müßten wir beide Seiten dieser Grenze denken können (wir müßten also denken können, was sich nicht denken läßt).

Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein.«

Wittgensteins einziger oder Hauptgedanke, dessen Entfaltung der LPA zur Aufgabe gemacht ist, ist also: es gibt einen Bereich des Sagbaren, in dem alles, was sich überhaupt sagen läßt, klar gesagt werden kann. Umgeben ist er von einem Bereich des Nicht-Sagbaren, über welches geschwiegen werden muß und das sich allenfalls zeigt oder zeigen läßt. Nun ist dieser Hauptgedanke so verschieden von dem Schopenhauers, daß unter Hinweis darauf bezweifelt werden könnte, daß Wittgenstein trotzdem an dem Darstellungsprogramm für eine organische, nur einen einzigen Gedanken entfaltende Philosophie festgehalten haben kann. Es kann die Bereitschaft zur Weiterverfolgung dieser Hypothese vielleicht stärken, wenn die Zusammenhänge zwischen Wittgensteins einzigem Gedanken und dem Schopenhauers verdeutlicht werden.

Schopenhauer hat seinen einzigen Gedanken nicht konzis im Vorwort seines Hauptwerkes formuliert. Man könnte aber eine seiner Formulierungen aus dem Titel gewinnen, wenn man ihn in eine Behauptung umformt: ›Die Welt ist ganz Wille und ganz Vorstellung‹. Nun ist aber das Wesen der Welt als Vorstellung von ihrem Wesen als Wille nicht unabhängig. Vielmehr ist ein anderes Wort für ›Vorstellung‹ bei Schopenhauer ›Erscheinung‹ und seine Lehre ist, daß was in der Erscheinung oder der Welt als Vorstellung erscheint, eben der Wille ist, den er, Kants Terminologie folgend, auch das Ding-an-sich nennt. Die kürzeste Formulierung für den einzigen Gedanken Schopenhauers ist daher: ›Das Ding-an-sich ist der Wille‹. Denn über die Entgegensetzung von Ding-an-sich und Erscheinung oder Vorstellung ist in dieser Formulierung des Hauptgedankens die Gegebenheitsweise der Welt als Vorstellung impliziert. Auch Schopenhauer kennt also zwei ›Bereiche‹ – nicht das Sagbare und das Unsagbare wie bei Wittgenstein, aber den Bereich der Vorstellung und das, was im Vorgestellten als sein wesentlicher Kern erscheint. Wenn man nun das letztere mit dem nach Wittgenstein Unsagbaren identifizieren dürfte, dann unterschieden sich Wittgenstein und Schopenhauer nur in ihrer Einstellung gegenüber dem zweiten Bereich. Schopenhauer hält ihn für das eigentliche Feld einer als Metaphysik, als Lehre vom Wesen der Welt konzipierten Philosophie, Wittgenstein für etwas, worüber geschwiegen werden muß, weil es sich nicht klar sagen läßt und sich allenfalls zeigt (oder zeigen läßt). In Schopenhauers Philosophie ist die Grenzziehung zwischen den Bereichen nur Prolegomenon für das Proprium der Philosophie, bei Wittgenstein ist sie die alleinige Aufgabe, weil die Philosophie kein Proprium hat:

»Die richtige Methode der Philosophie wäre eigentlich: Nichts zu sagen, als was sich sagen läßt, also Sätze der Naturwissenschaft – also etwas, was mit Philosophie nichts zu tun hat –, und dann immer, wenn ein anderer etwas Metaphysisches sagen wollte, ihm nachzuweisen, daß er gewissen Zeichen in seinen Sätzen keine Bedeutung gegeben hat. Diese Methode wäre für den anderen unbefriedigend – er hätte nicht das Gefühl, daß wir ihn Philosophie lehrten – aber s i e wäre die einzig streng richtige.« (6.53)

Daß Wittgenstein zu seiner gravierenden Beschränkung der Philosophie auf die Aufgabe der Grenzziehung zwischen Sagbarem und Nichtsagbarem u.a. durch eine Kritik an Schopenhauer gekommen ist, läßt sich auf zweierlei Weise zeigen. Zum einen redete bzw. schrieb Schopenhauer im Zusammenhang mit der Beschreibung der Aufgabenstellung der (seiner) Philosophie von einem »Rätsel«, das sie zu lösen habe (z.B. WWV I, § 18, S. 157):

»Die Welt und unser eigenes Dasein stellt sich uns notwendig als ein Rätsel dar. ... Ich sage daher, daß die Lösung des Rätsels der Welt aus dem Verständnis der Welt selbst hervorgehn muß; daß also die Aufgabe der Metaphysik nicht ist, die Erfahrung, in der die Welt dasteht, zu überfliegen, sondern sie von Grund aus zu verstehen, indem Erfahrung, äußere und innere, allerdings die Hauptquelle aller Erkenntnis ist; daß daher nur durch die gehörige und am rechten Punkt vollzogene Anknüpfung der äußern Erfahrung an die innere und

dadurch zustande gebrachte Verbindung dieser zwei so heterogenen Erkenntnisquellen die Lösung des Rätsels der Welt möglich ist«. (WWV I, Anhang, S. 577 f.)

Wittgenstein bezieht sich auf diese Schopenhauersche Rede vom Rätsel (der Welt und/oder unseres eigenen Daseins), wenn er in LPA kategorisch erklärt:

»Zu einer Antwort, die man nicht aussprechen kann, kann man auch die Frage nicht aussprechen.  
D a s R ä t s e l gibt es nicht.  
Wenn sich eine Frage überhaupt stellen läßt, so k a n n sie auch beantwortet werden.« (6.51)

Aber diese bloße Abfertigung der Rede von einem Rätsel setzt offenbar Wittgensteins Grenzziehung zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren voraus. Es wäre befriedigender, wenn sich zeigen ließe, daß auch diese Grenzziehung sich (jedenfalls u.a.) erst aus einer Kritik an Schopenhauers Konzeption ergeben hat.

Um das zu zeigen, muß man konstruktiv vorgehen und die von Wittgenstein zur einzig richtigen Methode erklärte Methode der Philosophie auf Schopenhauer anwenden, was im gegenwärtigen Zusammenhang nur heißen kann: auf die Formulierung seines Hauptgedankens anwenden. Wittgenstein müßte zeigen können, daß Schopenhauer in dieser Formulierung mindestens einem Wort keine (bestimmte) Bedeutung gegeben hat. Betrachten wir die Formulierung ›Das Ding-an-sich ist der Wille‹. Konzedieren wir Schopenhauer, daß er dem Ausdruck ›Ding-an-sich‹ eine bestimmte Bedeutung gegeben hat, obwohl gerade das sehr fragwürdig sein mag. Das Ding-an-sich wird von den Dingen-für-uns unterschieden und fraglich ist nicht nur, ob es nur eines sein kann, sondern auch, ob es nicht eine rein negative Grenzbestimmung bleiben muß. Aber Schopenhauer bestimmt es als eines und dieses als Wille. Die Frage soll sein, ob diesem Ausdruck eine bestimmte Bedeutung gegeben worden ist. Und diese Frage läßt sich mit Schopenhauer selber verneinen. Er führt in WWV I, § 22 aus, daß es sich bei der Charakterisierung des Dings-an-sich als Wille um eine »denominatio a potiori« handelt und man dabei nicht an den menschlichen Willen allein denken darf. Andererseits ist es gerade die Zugänglichkeit des menschlichen Willens im menschlichen Selbstbewußtsein, die die Identifizierung des Dings-an-sich als Wille allein beglaubigen kann, wenn auch nur als unmittelbare »Erkenntnis ganz eigener Art« (ebd. § 18, S. 161). Aber nicht nur dadurch ist der Ausdruck ›Wille‹ unbestimmt. Schopenhauer ist ausgesprochen ehrlich und klar in seinen Ausführungen über die für seine metaphysische These minimaliter erforderlichen Bedeutungserweiterungen des Ausdrucks ›Wille‹. Er darf nicht nur als die Instanz, auf die willentliche Bewegungen (Handlungen) zurückgehen, verstanden werden, sondern es gilt »auch von der auf bloße Reize erfolgenden unwillkürlichen, ja daß der ganze Leib nichts als der objektivierte, d.h. zur Vorstellung gewordene Wille ist« (ebd., S. 158). D.h. der Ausdruck Wille wird aus seinem normalen Verständnis im Zusammenhang mit intentionalen Bewegungen (Hand-



lungen) gelöst und so erweitert, daß er auch nicht-intentionale Bewegungen, ja sogar ganz andere Kategorien (der Leib ist ein Gegenstand, keine Bewegung) erfassen soll, so daß von dem allem, ja sogar von der Welt im ganzen soll gesagt werden können, daß sie Erscheinung des Willens ist. Wittgenstein andererseits hat unzweideutig klargemacht, warum ein derartig erweiterter Willensbegriff sinnlos ist (d.h. unverständlich bleibt, keine bestimmte Bedeutung hat). Es heißt dazu in der LPA:

»Die Welt ist unabhängig von meinem Willen.

Auch wenn alles, was wir wünschen, geschähe, so wäre dies doch nur, sozusagen, eine Gnade des Schicksals, denn es ist kein logischer Zusammenhang zwischen Willen und Welt, der dies verbürgte, und den angenommenen physikalischen Zusammenhang könnten wir doch nicht selbst wieder wollen.« (6.373–4)

Es gibt keinen logischen Zusammenhang zwischen Willen und Welt bei Strafe der absurden Folgerung, daß, was auch immer nur gewollt werden möchte, darum auch schon wirklich sein müßte. Genau dies ist aber die Folge von Schopenhauers uferloser Erweiterung des Willensbegriffs – zwischen dem Willen als Ding-an-sich und der Welt als seiner Erscheinung besteht ein logischer Zusammenhang, nur in seiner Erscheinung ist dieses Wesen überhaupt zugänglich. Schopenhauers metaphysisches Prinzip ist *als Wille* unverständlich und deshalb sinnlos. Verteidiger Schopenhauers haben deshalb diesen Namen seines metaphysischen Prinzips durch andere Ausdrücke ersetzen wollen – den Ausdruck ›Kraft‹ oder den Ausdruck ›Energie‹. Aber gegen den Ausdruck ›Kraft‹ argumentiert Schopenhauer selber (WWV I, § 22, S. 172 f.) und auch ›Energie‹ hätte nicht die (nach Schopenhauers Meinung) privilegierte epistemische Zugänglichkeit des mit dem Ausdruck ›Wille‹ Bezeichneten, die Schopenhauer braucht, um seine metaphysische These überhaupt beglaubigen zu können, sei's auch nur durch Berufung auf unmittelbare innere Erfahrung. Schopenhauer ist bei der Etablierung seines metaphysischen Prinzips in einem Dilemma gefangen geblieben: entweder ist es epistemisch privilegiert zugänglich, dann ist es nicht in erforderlicher Weise verständlich verallgemeinerbar; oder es ist hinreichend allgemein, dann aber nicht privilegiert zugänglich. Die Unbestimmtheit des Prinzips Wille ist Folge der Unauflösbarkeit dieses Dilemmas.

Es läßt sich also mit Mitteln Wittgensteins zeigen, daß Schopenhauers Überschreiten der Grenze zwischen Sagbarem und Nichtsagbarem zu Unsinn (Unverständlichkeit) führt. Natürlich wäre Wittgensteins Grenzziehung und seine Aufgabenbeschränkung für die Philosophie auf Sprachkritik (4.0031) erst verteidigt, wenn das gegenüber Schopenhauer Nachweisbare auch für alle anderen metaphysischen Positionen zu zeigen wäre (mindestens für die schon bekannten). Ferner wäre zu zeigen, daß gegen die von Wittgenstein gezogene Grenze zwischen Sinn und Unsinn erst verstoßen werden muß, wenn etwas Metaphysisches ›gesagt‹ werden soll, und nicht etwa schon, wenn



ganz normale Dinge geäußert werden sollen. Mindestens letzteres dürfte kaum zu zeigen sein, besonders wenn man mit Wittgenstein der Meinung sein sollte, daß die Umgangssprache völlig in Ordnung ist (vgl. 5.5563; PU §§ 120, 124). Wittgenstein aber war aufgrund nur noch weniger Erprobungen seiner Methode ganz allgemein der Überzeugung: »Was zum Wesen der Welt gehört, kann die Sprache nicht ausdrücken« (PB § 54 a, PB 84). Das ist ein zu weites Feld. Hier ging es nur darum, die Beziehung zwischen Schopenhauers einzigem Gedanken und dem Wittgensteins deutlich werden zu lassen. Zusammenfassend ist zu sagen: Auch Schopenhauer nimmt im ersten Buch seines Hauptwerkes eine Grenzziehung für empirisches Wissen vor, indem er die Geltung von dessen Organon, des Satzes vom Grunde in seinen verschiedenen Gestalten, auf die Welt als Vorstellung beschränkt. Es wird zu sehen sein, daß Wittgensteins Grenzziehung, obwohl anders begründet und durchgeführt, denselben Effekt hat<sup>7</sup>. Schopenhauer glaubte aber, seine Sinnngrenze überschreiten und aus dem tieferen Verständnis der empirischen Erkenntnis selber Metaphysik gewinnen zu können. Solche hielt Wittgenstein für unmöglich, weil unsagbar. Sein Hauptgedanke ist daher der einer Unterscheidung zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren und entsprechend beschränkt er die Philosophie (jedenfalls offiziell) auf die Aufgabe, die Grenzziehung im einzelnen auszuführen.

Wenn Wittgensteins Hauptgedanke und seine Aufgabenstellung für die Philosophie in der skizzierten Weise als aus einer Kritik an Schopenhauer entwickelt aufgefaßt werden können, dann spricht die scheinbare Grundverschiedenheit der Hauptgedanken Schopenhauers und Wittgensteins nicht von vornherein gegen die im folgenden weiter zu prüfende Annahme, er habe an Schopenhauers Darstellungsprogramm für eine organische, nur einen einzigen Gedanken entfaltende Philosophie festgehalten.

### *3. Die Lösung des Problems von Anfang und Ende der Darstellung*

Gemäß Schopenhauers Darstellungsprogramm für eine organische Philosophie darf in einer solchen kein Satz der erste und keiner der letzte sein. An dieser Forderung hängt der von ihm gesehene Widerspruch zwischen Form und Stoff einer solchen Philosophie, weil ein Buch unvermeidlich eine erste und letzte Zeile hat, und dieser Widerspruch bedingte für ihn, daß das Programm überzeugend nicht auszuführen war. Die von Schopenhauer in Anspruch genommenen Behelfe zur Milderung des Widerspruchs zwischen Form und Stoff der organischen Philosophie müssen Wittgenstein sämtlich tief unbefriedigend erschienen sein, zumal sich Schopenhauer mit der Inanspruchnahme eines dieser Behelfe, der häufigen Wiederholung bereits formulierter Gedanken, auch noch in Widerspruch zu einer von ihm an Kants Darstellungsweise ge-

übten Kritik setzte. Sie lautet, häufige Wiederholungen von Hauptgedanken in der ›Kritik der reinen Vernunft‹ ließen diesen doch stets wieder dieselben Unklarheiten und seien ein Indiz fehlender sachlicher Klarheit. Dagegen zitierte Schopenhauer zustimmend eine Maxime von René Descartes: »Quo enim melius rem aliquam concipimus, eo magis determinati sumus ad eam unico modo exprimendam« (vgl. WWV I, 578 ff.). Und doch befolgte er diese Maxime selber keineswegs. Einiges spricht dafür, daß Wittgenstein die cartesische Maxime strikt zu befolgen suchte und daß dieses Bestreben nicht nur seine Politik der Redundanzvermeidung in der Formulierung der Hauptsätze und Haupterläuterungen der LPA (d.h. der mit Nummern der Formen ›n‹ und ›n.m‹ numerierten Bemerkungen) bestimmte, sondern sogar die Entwicklung des Numerierungssystems selber motivierte<sup>8</sup>. Wittgensteins Ausführung des Darstellungsprogramms Schopenhauers für eine organische Philosophie ist durch den Versuch gekennzeichnet, den Widerspruch zwischen Form und Stoff nicht nur zu mildern, sondern gänzlich zu vermeiden. Bezüglich des für diesen Versuch grundlegend entscheidenden Problems von Anfang und Ende der Darstellung hat Wittgenstein folgende Lösung gefunden: Er verknüpft Anfang und Ende, ersten und letzten Satz der Darstellung in sachlich wechselseitiger Voraussetzung miteinander, so daß das Buch in dieser Hinsicht strikt keinen ersten und letzten Satz hat; und nach der letzten Zeile des Buches bleibt nach der Lehre der LPA nichts Philosophisches zu sagen mehr übrig, so daß es sachlich kein Schade ist, daß das Buch ebenso unvermeidlich eine letzte Zeile hat wie eine erste.

Problematischer als die Voraussetzung des Anfangs durch das Ende, die ja in gewissem Sinn bei jedem Buch gegeben ist (zu der sich aber auch im Fall der LPA noch sachlich Aufschließendes sagen läßt), dürfte die Behauptung sein, der Anfang setzte das Ende voraus. Die beiden relevanten Hauptsätze der LPA lauten:

»1 Die Welt ist alles, was der Fall ist.

.....

7 Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.«

Das, wovon nach Satz 7 nicht soll gesprochen werden können, wird in Sätzen, die dem Ende der LPA unmittelbar vorhergehen, gleichwohl besprochen – Wittgenstein nennt es »Unaussprechliches« oder »das Mystische« (6.522). Und er unterläßt es auch nicht, ausdrücklich zu sagen, was das Mystische zuallererst ist: »6.44 Nicht wie die Welt ist, ist das Mystische, sondern daß sie ist«. Das, worüber vor allem zu schweigen ist, ist die Existenz der Welt. Sie ist als unerklärliches und unvordenkliches Faktum hinzunehmen. Wittgenstein wendet sich mit dieser Auffassung implizit (und teilweise einig mit Schopenhauer) gegen eine auf Leibniz zurückgehende Tradition,

unter Voraussetzung des Prinzips vom zureichenden Grunde als Grundfrage der Metaphysik anzusehen: »pourquoi il y a plus tôt quelque chose que rien«<sup>9</sup>. Schopenhauer hatte die Geltung des Satzes vom zureichenden Grunde auf die Welt als Vorstellung eingeschränkt und deshalb die Frage nach dem Grund der Existenz der Welt für nicht zu stellen gehalten (WWV I, § 15, S. 134 ff.). Aber die Frage nach dem ›Was‹, dem Wesen der Welt, kann man nach Schopenhauer sowohl noch stellen als auch beantworten. Wittgenstein geht einen Schritt weiter: Auch die Frage nach dem Wesen der Welt kann nicht gestellt, weil nicht beantwortet werden. Das motiviert die Wendung gegen Schopenhauers Rede von *dem* Rätsel (6.5, 6.51). Nun verletzt Wittgenstein in der LPA die von ihm selber markierten Grenzen des Sinns in vielerlei Hinsicht. Er tut dies ganz bewußt, weil er seine Leser über die dann wegzuwerfende Leiter der Sätze seiner LPA zur richtigen Sicht der Welt allererst führen will (vgl. 6.54)<sup>10</sup>. Aber in dem hier erörterten zentralen Punkt respektiert er die Sinn Grenzen. Denn der erste Satz der LPA sagt *nicht*, daß die Welt ist, sondern nur, was alles zu ihr gehört: »alles, was der Fall ist«. Dennoch ist für diese Aussage die Existenz der Welt unausdrücklich, schweigend vorausgesetzt. Systematisch setzt Satz 1 der LPA einen Satz 0 (›Null‹) voraus, der lauten müßte: ›Die Welt ist‹ (vgl. Tb 11.6. 16 b, Tb 167). Insofern er verschwiegen, schweigend vorausgesetzt wird, setzt Satz 1 den letzten Satz 7 voraus.

Selbstverständlich setzt auch der letzte Satz den ersten voraus. Gerade weil zur Welt nur Tatsachen gehören und, wie im Verlauf der LPA gezeigt wird, nur Sätze über Tatsachen sinnvoll sind, kann über Nichttatsächliches, das es sehr wohl gibt (vgl. 6.522), nur geschwiegen werden. Dies zu Verschweigende ist sogar in ethischem Betracht das eigentlich Wichtige: »Die Tatsachen gehören alle nur zur Aufgabe, nicht zur Lösung« (6.4321). Die Aufgabe, von der hier die Rede ist, ist die »Lösung des Rätsels des Lebens« (6.4312), die man »am Verschwinden dieses Problems (merkt)« (6.521).

Wittgenstein löst also das Darstellungsproblem von Anfang und Ende der organischen Philosophie so, daß er die beiden Ecksätze seiner Abhandlung in wechselseitiger sachlicher Voraussetzung miteinander verknüpft und nach dem letzten Satz nichts Philosophisches zu sagen mehr übrig läßt (vgl. 6.53).

#### 4. Lösung der Grenzziehungsaufgabe und Grobstruktur der LPA

Die Zielsetzung der LPA ist es, von Wittgensteins Grundgedanken der Unterscheidung zwischen Sagbarem und Nichtsagbarem ausgehend, dem Ausdruck der Gedanken in der Sprache eine Grenze zu ziehen, die die Grenze zwischen sprachlichem Sinn und sprachlichem Unsinn wäre. Als von der Ausführung dieser Zielsetzung zu erfüllende Bedingung stellte er sich die Aufgabe, Schopenhauers Darstellungsprogramm

für eine organische, nur einen einzigen Gedanken entfaltende Philosophie tatsächlich auszuführen. Das erste auf dem Wege der Erfüllung dieser Bedingung zu lösende Problem war das von Anfang und Ende der Darstellung, weil gemäß dem Darstellungsprogramm eine organische Philosophie sachlich keinen ersten und keinen letzten Satz haben durfte. Mit der im vorigen Abschnitt dargestellten Lösung dieses Problems hat Wittgenstein den ersten Schritt dazu getan, den von Schopenhauer gesehenen Widerspruch zwischen Form und Stoff einer organischen Philosophie, der dadurch konstituiert sein sollte, daß ein Buch unvermeidlich eine erste und eine letzte Zeile habe, die Philosophie aber keinen ersten und letzten Satz haben dürfe, nicht nur, wie Schopenhauer selber zu *mildern*, sondern tatsächlich *aufzulösen*. Angesichts dieses ersten erfolgreichen Schrittes stellt sich die Frage, ob es Wittgenstein gelingt, den Widerspruch zwischen Form und Stoff nicht nur bezüglich des Problems von Anfang und Ende, sondern in der weiteren Ausführung der Darstellung gänzlich aufzulösen, so daß gesagt werden könnte, er habe in der LPA eine Philosophie dargestellt, die eine Einheit von Form und Inhalt realisiert.

Um sehen zu können, wie unglaublich weitgehend das der Fall ist, ist es hilfreich, der Frage nachzugehen, wie Wittgenstein denn seine Zielsetzung, die Grenze zwischen Sinn und Unsinn in der Sprache zu ziehen, inhaltlich realisiert und wo er dies tut. Die Antwort auf die Frage ›Wo?‹ muß lauten: In der allgemeinsten und daher weitreichendsten Weise nimmt Wittgenstein die Grenzziehung zwischen Sinn und Unsinn in zwei Sätzen der LPA vor, die prima facie beide den Anspruch erheben können, den neben Anfang und Ende natürlicherweise ausgezeichneten Ort eines systematischen Werkes zu besetzen – die Mitte. (Erst die weitere Aufklärung der formalen Struktur der LPA wird es erlauben, einen der beiden Sätze als den eigentlichen Mittelsatz auszuzeichnen.) Der eine Satz trägt die Ordnungszahl 3.5 – das ist die Hälfte der höchsten Ordnungszahl eines Satzes der LPA überhaupt, der 7. Der andere Satz trägt die Ordnungszahl 4 – der vierte Hauptsatz ist der mittlere der mit ganzen Zahlen nummerierten Sätze des Buches. Beide Sätze folgen direkt aufeinander und haben folgenden Wortlaut:

»3.5 Das angewandte, gedachte, Satzzeichen ist der Gedanke.

4 Der Gedanke ist der sinnvolle Satz.«

Scheinbar sind beide Sätze gleichbedeutend. Als Grund dafür könnte angeführt werden, daß nach 3.12 erst die Anwendung in einer Sprechäußerung oder das Denken ein Satzzeichen zu einem Satz, zu etwas Sinnvollem werden lassen soll. Tatsächlich haben die Sätze verschiedenen Sinn und ergänzen einander in der Grenzziehung zwischen Sinn und Unsinn. 3.5 begrenzt, was ›Gedanke‹ genannt werden sollte, und besagt

soviel wie: Nur das ist ein Gedanke, was in einem Satzzeichen ausgedrückt oder auszudrücken ist. Diese Bedingung bindet Gedanken in ihrem Ausdruck an die Struktur der Welt.

Denn Satzzeichen sind Tatsachen (3.14b), und die Welt, bestehend aus der Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge (1.1), hat die Struktur, in Tatsachen zu ›zerfallen‹ (1.2), ungeachtet des Umstandes, daß Tatsachen immer schon »im logischen Raum sind« (1.13). Eine der Klassen der Tatsachen, in die die Welt zerfällt, sind die Satzzeichen-Tatsachen, und insofern Gedanken als logische Bilder der Tatsachen (3) wesentlich an ihren Ausdruck in Sätzen mittels Satzzeichen gebunden sind (3.1), Sätze aber Zuordnungen von Tatsachen sind (Satzzeichen-Tatsachen einerseits, dargestellte Tatsachen andererseits – und der Satz oder das Bild besteht eben in der Zuordnung beider, in der »projektiven Beziehung« des Satzzeichens »zur Welt« (3.12)), sind Gedanken an die Struktur der Welt, in Tatsachen zu zerfallen, gebunden.

Dieser Aspekt der Grenzziehung zwischen Sinn und Unsinn hat den gleichen Effekt wie Kants Einschränkung des Gebrauchs der Kategorien auf mögliche Erfahrung und Schopenhauers Beschränkung der Geltung des Satzes vom zureichenden Grunde auf die Welt als Vorstellung. Aber diese Grenzziehung ist, anders als bei Kant und Schopenhauer, nicht transzendentalphilosophisch durchgeführt, nicht idealistisch, sondern realistisch verstanden. Die Sinngrenze besteht nicht, weil sie Ausdruck der Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung wäre, sondern weil die Welt ist, was sie ist: Gesamtheit der Tatsachen<sup>11</sup>. Gedanken sind an ihren Ausdruck in Sätzen mittels Satzzeichen gebunden, Satzzeichen sind Tatsachen, damit sind Gedanken an die Struktur der Welt, in Tatsachen zu zerfallen und aus ihrer Gesamtheit zu bestehen, gebunden. Noch in seiner zweiten philosophischen Phase hat Wittgenstein diesen realistischen Skopus seiner Sinnkritik trotz aller Kritik an der Sprachkonzeption der LPA festgehalten: »Da die Sprache die Art ihres Bedeutens erst von ihrer Bedeutung, von der Welt, erhält, so ist keine Sprache denkbar, die nicht diese Welt darstellt« (PB § 47 c, PB 80).

Da in Satz 3.5 der Sinn von ›Gedanke‹ begrenzt wird, läßt er formal die Möglichkeit offen, daß es neben Gedanken ausdrückenden Sätzen noch andere konstituierende Elemente der Sprache (vgl. Tb 28.5. 15 a–c, Tb 144) geben könnte, die keine Gedanken ausdrückten. Diese in der normalen Sprache ohne Zweifel realisierte Möglichkeit schließt nun Satz 4 explizit aus. Er begrenzt, was sinnvoll ›Satz‹ genannt werden kann, und besagt soviel wie: Nur das ist ein Satz, was einen Gedanken ausdrückt oder ausdrücken kann. Andere als gedankenausdrückende Sätze gibt es nicht und, da die Sprache nichts als die Menge der Sätze ist (4.001), andere konstituierende Elemente der Sprache als Sätze gibt es auch nicht. Diese zu Satz 3.5 komplementäre Grenzziehung hat nun die ganz unkantische und unschopenhauersche Konsequenz, daß nur Sätze über Tatsachen sinnvoll sind und es daher keine Sätze der Ethik/Ästhetik (vgl.

6.42–6.421) oder Sätze der Philosophie (vgl. 6.53) geben kann, sofern sie nicht Sätze über Tatsachen wären – was sie nach Wittgenstein nicht sind, so daß sie einfach Unsinn sind.

Damit sind Wo und Wie der Grenzziehung zwischen Sinn und Unsinn in ihrer allgemeinsten Form erklärt. Das Wo gibt einen weiteren Hinweis auf die Auflösung des Darstellungsproblems der organischen Philosophie in der LPA. Insofern sich nach Anfang und Ende auch die Mitte der Abhandlung als ein formal ausgezeichnete Ort erwiesen hat, weil an ihm auch das sachliche Zentrum des Gedankengangs liegt, hat die LPA eben diese Grobstruktur – Anfang, Mitte und Ende sachlich hervorzuheben. Diese Beobachtung gibt den Hinweis auf eine erste Gliederung der LPA in sachliche Abschnitte.

### *5. Die Gliederung der LPA in sachliche Abschnitte*

Einer der beiden zentralen Sätze in der Mitte der Abhandlung hat die formale Eigentümlichkeit einer arithmetischen Korrespondenz zur höchsten Ordnungszahl eines Satzes in LPA überhaupt, der Zahl 7.

Auf die Abschnittsgliederung der Abhandlung stößt man, wenn man beobachtet, daß Wittgenstein die sachlichen Einschnitte seines Gedankengangs dadurch markiert hat, daß er den Abschnitte beschließenden und eröffnenden Sätzen Ordnungszahlen gegeben hat, die jeweils ein Vielfaches von 7 bzw. 0.7 sind.

Bei Satz 2.1 (»Wir machen uns Bilder der Tatsachen.«) beginnt, noch im Rahmen der im Anfangsabschnitt dargestellten Ontologie als Lehre von der Struktur der Welt, die allgemeine, noch nicht auf Sätze eingeschränkte Bildtheorie. Dieser Abschnitt reicht bis 3.5. – Zwischen 3.5 und 4.2 wird die allgemeine Bildtheorie auf Sätze der gesprochenen Sprache angewendet.

Von 4.2 an wird zur Durchführung der in den Mittelsätzen der Abhandlung im allgemeinen vorgenommenen Grenzziehung zwischen Sinn und Unsinn im einzelnen die Theorie des Satzes als Wahrheitsfunktion von Elementarsätzen entwickelt. Dieser Abschnitt reicht bis Satz 5.6. Der letzte Abschnitt reicht von 5.6 bis 7 und hat scheinbar eine sehr gemischte Thematik. Er behandelt (in dieser Reihenfolge) Logik, Mathematik, Allgemeine Naturwissenschaft, Ethik/Ästhetik und Philosophie. Man könnte ihn als eine Wissenschaftslehre gebend auffassen. Tatsächlich ist seine Beziehung zur Hauptthematik des ganzen Buches enger. Logik, Mathematik und Allgemeine Naturwissenschaft werden nämlich als an den Grenzen des Sinns liegende Satzformationen betrachtet, deren Sätze zwar nicht wie empirische Sätze über Tatsachen sinnvoll, aber doch auch nicht unsinnig sind (vgl. dazu 4.461–4.4611). Ethik/Ästhetik und Philo-

sophie andererseits liegen jenseits der Grenzen des Sinns. Ihre ›Sätze‹ sind unsinnig, weil »Sätze nichts Höheres ausdrücken (können)« (6.42). Was in ihnen zu sagen gesucht wird, darüber muß geschwiegen werden. Das Thema des letzten Abschnitts kann daher angemessen mit »Sinngrenzen und Schweigen« angegeben werden.

Es ist nützlich, die Gliederung der LPA in Abschnitte zum Überblick zusammenzufassen:

A –	1 (0)	bis	2.1	:	Ontologie
B –	2.1	bis	3.5	:	Allgemeine Bildtheorie
C –	3.5	bis	4.2	:	Bildtheorie des Satzes
D –	4.2	bis	5.6	:	Wahrheitsfunktionentheorie des Satzes
E –	5.6	bis	7	:	Sinngrenzen und Schweigen

Was dieser Überblick zunächst zeigt, ist, daß vermöge der Gliederung in sachliche Abschnitte die Abhandlung in zwei Hälften zerfällt, die beide gleichen Umfang haben, wenn man die arithmetische Wertigkeit der Ordnungszahlen der sie begrenzenden Sätze betrachtet: Abschnitte A und B bilden die eine Hälfte (0 bis 3.5), Abschnitte C bis E die andere. Auffällig ist auch, daß die drei mittleren, das Zentrum der Abhandlung bildenden Abschnitte B, C und D den Umfang einer Hälfte haben (2.1 bis 5.6 gleich 3.5). Daraus folgt dann, daß auch Abschnitte A und E zusammen eine Hälfte einnehmen. Das ist nicht nur äußerlich, sondern sachlich zu verstehen: Die in Abschnitt A behandelte Ontologie ist etwas dem Unaussprechlichen noch näher Stehendes als die anderen Themata der Abhandlung, insofern ist es Wittgensteins Überzeugung von der Wichtigkeit des zu Verschweigenden überaus angemessen, der Ontologie zusammen mit dem Abschnitt, der das zu Verschweigende ausdrücklich thematisiert, wiederum eine Hälfte einzuräumen. Mit dieser Verklammerung verschiedener Gliederungen der LPA in Hälften versuchte Wittgenstein, den organischen Charakter seiner Philosophie *zeigend* zu verdeutlichen – d.h. zu zeigen, daß in der LPA jeder Teil alle anderen ebenso trägt, wie er von ihnen getragen ist. Eine Lücke hat das so Gezeigte allein darin, daß nicht auch von Satz 4.2 aus eine Zusammenfassung von Abschnitten möglich ist, die zwei sachlich sinnvolle Hälften ergibt.

Vielleicht war das ein Grund dafür, daß Wittgenstein noch auf andere Weise zu zeigen versucht, daß seine Philosophie eine organische ist. Sie ist schwerer zu entdecken als die Gliederung in Abschnitte und besteht in einer diese durchgreifenden, feineren Gliederung der LPA in gleichsam Kapitel, in der auch die Abschnitte miteinander verklammert werden.



### 6. Die feinere Gliederung der LPA in Reihen und Spalten

Auf die feinere Gliederung der LPA kann man auf verschiedenen Wegen aufmerksam werden. Einer ist der folgende. Wittgenstein hat erst in der Endbearbeitung seines Buches die Mannigfaltigkeit seines Numerierungssystems auf fünf Dezimalstellen nach dem Punkt beschränkt. Noch im ›Prototractatus‹, den G. H. v. Wright mit anderen 1971 publiziert hat und der nach seinen Forschungen die unmittelbare Vorform der LPA darstellt, gab es 39 Sätze mit sechsstelligen, 14 mit sieben- und 6 mit achtstelligen Ordnungszahlen. Die Beschränkung der Mannigfaltigkeit des Numerierungssystems auf fünf Dezimalstellen eröffnet die formale Möglichkeit, jede siebente Bemerkung mit einem Numerierungsakzent zu versehen. Denn bei konsekutivem, nicht durch Einschübe untergeordneter Bemerkungen unterbrochenem Anwachsen der Ordnungszahlen einer Reihe von Sätzen in der Anzahl ihrer Dezimalstellen muß jeweils der siebente Satz wegen Erschöpfung der Mannigfaltigkeit des Systems entweder eine Nummer höherer Ordnung oder eine höhere Nummer gleicher Ordnung erhalten. Im fiktiven und schematischen Beispiel: Auf einen Satz 1 könnten Erläuterungen mit folgenden Ordnungszahlen folgen: 1.1, 1.11, 1.111, 1.1111, 1.11111. Die nächste Bemerkung müßte dann entweder die Nummer 2 oder die Nummer 1.2 tragen und wäre damit den Nummern 1 bzw. 1.1 gleichgestellt und so durch Numerierung in ihrem logischen Gewicht hervorgehoben.

Soweit ich habe sehen können, hat Wittgenstein diese formale Eigenschaft seines definitiven Numerierungssystems nur sehr rudimentär und äußerst flexibel ausgenutzt. So bilden Satz 1 mit seinen Erläuterungen verschiedenen logischen Gewichts eine 7er-Sequenz, Satz 2 ist der achte Satz; zwischen den beiden wichtigen Sätzen der allgemeinen Bildtheorie 2.15 und 2.16 vermitteln sieben Erläuterungen verschiedenen logischen Gewichts; im Fall der Anwendung der allgemeinen Bildtheorie auf die Sätze – in den Erläuterungen zweiter Stufe zu Satz 4 – bilden Hauptsatz und Erläuterungen wieder eine 7er-Sequenz, der nächste Satz größeren logischen Gewichts, 4.1, ist wieder der achte.

Daher ist an der Beobachtung der Beschränkung der Mannigfaltigkeit des Numerierungssystems der LPA auf fünf Dezimalstellen nicht sie selber so wichtig wie das, was sie interpretierbar werden läßt. Es ist dies der Sachverhalt, daß wichtige Hauptsätze der LPA jeweils durch fünf Haupterläuterungen miteinander verbunden werden. Äußerlich zeigen sich folgende Sequenzen:

3	3.1	3.2	3.3	3.4	3.5	4
4	4.1	4.2	4.3	4.4	4.5	5
(6	6.1	6.2	6.3	6.4	6.5	)7



Was nun dafür spricht, in diesen 7er-Sequenzen von Hauptsätzen und Haupterläuterungen gleichsam Kapitel der LPA zu sehen, ist (vorbehaltlich einer am letzten Fall noch vorzunehmenden Korrektur), daß sie inhaltlich die Eigentümlichkeit zeigen, die schon die Grobstruktur der LPA charakterisierte: *Sie heben Anfang, Mitte und Ende der Sequenz jeweils sachlich hervor*. Aus Gründen, die aus dem Ergebnis meiner Aufklärung der feineren Gliederung der LPA erhellen werden, nenne ich die nun aufzuweisenden, kleinere Sinneinheiten als Abschnitte bildenden Sequenzen von Bemerkungen ›Reihen‹ (im Unterschied zu ›Spalten‹)<sup>12</sup>.

Die mit Satz 3 beginnende Reihe führt vom Gedanken als logischem Bild der Tatsachen als Anfang über das für die gesamte Sprachkonzeption der LPA fundamentale propositionale Zusammenhangsprinzip in Satz 3.3 als Mitte zum Gedanken als sinnvollem Satz in Satz 4 als Ende.

Die in Satz 4 markierte Sinnengrenze für Sätze im Ausdruck von Tatsachen logisch abbildenden Gedanken ist Ausgangspunkt der nächsten Reihe, die in der Mitte bei Satz 4.3 auf das Fundament dieser Sinnengrenze in den Wahrheitsmöglichkeiten von Elementarsätzen und von da aus zur Formulierung der Wahrheitsfunktionentheorie des Satzes in Satz 5 als Ende der Reihe führt.

Die am letzten Fall der prima facie auffindbaren Reihen anzubringende Korrektur ist folgende. Ihr letzter Satz wäre Satz 7. Dieser ist als ›letzter‹ Satz der ganzen Abhandlung mit Satz 1 in gezeigter Weise verknüpft und insofern so hervorgehoben, daß er möglicherweise nicht zugleich Ende nur einer Reihe sein sollte. Ließe man die letzte Reihe der LPA statt mit Satz 6 mit Satz 5.6 beginnen, würde das auch für die Anomalie kompensieren, daß zu Hauptsatz 5 als einzigem der LPA mehr als fünf, nämlich sechs Haupterläuterungen gehören. Auf einen Schlag ergäben sich zwei weitere 7er-Sequenzen:

5	5.1	5.2	5.3	5.4	5.5	5.6
5.6	6	6.1	6.2	6.3	6.4	6.5

Daß diese Sequenzen Sinneinheiten, Reihen bilden, müßte sich freilich wieder daran zeigen lassen, daß sie Anfang, Mitte und Ende sachlich hervorheben. Daß das der Fall ist, kann wie folgt eingesehen werden: Die von Satz 5 ausgehende vorletzte Reihe der LPA führt von der Formulierung der Wahrheitsfunktionentheorie des Satzes als Anfang über die Erzeugbarkeit jedes Satzes durch Anwendung der Wahrheitsoperationen auf Elementarsätze in Satz 5.3 als Mitte zu Satz 5.6 als Ende, demzufolge die Grenzen der (meiner) Sprache die Grenzen der (meiner) Welt bedeuten. Diese These ist die umfassendste Konsequenz aus der mit Satz 5.3 operational eingelösten These über die Grenzen des Sinns in Tatsachen darstellenden Sätzen. Für diese Einteilung der vor-

letzten Reihe spricht auch folgendes Argument. Unter 5.6 wird erörtert, »inwieweit der Solipsismus eine Wahrheit ist« (5.62 a). Diese Erörterung würde, wenn man nicht wie vorgeschlagen phrasiert, die Exposition der Wahrheitsfunktionentheorie unterbrechen, weil erst in Satz 6 die allgemeine Form der Wahrheitsfunktion angegeben wird. Wenn dieser aber in die nächste Reihe als eine Konsequenz aus dem Zusammenfallen von Sprach- und Weltgrenzen gehört, dann liegt keine Unterbrechung der Darstellung vor und Satz 5.6 ist das geeignete Ende der vorletzten Reihe, insofern er zugleich Anfang der letzten ist.

Diese letzte Reihe hat als Mitte Satz 6.2, bezüglich dessen Eignung für die Mittelposition sich Bedenken ergeben möchten. In ihm wird die Mathematik als logische Methode charakterisiert. Daß der Satz hier angeordnet, wird aber aus der unmittelbaren Nachbarschaft zu Satz 6.3 verständlich. In Erläuterungen zu diesem Satz werden nämlich Sätze der Allgemeinen Naturwissenschaft erörtert, für die die Mathematik ja eine zentrale Rolle spielt. Wenn sie eine logische Methode ist, dann ist damit sachlich ein synthetisches (nicht bloß logisches, analytisches) Apriori für die Naturwissenschaft bestritten. Wenn das aber erfolgreich bestritten ist, folgt das ab Satz 6.4 Behandelte (keine Sätze der Ethik/Ästhetik und der Philosophie) von selbst, weil ohne ein synthetisches Apriori die Philosophie für den Schopenhauer- (und Kant-)Kritiker Wittgenstein nichts Eigenes zu sagen hat und sich auf »Sprachkritik« (vgl. 4.0031) beschränken muß. Satz 6.5 ist der geeignete Endsatz der letzten Reihe, weil er die Existenz des »Rätsels« bestreitet, von dem Schopenhauer geredet und auf dessen Auflösung er die Philosophie verpflichtet hatte, und damit die letzte Konsequenz aus den identifizierten Grenzen des Sinns zieht.

Bevor ich fortfahre, möchte ich mich einem möglichen Einwand stellen. Es könnte z.B. der These, Satz 6.5 sei das Ende der letzten Reihe, unter Hinweis darauf widersprochen werden, daß dieser Satz ja noch von vier Erläuterungen nächster logischer Stufe sowie einigen untergeordneteren Sätzen gefolgt wird. Für die Gliederung in Reihen sind aber nur Sätze mit Numerierungen der Formen  $\langle n \rangle$  und  $\langle n.m \rangle$  in Betracht zu ziehen. Sie sind, was Wittgenstein selber in einer retrospektiven Erläuterung gesagt hat, zugleich Sätze der Darstellung und Überschriften für weitere erläuternde Erörterungen<sup>13</sup>.

Nun scheint die Auffindung weiterer, Reihen bildender 7er-Sequenzen von Hauptsätzen und Haupterläuterungen zunächst schon daran zu scheitern, daß es zu den beiden ersten Hauptsätzen der LPA nicht je fünf, sondern nur je zwei Haupterläuterungen gibt. Aber schon der Fall der letzten Reihe hat gezeigt, daß eine Reihe nicht immer von einem Hauptsatz zum nächsten führen muß. Wenn in einer Reihe auch mehr als zwei Hauptsätze auftreten dürften, dann ergäbe sich am Anfang der LPA beispielsweise folgende 7er-Sequenz:

(1 1.1 1.2 2 2.1 2.2 3).

Nun ist Satz 1 in gleicher, wenn auch komplementärer Weise ausgezeichnet wie Satz 7. Wie dieser nicht das Ende nur einer Reihe, so sollte vielleicht auch jener nicht den Anfang nur einer Reihe bilden. Die erste Reihe könnte statt dessen mit Satz 1.1 anfangen, Satz 2.1 als Mitte haben und mit Satz 3.1 enden, so daß wiederum nur zwei Hauptsätze auftreten, wenn auch nicht in Anfangs- und Endposition. Für eine solche Einteilung der ersten Reihe spricht inhaltlich sehr viel. Zunächst ist der Ausdruck ›der Fall sein‹ in Satz 1 als seltener gebrauchter auffällig, sein in der Folge ganz überwiegend gebrauchtes Äquivalent ist ›Tatsache‹. Dieser Ausdruck tritt in Satz 1.1 zuerst auf und wird dort durch Kontrastierung auch schon ein Stück weit fortbestimmt. Insofern ist Satz 1.1 als Reihenanfang geeignet, auch wenn er nur den Status einer Haupteinleitung, nicht eines Hauptsatzes hat. Zweitens aber und wichtiger: es gerät mit Satz 2.1 bei dieser Einteilung der ersten Reihe der ›richtige‹ Satz in die Mittelposition. Er formuliert als eine der Tatsachen, aus denen die Welt besteht, daß wir uns Bilder der Tatsachen machen. Würde dieser Sachverhalt in Wittgensteins Darstellung nicht als eine der Tatsachen der Welt in der Ontologie statuiert, dann führte in der LPA ebensowenig ein Weg von der Welt zur Sprache, wie Kants transzendente Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von empirischer Erkenntnis in Gang gekommen wäre, ohne das Faktum empirischer Erkenntnis zu unterstellen<sup>14</sup>. Schließlich aber gerät durch die vorgeschlagene Einteilung der ersten Reihe ans Ende nicht Satz 3, sondern Satz 3.1. Damit wird eine besondere Pointe des Zusammenhangs zwischen diesen beiden Sätzen gewahrt. Zu Satz 3, in dem Gedanken als logische Bilder der Tatsachen erklärt werden, gibt es direkt nur Erläuterungen zweiter, dritter und vierter logischer Stufe. Das soll anzeigen, daß sich über Gedanken an ihnen selber eigentlich nichts sagen läßt, weil es ihnen – und das sagt gerade Satz 3.1 – wesentlich ist, sich in Sätzen sinnlich wahrnehmbar auszudrücken. Bei der zuerst erwogenen Einteilung der ersten Reihe erhielte mit Satz 3 in der Endstellung der sachlich unwichtigere Satz einen ungerechtfertigten Akzent. Weil Gedanken ihr Ausdruck in Sätzen wesentlich ist, ist, was über sie zu sagen sein mag, über Sätze zu sagen.

Damit haben sich fünf aus 7er-Sequenzen von Hauptsätzen und Haupteinleitungen gebildete Reihen aufweisen lassen:

1.1	1.2	2	2.1	2.2	3	3.1
3	3.1	3.2	3.3	3.4	3.5	4
4	4.1	4.2	4.3	4.4	4.5	5
5	5.1	5.2	5.3	5.4	5.5	5.6
5.6	6	6.1	6.2	6.3	6.4	6.5

Obwohl dieses Anordnungsschema keine Lücken zeigt und in der Verklammerung von erster und zweiter Zeile durch Wiederauftreten zweier Bemerkungen in der zweiten den inhaltlichen Zusammenhang zwischen diesen beiden Bemerkungen wahrt, zeigt es noch nicht alle 7er-Sequenzen auf der Ebene der Hauptsätze und Haupterläuterungen, die Sinneinheiten und damit gleichsam Kapitel bildende Reihen darstellen.

Auf eine weitere Reihe stößt man, wenn man dem Auftreten des für die Vermittlung von Ontologie, Bildtheorie und Satztheorie wichtigen Ausdrucks ›logischer Raum‹ nachgeht. Zuerst tritt er in Erläuterung 1.13 auf: Die Tatsachen im logischen Raum sind die Welt. Diese Bestimmung ist eine Konsequenz aus den beiden vorhergehenden Erläuterungen zu Satz 1.1. Die Welt ist nicht nur eine Tatsachenmenge (»Gesamtheit der Tatsachen« 1.1), sondern dadurch bestimmt, daß die sie bestimmenden Tatsachen »alle Tatsachen sind« (1.11). *Bestimmt* ist sie dadurch, weil »die Gesamtheit der Tatsachen bestimmt, was der Fall ist und *auch*, was *nicht* der Fall ist« (1.12, meine Hervorhebung). Daß sich die Tatsachen derart in einem Ja-Nein-Raum befinden, wird terminologisch in Satz 1.13 so gefaßt, daß sie in einem ›logischen Raum‹ die Welt sind. Diese Bestimmung ist das ontologische Pendant zu *dem* fundamentalen Prinzip der Satztheorie, dem Prinzip der Bipolarität: Ein Satz ist für Wittgenstein nur, was *sowohl* wahr *als auch* falsch sein kann<sup>15</sup>. Die These vom ›logischen Raum‹ wird innerhalb der Ontologie, ohne Verwendung des Ausdrucks, in der doppelten Bestimmung des Ausdrucks ›Wirklichkeit‹ wirksam. Nach 2.06 ist die Wirklichkeit »das Bestehen und Nichtbestehen der Sachverhalte«; dieser Erklärung zufolge ist »die gesamte Wirklichkeit ... die Welt« (2.063). Zuvor aber wurde die Welt nur als »Gesamtheit der bestehenden Sachverhalte« erklärt (2.04) – hier sind ›bestehende Sachverhalte‹ äquivalent mit ›Tatsachen‹, darauf, daß die Tatsachen in einem logischen Raum des Bestehens und Nichtbestehens sind, ist in dieser Formulierung noch nicht Rücksicht genommen. Die doppelte Bestimmung des Ausdrucks ›Wirklichkeit‹ (2.04 versus 2.06/2.063) ist Konsequenz der These über den logischen Raum, Konsequenz der Einsicht, daß die Welt vollständig bestimmt nur ist im Licht aller in ihr nicht verwirklichten Möglichkeiten. Der Ausdruck ›logischer Raum‹ aber tritt in der gesamten LPA nur noch an zwei Stellen mit gleichem Gewicht auf: in der ersten Erläuterung zu Satz 2.1 und in Satz 3.4 mit Erläuterungen, in denen der Zusammenhang zwischen den von Sätzen bezeichneten logischen Örtern und dem logischen Raum erklärt wird. (Eher beiläufig tritt der Ausdruck auch auf in Satz 4.463 c.) Die Sätze 2.1 und 3.4 bilden aber Anfang und Ende einer 7er-Sequenz. In ihrer Mitte ist der Satz 3.1 angeordnet, dessen Wichtigkeit schon durch seine Endstellung in der ersten Reihe deutlich war. Wegen der Wichtigkeit der These über den logischen Raum für die gesamte Konzeption der LPA spricht aus diesen Beobachtungen einiges dafür, in der von Satz 2.1 ausgehenden Sequenz die zweite Reihe der LPA zu sehen. Daß in ihr zwei schon in der ersten Reihe durch Mittel- und End-

stellung hervorgehobene Sätze wiederum ausgezeichnete Örter besetzen (Anfang und Mitte), unterstreicht ihre Wichtigkeit zusätzlich. Daß Satz 2.1 der Anfang der Reihe ist, markiert seine Doppelfunktion in Ontologie und allgemeiner Bildtheorie, die eben in den Bemerkungen der zweiten Reihe entfaltet wird. Die zweite Reihe hat also folgende Gestalt:

2.1    2.2    3        3.1    3.2    3.3    3.4    .

Nun fehlte zu einer konvexen Struktur noch eine weitere Reihe. Denn mit einer weiteren 7er-Sequenz ergäbe sich eine Folge von 7 Reihen aus je 7 Hauptsätzen und Haupterläuterungen, die sich, weil 49 das Quadrat von 7 ist, in einem Quadrat aus 49 Quadraten anordnen ließen. Konvex nennt man geometrische Figuren dann, wenn man auf der von ihnen umschriebenen Fläche von jedem Punkt aus jeden anderen in direkter Linie erreichen kann, ohne nichtumschriebene Fläche überqueren zu müssen<sup>16</sup>. Die nächst dem Kreis einfachste konvexe zweidimensionale Figur ist das Quadrat. Meine These ist, daß Wittgenstein in der Ausführung des Darstellungsprogramms von Schopenhauer für eine organische Philosophie das Einheitsmodell Organismus, weil es in der Anwendung auf Texte wegen deren segmentärer Struktur (sich aus kleineren Einheiten: Wörtern, Sätzen, Absätzen, Abschnitten etc. aufzubauen) uneinholbar metaphorisch bleibt, durch das geometrische Einheitsmodell einer konvexen Figur ersetzt hat, und zwar durch das Quadrat, weil es, anders als der Kreis (in dessen Bild Hegel sein System als Kreis von Kreisen organisiert hatte), in homologe Teile (z.B. in Quadrate) segmentierbar und also dem segmentären Charakter von Texten äußerst angemessen ist.

Aber bevor sich diese Hypothese in der für Interpretationshypothesen einzig möglichen Weise bewähren könnte – nämlich in der Ermöglichung aufschlußreicher Interpretationen (und aufschlußreicherer als bekannte Alternativen), müßte die fehlende siebente Reihe erst einmal gefunden sein.

Ein Weg, sie zu finden, ist, einen größeren Schritt zurück zu tun und die Frage aufzuwerfen, was Wittgenstein denn überhaupt auf die Form einer Abhandlung in einer Folge von numerierten Bemerkungen gebracht haben könnte. Zweifellos hat er für sein Numerierungssystem das Vorbild z.B. der ›Principia Mathematica‹ von Russell und Whitehead gehabt<sup>17</sup>. Aber er wollte ex professo kein »Lehrbuch« etwa der Logik schreiben (vgl. Vorwort a), und für die Anwendung eines einem Lehrbuch etwa angemessenen Numerierungssystems außerhalb eines solchen bedarf es einer motivierenden Überlegung. Sie hat hypothetisch-konstruktiven Charakter, da sich Wittgenstein dazu, wie zu Darstellungsfragen der LPA überhaupt, nicht geäußert hat, jedenfalls nicht direkt. Der Ausgangspunkt der Überlegung ist unstrittig. Es ist in Kommentaren

und Interpretationen zur LPA schon immer gesehen und auch von Wittgenstein selber betont worden<sup>18</sup>, daß ihre Darstellung äußerst komprimiert ist, daß sie fast nichts Überflüssiges enthält (und viel an wünschenswerter Aufklärung vermissen läßt). Ich habe als einen Aspekt der Komprimiertheit der Darstellung bereits die Politik strikter Redundanzvermeidung auf der Ebene der Hauptsätze und Haupterläuterungen hervorgehoben. Ich vermute nun, daß diese Politik, das Bestreben, die von Schopenhauer nur auf den Lippen geführte cartesische Maxime der einmaligen eindeutigen Formulierung geklärter Gedanken zu befolgen, die Entwicklung des Numerierungssystems allererst motiviert hat. Denn eine solche Politik steht in einer natürlichen Spannung zur explikativen Natur argumentierender Texte, insbesondere dann, wenn in ihnen verschiedene Thematiken miteinander verknüpft werden sollen. Solche Verknüpfungen machen in sich linear entfaltenden Texten Wiederholungen bereits formulierter Gedanken fast unvermeidlich, wenn die Verknüpfungen verständlich werden sollen. Ein Numerierungssystem hat nun aber die Eigenschaft, sachlich erforderliche Wiederholungen doch weitgehend entbehrlich werden zu lassen. Denn eine Nummer ordnet eine Bemerkung nicht nur in eine Folge ein, sondern isoliert sie als eine Einheit in einer solchen Folge auch und macht sie dadurch fähig, in verschiedene Sinnzusammenhänge eintreten zu können, ohne wiederholt werden zu müssen. Das auffallendste Beispiel für diese Doppelfunktion der Numerierung in der LPA ist wiederum Satz 2.1 in seiner so offensichtlichen Doppelfunktion für Ontologie und allgemeine Bildtheorie. (Zugleich motiviert diese Überlegung die Überschneidungen zwischen den einzelnen Reihen, insofern sie sich nicht auf Aufnahme der Endbemerkung einer Reihe als Anfangsbemerkung der folgenden beschränken, wie im Fall von erster und zweiter Reihe).

Wie immer es sich mit der ursprünglichen Motivation für die Entwicklung des Numerierungssystems aber auch verhalten haben mag, daß Wittgensteins Darstellung äußerst komprimiert ist und Redundanzen zu vermeiden sucht, wird allgemein akzeptiert. Mit diesem auffälligen Sachverhalt kontrastiert es nun merkwürdig, daß Wittgenstein seine Politik in einem wichtigen Fall scheinbar grundlos verletzt. Das für die gesamte Sprachkonzeption der LPA grundlegende Konzept des Elementarsatzes wird nämlich, so will es jedenfalls der ganz überwiegende Teil der bisherigen Exegese, an zwei verschiedenen Stellen und miteinander unverbunden thematisiert – in Satz 3.2 mit Erläuterungen und in den Erläuterungen zu Satz 4.2<sup>19</sup>. Bei näherem Hinsehen zeigt sich freilich, daß an beiden Stellen keineswegs von demselben die Rede ist. Bei 3.2 sind vielmehr »vollständig analysiert(e)« Sätze als Elemente einer Sprache des Denkens Thema, denn die Erörterung erfolgt unter dem mit Satz 3 angeschlagenen Generalthema ›Gedanke‹. Erst bei 4.2 ist ausdrücklich von Elementarsätzen die Rede, denn die Erörterung steht unter dem mit Satz 4 angeschlagenen Generalthema ›Satz‹. In dieser Kontrastierung beider Stellen ist eine weitgehende Interpretations-

these impliziert, die erst in Kap. III im einzelnen verteidigt werden kann. Im Kontext gegenwärtiger Erörterung der Form der Philosophie muß sie nur genannt und in ihrem Sinn expliziert werden, auch weil die These schon andere Verteidiger gefunden hat<sup>20</sup>. Es handelt sich um die These, daß Wittgenstein in der LPA mit der ›psychologischen‹ Hintergrundsannahme einer Sprache des Denkens (language of thought) operiert. In seinem Tagebuch hat Wittgenstein am 12. 9. 1916 im Sinne dieser Hintergrundsannahme notiert:

»Jetzt wird klar, warum ich dachte, Denken und Sprechen wären dasselbe. Das Denken ist nämlich eine Art Sprache. Denn der Gedanke ist [ich ergänze: nicht nur ein logisches Bild der Tatsachen, sondern] natürlich a u c h ein logisches Bild des Satzes und damit ebenfalls eine Art Satz.« (Tb 177 f.)

Denken und Sprechen sind nicht dasselbe, aber homolog. Und, so lautet Wittgensteins Version der These einer language of thought, die vollständige Analyse der Sätze in die ihren Sinn konstituierenden Elementarsätze (vgl. 4.2) ist innerlich, im Denken der Satzsinne (Meinen auf seiten des Sprechers, Verstehen auf seiten des Hörers) schon operativ – auch deshalb muß sie für die gesprochene Sprache nur entdeckt und nicht etwa erfunden werden.

Nach meiner in den folgenden Kapiteln ausgeführten Interpretation ist die These über die Existenz einer Sprache des Denkens für die gesamte Konzeption der LPA zentral, denn sie bestimmt die mittlere Reihe der ganzen Abhandlung, die bisher fehlende siebente. Sie führt vom Gedanken zum Satz, vom Denken zur gesprochenen (oder geschriebenen) Sprache. Ihr Anfang ist Satz 3.2, ihr Ende 4.2 und ihre Mitte 3.5. Dieser Satz ist damit als der eigentliche Mittelsatz der ganzen LPA ausgezeichnet, wie oben (S. 12) in Aussicht gestellt.

Damit hat die LPA nach ihrer Gliederung in Reihen die folgende Struktur eines Quadrates aus 49 Quadraten, deren mittleres der Satz 3.5 besetzt:



	a	b	c	d	e	f	g
I	1.1	1.2	2	2.1	2.2	3	3.1
II	2.1	2.2	3	3.1	3.2	3.3	3.4
III	3	3.1	3.2	3.3	3.4	3.5	4
IV	3.2	3.3	3.4	3.5	4	4.1	4.2
V	4	4.1	4.2	4.3	4.4	4.5	5
VI	5	5.1	5.2	5.3	5.4	5.5	5.6
VII	5.6	6	6.1	6.2	6.3	6.4	6.5

Die Zeilen I–VII dieser Matrix spezifizieren die gleichsam Kapitel bildende Reihen der LPA durch die Nummern der in sie gehörenden Hauptsätze (>n<) und Haupterläuterungen (>n.m<). In ihnen Reihen, im ganzen Gedankengang hervorgehobene Sinn-einheiten zu sehen, ist inhaltlich gerechtfertigt durch den Umstand, daß sie jeweils Anfang, Mitte und Ende sachlich hervorheben und damit die Grobstruktur der LPA replizieren. Im folgenden nenne ich diese Matrix das 49er-Quadrat.

Im 49er-Quadrat sind die durch die Reihen I–VII markierten Sinnbeziehungen dominant. Aber auch in den Spalten a–g ergeben sich Sinnbeziehungen. Für die Sequenzen in den Spalten ist ebenfalls charakteristisch, Anfang, Mitte und Ende hervorzuheben, wenn sie von oben gelesen werden. Daß dadurch sämtliche Sätze der mittleren, IV. Reihe zu Mittelsätzen der Spalten werden, unterstreicht die Zentralität dieser Sätze. Die Sinnbeziehungen in den Spalten könnten kurz wie folgt erläutert werden:



Spalte a führt von der Welt als Gesamtheit der Tatsachen als Anfang über den ausgezeichneten Ausdruck von Gedanken in vollständig analysierten Sätzen in der Mitte zu den Grenzen der Sprache (Welt) als Ende. Diese Sequenz ist dadurch motiviert, daß sich die Grenzen der Welt als empirischer Realität in der Gesamtheit der Elementarsätze zeigt (5.5561).

Spalte b führt vom Zerfallen der Welt in Tatsachen als Anfang über das semantische Pendant für diese Zerfallen, das propositionale Zusammenhangsprinzip in Satz 3.3 als Mitte, zur allgemeinen Form der Wahrheitsfunktion in Satz 6 als Ende. Die Wahrheitsfunktionentheorie des Satzes setzt Wittgensteins Fassung des propositionalen Zusammenhangsprinzips voraus.

Spalte c führt vom Zusammenhang von Tatsachen und Sachverhalten als Anfang über den durch Sachverhalte (und ihre Konstituenten: Gegenstände) aufgespannten logischen Raum als Mitte zu den das Gerüst dieses Raumes (vgl. 6.124) bildenden Tautologien der Logik.

Spalte d führt vom ausgezeichneten Faktum, daß wir uns Bilder der Tatsachen machen, über den Mittelsatz 3.5 zu den Sätzen der Mathematik als logischer Methode als Ende, welche Sätze als Gleichungen Scheinsätze sind, weil sie keine Gedanken als logische Bilder *der Tatsachen* ausdrückenden Sätze (angewandte, gedachte, Satzzeichen – 3.5) sind.

Spalte e führt vom Gesetz der mit der Wirklichkeit gemeinsamen Form der Abbildung für alle Bilder über das Gesetz für Sätze, Gedanken ausdrücken zu müssen, als Mitte zur These am Ende, daß die Erforschung der Logik die Erforschung aller Gesetzmäßigkeit bedeutet – daß es nur logische Notwendigkeit gibt (6.375).

Spalte f führt vom Gedanken als logischem Bild der Tatsachen am Anfang über den Satz als Bild, weil Darstellung des Bestehens und Nichtbestehens der Sachverhalte (das durch die ausgezeichneten Bilder, die Elementarsätze sind, dargestellt wird), als Mitte zur These von der Gleichwertigkeit aller Sätze als Ende.

Spalte g schließlich führt vom wesentlichen Ausdruck des Gedankens im Satz als Anfang über die Bildhaftigkeit seines Sinns (der in Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung mit den Möglichkeiten des Bestehens und Nichtbestehens der Sachverhalte besteht, die in Satz 4.3 als die Wahrheitsmöglichkeiten der Elementarsätze fortbestimmt werden) in der Mitte zu den Grenzen des Sinns in beantwortbaren Fragen, welche Grenzen die Existenz *des* Rätsels, auf dessen Lösung Schopenhauer die Philosophie verpflichtet sah, ausschließen<sup>21</sup>.

Das 49er-Quadrat nun zeigt durch die Sinnbeziehungen in seinen Reihen und Spalten sowie durch die kettenartige Verklammerung der Reihen untereinander den organischen Charakter der Philosophie, weil es zeigt, wie jeder Teil zum Ganzen gehört und das Ganze mitkonstituiert. Von jedem durch die Zahl eines Hauptsatzes oder

einer Haupterläuterung besetzten Quadrat aus kann man (sinngemäß nur in senkrechter oder waagerechter Weise prozedierend) jedes andere erreichen, ohne das 49er-Quadrat verlassen zu müssen – das ist das geometrische Äquivalent für Organizität, das Wittgenstein in der Ausführung des Darstellungsprogramms von Schopenhauer gefunden hat. Natürlich wären ebenso andere graphische Anordnungen der Elemente denkbar wie andere Formen der Elemente. Aber daß Wittgenstein in anderem Zusammenhang selber eine solche Figur verwendet hat (sie hat freilich nur 9 Elemente – vgl. PU § 48), macht es (zumindest psychologisch) wahrscheinlich, daß auch ihm die natürlicherweise auffällige geometrische Figur des Quadrats als solche naheliegend war. Im folgenden unterstelle ich deshalb, daß das 49er-Quadrat die intendierte formale Struktur der LPA wiedergibt.

### *7. Eine Interpretation – und ein symbolischer Hinweis auf das Interpretierte?*

Angesichts meiner These, daß Wittgenstein versucht hat, Schopenhauers Darstellungsprogramm für eine organische Philosophie besser als dieser selbst zu realisieren, und daß das Ergebnis dieses Versuchs das 49er-Quadrat ist, erhebt sich naturgemäß die Frage, ob das durch meine These Wittgenstein zugeschriebene Bestreben eine unerklärliche Laune des Autors war oder ob sich dafür eine sachliche Motivation angeben läßt. Bei der Entscheidung dieser Alternative hilft die Erinnerung daran weiter, daß auch bei Schopenhauer das Darstellungsprogramm für die organische Philosophie keine schriftstellerische Marotte gewesen ist. Es hatte vielmehr ein fundamentum in re philosophiae. Am Ende des § 15 von Buch I des Ersten Bandes von WWV beschreibt Schopenhauer die Aufgabe der Philosophie dahin, daß sie die intuitive Erkenntnis eines jeden über die Welt und ihr Wesen zu abstraktem deutlichen Wissen zu erheben habe, so daß sie »eine vollständige Wiederholung, gleichsam Abspiegelung der Welt in abstrakten Begriffen« werde (WWV I, § 15, S. 136). Den Zusammenhang des Darstellungsprogramms mit dieser Aufgabenbeschreibung für die Philosophie deutet dann der letzte Absatz des § 15 an:

»Die Übereinstimmung, welche alle Seiten und Teile der Welt, eben weil sie zu einem Ganzen gehören, miteinander haben, muß auch in jenem abstrakten Abbilde der Welt sich wiederfinden. Demnach könnte in jener Summe von Urteilen das eine aus dem andern gewissermaßen abgeleitet werden, und zwar immer wechselseitig. Doch müssen sie hiezu fürs erste dasein und also zuvor, als unmittelbar durch die Erkenntnis der Welt in concreto begründet, aufgestellt werden, um so mehr, als alle unmittelbare Begründung sicherer ist als die mittelbare: ihre Harmonie zu einander, vermöge welcher sie sogar zur Einheit eines Gedankens zusammenfließen und welche entspringt aus der Harmonie und Einheit der anschaulichen Welt selbst, die ihr gemeinsamer Erkenntnisgrund ist, wird daher nicht als das erste zu ihrer Begründung gebraucht werden; sondern nur noch als Bekräftigung ihrer Wahrheit hinzukommen.«

Das Darstellungsprogramm für die organische Philosophie hat bei Schopenhauer also seinen Grund darin, daß die Welt durch Einheit und Harmonie gekennzeichnet und die Philosophie als Metaphysik abstrakte Erkenntnis dessen ist, was Wesen der Welt ist.

Gibt es nun einen vergleichbaren Zusammenhang auch bei Wittgenstein? Seine Lehre über die Welt ist: Sie ist Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge; obwohl die Tatsachen in den logischen Raum der in der Welt nicht verwirklichten Möglichkeiten gehören, sind sie voneinander unabhängig (vgl. 1.21). Für dieses Zusammenbestehen von Zusammenhang (im logischen Raum) und Unabhängigkeit der Elemente der Welt voneinander hat Max Black die treffende Formulierung gefunden, für Wittgenstein sei die Welt ein »Mosaik von Tatsachen«<sup>22</sup>. Denn obwohl die Mosaiksteine voneinander unabhängig sind, zeigt erst ihr Zusammenhang im Mosaik ein Bild – so wie für Wittgenstein die »Gesamtheit der wahren Gedanken ... ein Bild der Welt (sind)« (3.01). Im Hinblick darauf könnte gesagt werden, die formale Struktur der LPA im 49er-Quadrat zeigt auch, was die Welt ist – ein Mosaik von Tatsachen.

Bei Wittgenstein hat diese Verankerung der Form der Philosophie im Wesen der Welt aber nicht denselben Grund wie bei Schopenhauer, weil seine Aufgabenbestimmung für die Philosophie nicht die ist, sie habe ein Abbild der Welt in abstrakten Begriffen zu liefern. Wittgensteins möglicher sachlicher Grund für die Realisierung der Form seiner Philosophie im Aufbau der LPA ist komplexer. Nach den von ihm gesehenen Grenzen des Sinns liegt auch die Ontologie jenseits dieser Grenzen im Bereich des Nichtsagbaren, über das geschwiegen werden muß. Was die Welt ist, kann sich allenfalls zeigen. Und zwar zeigt es sich seiner Auffassung nach in der allgemeinen Form des Satzes, die in einer formalen Begriffsschrift eine Variable wäre (vgl. 4.53). Denn die Tatsachen, deren Gesamtheit die Welt bildet, sind uns objektiv nur in wahren Gedanken/Sätzen gegeben, so daß folgendes gilt:

»5.471 Die allgemeine Satzform ist das Wesen des Satzes.

5.4711 Das Wesen des Satzes angeben, heißt, das Wesen aller Beschreibung angeben, also das Wesen der Welt.«

Nun verletzt Wittgenstein, wie schon erwähnt, die von ihm selber gezogenen Grenzen des Sinns in der LPA fast durchgängig und dies ganz bewußt (vgl. 6.54), weil er seine Leser auf der am Ende wegzuerfendenden Leiter seiner Sätze zur richtigen Sicht der Welt allererst führen will. Aber die Unvermeidlichkeit der Verletzung der Sinnsgrenzen in diesem Bestreben macht sie nicht als Verletzung ungeschehen. Denn das Wesen der Welt läßt sich nicht aussagen, sondern zeigt sich nur daran, daß die allgemeine Satzform die Variable für alle Sätze über die Tatsachen der Welt als ihre Werte ist.

Wittgenstein könnte daher Grund gesehen haben, die wenn auch unvermeidliche Verletzung der Grenzen des Sinns durch die Sätze der LPA gleichsam wiedergutzu-

machen – und das könnte sein sachlicher Grund für die Realisierung der Form der Philosophie im 49er-Quadrat gewesen sein. Obwohl in den Sätzen der LPA unberechtigtweise auch ausgesagt, wird das Wesen der Welt doch auch so präsentiert, wie es allein legitim zugänglich ist: im Sich-Zeigen. Denn das 49er-Quadrat *zeigt* symbolisch immerhin auch, was die Welt ist: ein Mosaik von Tatsachen. Man kann in dem ›Verschenden unsäglich Mühe auf ein Anordnen der Gedanken‹ (vgl. VB 489), das Wittgenstein die Realisierung des 49er-Quadrats in der LPA gekostet haben dürfte, aber ebenso einen Ausdruck metaphysischen Stolzes wie einen Ausdruck metaphysischer Demut sehen. Nun muß diese Interpretation des Sachverhalts der Realisierung des 49er-Quadrats im Aufbau der LPA spekulativ bleiben, weil es dazu keinerlei direkte Äußerungen Wittgensteins gibt (jedenfalls keine veröffentlichten). Auch zu Gliederungsfragen im allgemeinen sind keinerlei Zeugnisse überliefert. Die späteren Tagebücher aus der Phase vor der Fertigstellung der LPA im August 1918, die möglicherweise solche Hinweise enthalten haben, wollte Wittgenstein schon 1919 vernichtet sehen (Brief Nr. 108 an Russell, P.P.S., Br 98) und er hat diesen Willen noch 1950 in Wien weitgehend ausgeführt. Aber das 49er-Quadrat selber als die intendierte formale Struktur der LPA läßt sich, anders als die Interpretation seiner Motivation, durch Ausführung der Deutung weiter stützen, wofür die beiden folgenden Kapitel Beispiele geben.

Dennoch bleibt die nagende Frage, ob es nicht irgendeinen Hinweis darauf gibt, daß im 49er-Quadrat die intendierte formale Struktur der LPA zu sehen ist. Tatsächlich glaube ich, einen solchen, freilich symbolischen Hinweis am Ende der LPA entdeckt zu haben. Auch hier bleibt die Deutung spekulativ. Aber das nun zu Zeigende ist für das Verständnis der LPA auch nicht ebenso wichtig wie das 49er-Quadrat, sondern stellt ein entbehrliches ästhetisches Surplus dar.

Auf den symbolischen Hinweis auf die Struktur der LPA im 49er-Quadrat stößt man, wenn man über eine Formulierungseigentümlichkeit ihres ›letzten‹ Satzes nachdenkt. Er lautet:

- » 7 Wovon man nicht sprechen kann,  
darüber muß man schweigen.«

Meiner Sprachintuition würde es entsprechen, statt dieser Formulierung eine von zwei Alternativen zu erwarten: Entweder eine Formulierung mit dem Paar »Worüber ..., darüber...« oder eine Formulierung mit dem Paar »Wovon ..., davon ...«. Warum hat Wittgenstein, wenn er überhaupt bewußt gewählt hat, die Formulierung mit der Mischung der Pronominaladverbien »Wovon ..., darüber...« gewählt? Ich vermute, weil die beiden ›intuitiveren‹ Varianten nicht die richtige Anzahl von Silben in der richtigen Verteilung auf die beiden Satzhälften aufweisen. Die erste Variante »Worüber ..., darüber ...« hat 15 Silben, 8 in der ersten Satzhälfte, die zweite »Wovon..., davon...« hat 13 Silben, 6 in der zweiten Satzhälfte. Nur die tatsächliche Formulierung

hat 14 Silben, 7 in jeder Satzhälfte. Zusammen mit der Ordnungszahl enthält der letzte Satz also die 7 dreimal<sup>23</sup>. Was könnte darin stecken?

Vielleicht die Beschreibung ›Die 7 ist aus dreimal 7 Elementen gebildet‹ oder die Aufforderung ›Bilde die 7 aus dreimal 7 Elementen‹. Anzunehmen, das sei der Fall, wird beinahe zwingend, wenn man die gemeinten Elemente identifiziert. Dazu muß ich etwas weiter ausholen. Nach einem berühmten Selbstzeugnis Wittgensteins hat er die ganze LPA um der Themen willen geschrieben, die in ihr am Ende behandelt werden:

»... der Sinn des Buches ist ein Ethischer. Ich wollte einmal in das Vorwort einen Satz geben, der nun tatsächlich nicht darin steht, den ich Ihnen aber jetzt schreibe, weil er Ihnen vielleicht ein Schlüssel sein wird: Ich wollte nämlich schreiben, mein Werk bestehe aus zwei Teilen: aus dem, der hier vorliegt, und aus alledem, was ich nicht geschrieben habe. Und gerade dieser zweite Teil ist der Wichtige. Es wird nämlich das Ethische durch mein Buch gleichsam von Innen her begrenzt; und ich bin überzeugt, daß es, streng, N U R S O zu begrenzen ist. Kurz, ich glaube: Alles das, was viele heute schwefeln, habe ich in meinem Buch festgelegt, indem ich darüber schweige.« (Br. Nr. 107 an v. Ficker, Br 96 f.)

Das Ethische, um dessentwillen Wittgenstein gemäß diesem Selbstzeugnis die LPA überhaupt geschrieben haben will, wird ab Satz 6.4 behandelt. Und nun führt folgende Beobachtung zur Identifizierung der in der symbolischen Beschreibung oder Aufforderung gemeinten Elemente: In der Bearbeitung des ›Prototractatus‹ zur LPA hat Wittgenstein die Anzahl der Sätze, die von 6.4 zu 7 führen (beide im ›Prototractatus‹ ausgeschlossen, 6.4 in der LPA eingeschlossen), von einem Vielfachen von 7 auf das nächstniedrigere reduziert – von 28 auf 21 gesondert nummerierte Bemerkungen. 21 aber ist dreimal 7 und die Elemente, aus denen die 7 gebildet oder zu bilden ist, sind die Ordnungszahlen der letzten 21 zu Satz 7 hinführenden, gesondert nummerierten und von Wittgenstein für unvergleichlich wichtig gehaltenen Bemerkungen. Führt man die symbolische Aufforderung, die 7 aus dreimal 7 zu bilden, aus, ergibt sich eine 7 mit Querstrich, die sich unschwer einem Quadrat einbeschreiben läßt. Diese ›7 im Quadrat‹ ist, so meine ich, der symbolische Hinweis auf die intendierte formale Struktur der LPA im 49er-Quadrat:

6.4	6.41	6.42	6.421	6.422	6.423	6.43 6.431
					6.4311	
				6.4312		
6.5	6.51	6.52	6.521 6.432	6.522	6.53	6.54
		6.4321				
	6.44					
6.45						

Nennen wir diese Figur im Unterschied zum 49er-Quadrat das 21er-Quadrat. Wenn man diese beiden Quadrate neben- oder übereinander anordnet, so daß sich ihre aneinander grenzenden Seiten berühren, ergibt sich wiederum eine konvexe Figur, das Rechteck, mit zwei symmetrischen konstituierenden Teilen, dem 49er- und dem 21er-Quadrat. Diese Anordnung ist geeignet, auch zu *zeigen*, was Wittgenstein im Hinblick auf die Logik ausdrücklich gesagt hat:

»Die Menschen haben immer gehaut, daß es ein Gebiet von Fragen gibt, deren Antworten – a priori – symmetrisch, und zu einem abgeschlossenen Gebilde vereint liegen.« (5.4541 b)

Symmetrie zeigt das aus 49er- und 21er-Quadrat gebildete Rechteck nicht nur darin, daß seine konstituierenden Teile Quadrate sind; sondern auch darin, daß den 30 unbesetzten Feldern im 21er-Quadrat entspricht, daß in das 49er-Quadrat 30 voneinander verschiedene Hauptbemerkungen und Haupterläuterungen über ihre Ordnungszahlen Aufnahme gefunden haben (Mehrfachauftritte von Bemerkungen also nicht gezählt). Dieser Aspekt der vom aus 49er- und 21er-Quadrat gebildeten Rechteck gezeigten Symmetrie repräsentiert die Form von Wittgensteins Philosophie: aus einem geschriebenen und einem (eigentlich wichtigen) ungeschriebenen Teil zu bestehen (vgl. oben S. 29, Brief Nr. 107 an v. Ficker, Br 96 f.).

Schließen möchte ich diese einleitende Aufklärung der Form der Philosophie bei Wittgenstein, indem ich mich einem erwartbaren Einwand stelle. Vielen Lesern dürfte die Aufmerksamkeit auf die Zahl 7 und die durch sie in der Struktur der LPA gestifteten Zusammenhänge rational äußerst fragwürdig vorkommen. Was das 49er-Quadrat angeht, so hoffe ich solche Bedenken durch die Interpretationsbeispiele in den folgenden Kapiteln weitergehend entkräften zu können – freilich setzt Verstehen Verstehenwollen voraus, und man muß nicht wollen. Aber daß ich es wage, ein Buch über einige Aspekte der LPA mit diesen Erwägungen zu beginnen und sie nicht taktvoller in einen Anhang oder verstreute Fußnoten verbanne – das mag vielleicht durch den Hinweis erträglicher werden, daß immerhin Wittgenstein selber eine Frage wie ›Was bedeutet die 7 in der LPA?‹ nicht für rational fragwürdig oder gar irrational gehalten hätte. Sein Freund Drury jedenfalls berichtet in seinen Erinnerungen an Wittgenstein von einem Gespräch darüber, daß alle Dramen von William Shakespeare fünf Akte hätten und dies schwer zu verstehen sei. Wittgenstein habe dabei die Frage gestellt: »What does the number five signify here?«<sup>24</sup>

## II. Zur ersten Reihe: Welt – Bild – Gedanke

- 1.1 Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge.
- 1.2 Die Welt zerfällt in Tatsachen.
  - 2 Was der Fall ist, die Tatsache, ist das Bestehen von Sachverhalten.
- 2.1 Wir machen uns Bilder der Tatsachen.
- 2.2 Das Bild hat mit dem Abgebildeten die logische Form der Abbildung gemein.
  - 3 Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke.
- 3.1 Im Satz drückt sich der Gedanke sinnlich wahrnehmbar aus.

### *1. Die Antizipationen der und Korrespondenzen zur Satztheorie in der Ontologie*

Wittgenstein soll ursprünglich vorgehabt haben, sein erstes Buch ›Der Satz‹ zu betiteln<sup>1</sup>. Damals mag er sich noch ganz andere Vorstellungen von Aussehen und Aufbau seines Buches gemacht haben, aber für dessen endgültige Gestalt wäre das ein merkwürdiger Titel angesichts der Thematik, mit der das Buch eröffnet: der Ontologie als Lehre von der Struktur der Welt in Tatsachen, Sachverhalten und Gegenständen und deren notwendigem Zusammenhang. Noch merkwürdiger wäre der Titel ›Der Satz‹ freilich, wenn man eine der traditionellen Weisen, die LPA zu gliedern, zugrundelegt. Ein solcher Vorschlag lautet: Jeder der Hauptsätze 1 bis 7 ist zugleich Überschrift eines Kapitels, das letzte Kapitel besteht nur aus einem einzigen Satz. Dann nämlich bräuhete Wittgenstein fast die Hälfte der Kapitel, um recht eigentlich zu seinem Thema zu kommen<sup>2</sup>. Aber auch einem differenzierteren Vorschlag zum Verständnis des Aufbaus der LPA wie dem 49er-Quadrat sollte der Beginn des Textes, der nun einmal von vorne nach hinten gelesen werden dürfte, auch wenn das Buch sachlich keinen eigentlichen Anfang hat, ein Problem sein – es sollte geklärt werden, was sachlich für den Beginn mit der Ontologie im Text (nicht: im System) spricht.

Ohne Frage ist die Satztheorie für die LPA zentral. Im Sinne gewisser Bemerkungen ist sie sogar das einzige Thema:

»Meine g a n z e Aufgabe besteht darin, das Wesen des Satzes zu erklären. (–) Das heißt, das Wesen aller Tatsachen anzugeben, deren Bild der Satz i s t . (–) Das Wesen allen Seins angeben.« (Tb 22.1. 15, Tb 129; vgl. 5.4711)

Der Zusammenhang zwischen den Tatsachen, aus denen die Welt besteht, und den Sätzen, denen die Tatsachen entsprechen, wenn sie wahr sind, ist für Wittgenstein ein interner oder »wesentlicher« Zusammenhang (vgl. 4.03 b). Darin steckt die These, daß uns die Welt objektiv nur in wahren Sätzen gegeben ist. Andererseits sind Sätze



Satzzeichen in projektiver Beziehung zur Welt (3.12) und Satzzeichen sind, ebenso wie Bilder im allgemeinen (2.141), selber Tatsachen (3.14 b). Wenn das Wesen des Satzes also erklärt werden soll, muß zuvor verständlich gemacht werden, was Tatsachen sind. Deshalb eröffnet der Text mit der Ontologie der Tatsachen.

Autoren, die sich für die Beziehung Wittgensteins zu Schopenhauer interessiert haben, sind von diesen Zusammenhängen her zu der These gekommen, Wittgenstein ersetze Schopenhauers Welt als Vorstellung durch eine Konzeption der Welt als Satz (Janik) oder Darstellung (Magee)<sup>3</sup>. Aber solche Zuschreibungen sind irrig, wenn sie implizieren, bei Wittgenstein habe die Rede von der Welt an sich im Unterschied zur Welt als Vorstellung Sinn, und sie verderben eine Pointe der Darstellung Wittgensteins. Zwar gibt es auch bei Wittgenstein andere Gegebenheitsweisen der Realität als die in Sätzen – die von der traditionellen Erkenntnistheorie sinnlich genannten Gegebenheitsweisen in den verschiedenen Formen der Sinneswahrnehmung. Aber über sie läßt sich nichts sagen – deshalb fehlte der Rede von der Welt als Darstellung der sinnvolle Kontrast zur Welt an sich (die schopenhauersche Gegebenheitsweise der Welt als Wille gibt es bei Wittgenstein nicht). Eine Darstellungspointe Wittgensteins wird durch solche Interpretationen verdorben, nicht nur, weil Wittgenstein eben nicht von der Welt als Satz oder als Darstellung redet, sondern weil er den internen Zusammenhang zwischen Welttatsachen und Sätzen im Aufbau der ersten Reihe der LPA sehr bewußt nur *zeigt*. Das stützt die vorgeschlagene Einteilung der ersten Reihe.

Nur sie läßt auch die mehrfachen Antizipationen der Satztheorie schon in der Ontologie nicht als ungedeckte Wechsel verständlich werden. Daß Dinge wesentlich in den Zusammenhang von Sachlagen gehören und ihre Selbständigkeit, in allen möglichen Sachlagen vorkommen zu können, eine Form der Unselbständigkeit, weil eine Form des Zusammenhangs mit dem Sachverhalt ist, erläutert Wittgenstein beispielsweise durch die parenthetische Bemerkung: »Es ist unmöglich, daß Worte in zwei verschiedenen Weisen auftreten, allein und im Satz« (2.0122). Sie greift vor auf das propositionale Zusammenhangsprinzip (3.3, 3.314).

Daß Gegenstände einfach sind (2.02), wird unmittelbar (in einer Bemerkung mit um zwei Stufen niedrigerem logischen Gewicht) damit kommentiert, daß sich jede Aussage über Komplexe in eine Aussage über deren Bestandteile und diejenigen Sätze zerlegen lasse, die die Komplexe vollständig beschreiben (2.0201). Diese Bemerkung greift auf die Forderung der Analyse vor (3.25). In ihr hält Wittgenstein fest, daß er sich nach Erwägung verschiedener Möglichkeiten für die Begründung der Forderung nach einfachen Gegenständen dafür entschieden hat, sie als logische Folge aus der Idee der Analyse aufzufassen (vgl. Tb 14.6.15 f., Tb 153; Tb 9.5. 15 a–c, Tb 137 f.).

Daß die Welt eine aus den Gegenständen gebildete Substanz haben müsse und die Gegenstände nicht zusammengesetzt seien (2.021), wird so erläutert:

- »2.0211 Hätte die Welt keine Substanz, so würde, ob ein Satz Sinn hat, davon abhängen, ob ein anderer Satz wahr ist.  
2.0212 Es wäre dann unmöglich, ein Bild der Welt (wahr oder falsch) zu entwerfen.«

Und die Eigentümlichkeit der Substanz der Welt, nur eine Form und keine materiellen Eigenschaften zu bestimmen, wird damit erläutert, daß Eigenschaften erst durch Sätze dargestellt und durch Konfigurationen der Gegenstände gebildet werden (2.0231)<sup>4</sup>.

Alle diese expliziten Bezugnahmen auf Sprache und Sätze erfolgen, bevor im Text auch nur der grundlegende Ausdruck ›Bild‹ eingeführt und erläutert worden ist. Berechtigt sind diese Antizipationen nur, weil die Thematisierung der Ontologie von vornherein im Horizont der Satzsprache erfolgt und dieser Horizont durch den Aufbau der ersten Reihe auch gezeigt wird.

Noch wichtiger als das Verständnis der Berechtigung der antizipatorischen Bezugnahmen auf Darstellungen und Sprache ist es einzusehen, wie weitgehend die Ontologie eine Entsprechung zur Sprach- als Satztheorie ist. Max Black hat die Pointe der Tatsachenontologie am Beginn der LPA dahin erläutert, daß Wittgenstein sich mit ihr gegen die lange ontologische Tradition wendet, die die Welt als Ding, als *summa ens* verstanden hat. Die Erklärung der Welt zur Gesamtheit der Tatsachen widerspricht ihrer traditionellen Verdinglichung; daß sie in die Gesamtheit der Tatsachen zerfällt (1.2), wehrt ab, daß sie irgendeine auffindbare bzw. aussagbare Supertatsache sei<sup>5</sup>. Aber dieser Skopus der Tatsachentheorie ist extern konstruiert. So aufschlußreich er ist, nichts läßt darauf schließen, daß Wittgenstein sich dieser Frontstellung bewußt gewesen wäre. Er wollte vielmehr nur den internen Zusammenhang von Sprache und Welt darlegen und zeigen<sup>6</sup>. Intern gesehen korrespondiert das Zerfallen der Welt in Tatsachen einfach Wittgensteins Verständnis des von Frege übernommenen propositionalen Zusammenhangsprinzips, demzufolge (in seiner allgemeinen Version) ein »Ausdruck« »nur im Satz Bedeutung« hat (3.314). Wittgensteins Verständnis dieses Prinzips ist nämlich, daß es für die Bedeutung eines Ausdrucks nicht nur notwendig, sondern auch schon hinreichend ist, im Satz auftreten zu können. In den Vorarbeiten der Tagebücher findet sich dafür die anschauliche Formel, der Satz stelle den Sachverhalt »auf eigene Faust dar« (Tb 5.11. 14 a, Tb 115). Die Welt zerfällt in Tatsachen, weil die Sprache in Sätze zerfällt, die Sachverhalte auf eigene Faust darstellen können. Wie die Welt Gesamtheit der Tatsachen (1.1), so ist die Sprache Gesamtheit der Sätze (4.001). Daß die Tatsachen in ihrer Gesamtheit auch bestimmen, »was alles nicht der Fall ist« (1.12) und sie daher von vornherein in einem »logischen Raum« sind (1.13), nimmt ontologisch auf die Negierbarkeit von Sätzen Rücksicht. Und das ist nur der Anfang der Korrespondenzen zwischen Welt- und Satztheorie.

Denn in der Erklärung von ›Tatsache‹ nimmt Wittgenstein schon auf die Durchführung seiner Satztheorie Bezug. Wenn es heißt, die Tatsache sei »das Bestehen von Sachverhalten« (2), dann ist diese Formulierung im Hinblick auf die Sätze 2.06 und 2.063 unvollständig. Vollständig müßte sie lauten, eine Tatsache sei das Bestehen *und* Nichtbestehen von Sachverhalten. Aber schon mit dem Plural der tatsächlichen Formulierung spielt Wittgenstein auf die Theorie des Satzes als Wahrheitsfunktion von Elementarsätzen an – mit Bedacht heißt es nicht, eine Tatsache sei das Bestehen eines Sachverhalts (Singular). Dieser Aspekt der Satztheorie motiviert auch die folgende Bestimmung in der Ontologie: »2.034 Die Struktur der Tatsache besteht aus den Strukturen der Sachverhalte.«

Daß Antizipationen der und Korrespondenzen zur Satztheorie in der eröffnenden Ontologie Wittgenstein nicht *faute de mieux* ›unterlaufen‹ sind, sondern als solche intendiert waren, wird schließlich an folgendem interpretationsbedürftigen Sachverhalt deutlich. Obwohl bei Satz 2.1 ein sachlicher Einschnitt der Darstellung liegt, gehört er auch noch zur Ontologie (als ihr Schlußpunkt in der Abschnittsgliederung, als Mitte der ersten Reihe im 49er-Quadrat). Ausweislich seiner Numerierung ist er eine von zwei Haupterläuterungen zu Satz 2. Wie kann aber, daß eine Tatsache das Bestehen von Sachverhalten ist, dadurch erläutert sein, daß wir uns Bilder der Tatsachen machen (2.1) und das Bild mit dem Abgebildeten die logische Form der Abbildung gemeinsam hat? Da nichts Erläuterndes *gesagt* wird, kann etwas Erläuterndes durch die Zuordnung der beiden Sätze 2.1 und 2.2 zu Satz 2 nur *gezeigt* sein. Was wäre das? Daß insbesondere die Dekomposition von Tatsachen in Sachverhalte eine Funktion des Umstands ist, daß wir uns Bilder von Tatsachen machen und diese Bilder eine bestimmte strukturelle Eigentümlichkeit, genannt ›Form der Abbildung‹, aufweisen. Eine Alternative zu diesem Verständnis wäre es nur, im Zusammenhang zwischen Satz 2 und den Haupterläuterungen 2.1 und 2.2 die Zuordnungsprinzipien des Nummerierungssystems außer Kraft gesetzt zu sehen – aber warum sollte man das, wenn doch eine Interpretation, die seine Grundsätze wahr, wie eben skizziert, angeboten werden kann?

Die vorgeschlagene Interpretation des Zusammenhangs zwischen Satz 2 und 2.1 sowie 2.2 als seinen Haupterläuterungen läßt sich noch durch folgende Erwägung verstärken. Auf Satz 2 folgen unmittelbar nur Erläuterungen zweiter und niedrigerer Ordnung – unter 2.01 zum Zusammenhang zwischen Sachverhalt und Ding bzw. Gegenstand; unter 2.02 zum Zusammenhang von Gegenständen und Substanz der Welt; unter 2.03 zu Sachverhalten und ihrer Struktur im Zusammenhang der Gegenstände in ihnen; von 2.04 bis 2.063 zum Zusammenhang zwischen Sachverhalten, Tatsachen und Welt. Diese Folge von Erläuterungen zweiter und niedrigerer Ordnung direkt auf Hauptsätze, die auch im Fall der Hauptsätze 3, 4, 5 und 6 auftritt, hat Erik Stenius gar zu dem Urteil veranlaßt, Wittgenstein folge in der Verwendung seines Nummerierungssystems gar keiner bestimmten Regel<sup>7</sup>. Aber schon Henry LeRoy Finch

hat dafür eine plausible Erklärung gefunden – in solchen auf Hauptsätze folgenden Erläuterungen zweiter und niedrigerer Ordnung sind Themata kommentiert, die noch unsagbarer sind als andere<sup>8</sup>.

Im Fall von Hauptsatz 2 sind die in den unmittelbar folgenden Erläuterungen behandelten Zusammenhänge zwischen Sachverhalten, Gegenständen, Substanz der Welt und Welt der Tatsachen deshalb spezifisch unsagbar, weil sie als Analysantia für Tatsachen als Konstituenten der Welt gänzlich von unserer, denk- und satz-sprachlichen Darstellungsweise der Welt abhängen. Dies aber zeigt der Zusammenhang zwischen Satz 2 und seinen Haupterläuterungen, 2.1 und 2.2.

## 2. *Tatsachen, Sachlagen, Sachverhalte – Dinge, Sachen, Gegenstände*

Unter Tatsachen werden in Wittgensteins Ontologie wie in der Umgangssprache Sachlagen verstanden, die bestehen und vermöge derer Sätze, in denen sie dargestellt werden, wahr sind. Sachlagen sind mögliche Tatsachen, über deren Wahrheit oder Falschheit noch nicht entschieden ist. Sachverhalte schließlich sind elementare Sachlagen, die von Elementarsätzen dargestellt werden.

Elementarsätze sind zunächst Sätze, in denen keine logischen Operatoren auftreten (vgl. PG 210 f.). Aber in der LPA sind sie darüberhinaus nur postulierte Einheiten einer analytischen Notation, in denen die Verkettung absolut einfacher Gegenstände in einem Sachverhalt dargestellt wird. Alle Sätze der normalen Sprache sollen als Wahrheitsfunktionen von Elementarsätzen analysierbar sein, jeder Satz ist noch komplex und soll nur eine vollständige Analyse in Elementarsätze haben (3.25), die seinen Sinn allererst bestimmt sein läßt.

Das Postulat der Analyse ist Konsequenz zweier Grundforderungen der Sprachtheorie Wittgensteins in der LPA. Die erste ist die Forderung der Bipolarität des Satzes<sup>9</sup>. Die zweite ist, daß Sätze für sich, auch ohne Sinnzusammenhang mit anderen, müssen ohne weiteres wahr oder falsch sein können. Ein Reflex dieser Forderung (vgl. 4.023 a) ist das propositionale Zusammenhangsprinzip – für Bedeutung von Ausdrücken ist Auftretenkönnen in einem Satz sowohl notwendig als auch schon hinreichend<sup>10</sup>.

In bezug auf einen Aspekt der zweiten Forderung schreibt Wittgenstein von der »Forderung der Bestimmtheit des Sinns« (3.23). Diese Forderung richtet sich zwar an den Sinn von Sätzen, ihr Grund aber ist letztlich eine ontologische Überzeugung: »Was schwankt, sind unsere Bestimmungen, nicht die Welt. ... Die Welt hat eine feste Struktur« (Tb 17.6.15 j/k, Tb 156). Da viele Sätze der normalen Sprache aber vage sind, über ihre Wahrheit oder Falschheit nicht ohne weiteres entschieden werden kann, führt die Forderung der Bestimmtheit des Sinns zur Forderung der Einzigkeit der vollstän-

digen Analyse des Satzes in Elementarsätze, als deren Funktion sein Sinn völlig bestimmt sein soll.

Vermöge ihres Zusammenhangs und des internen Zusammenhangs zwischen Sprache und Welt, den Wittgenstein sieht und explizieren will, bestimmen diese drei Grundsätze der Sprachtheorie – Bipolarität, Bestimmtheit des Sinns und Einzigkeit der vollständigen Analyse jedes Satzes – den Aufbau der Ontologie. Greifbar wird das an den drei Ausdrücken für Einzelnes, die Wittgenstein unterscheidet und in Beziehung zueinander setzt: Ding, Sache und Gegenstand<sup>11</sup>. Dinge sind die makroskopischen Objekte der Sinneswahrnehmung, die in Sachlagen gehören. Der Sinneswahrnehmung sind sie *als* Sachen, als sinnliche Eindrücke gegeben. Gegenstände hingegen sind analytische Entitäten, als die wir Dinge und Sachen in unserer satzförmigen Darstellung der Welt *denken* – Gegenstände sind zunächst »Gegenstände des Gedankens« (3.2).

Ein Beispiel mag den angenommenen Zusammenhang verdeutlichen. In einem wahrgenommenen Klang können wir Töne unterscheiden. Töne können als Dinge im Sinn der LPA gelten. Im Erklängen mehrerer Töne in einem Akkord besteht eine Sachlage (d.h. das Erklängen ist eine Tatsache). Wir können aber nicht nur einzelne Töne im Klang unterscheiden, sondern erforderlichenfalls auch weitere Unterscheidungen bezüglich der Töne treffen. Jeder Ton hat eine bestimmte Höhe, eine bestimmte Farbe und eine bestimmte Lautstärke. Diese Charakteristika eines Tones können als Beispiele von Gegenständen im Sinne der LPA angesehen werden (modulo einer erforderlichen Qualifikation; vgl. 2.0131 b). Sie wären Beispiele für Gegenstände, wenn sichergestellt wäre, daß es sich bei ihnen um absolut einfache Charakteristika handelte. Da das nicht als sicher gelten kann (es könnte(n) auch für diese Charakteristika feinere Analysetechniken geben oder erfunden werden), überantwortet Wittgenstein die Entdeckung der Referenten der absolut einfachen Dimensionen einer dimensional maximal auflösenden Weltbeschreibung der Wissenschaft und erklärt sich als Logiker für unzuständig zu sagen oder Beispiele zu geben für das, was die Gegenstände sind. Seine These ist aber, daß, was immer wir wahrnehmen, immer schon mittels solcher maximal auflösenden Dimensionen der Darstellung *denken*<sup>12</sup>.

Daß jeder Ton, der erklingt, eine bestimmte Höhe, Farbe und Lautstärke hat, ist ein (möglicherweise noch zu grobes) Beispiel für das, was Wittgenstein mittels eines Bildes über den Zusammenhang von Sachverhalt und Gegenständen sagt: »2.0272 Die Konfiguration der Gegenstände bildet den Sachverhalt. 2.03 Im Sachverhalt hängen die Gegenstände ineinander, wie die Glieder einer Kette.« Wie Kettenglieder ineinander hängen die Gegenstände im Sachverhalt vermöge ihrer Formen, d.h. der Möglichkeiten ihres »Vorkommens in Sachverhalten« (2.0141). Tonhöhe, Tonfarbe und Tonlautstärke können nur im Sachverhalt »Erklängen eines Tones« auftreten, wenn auch

in allen möglichen Kombinationen ihrer verschiedenen Grade; das erste konstituiert ihre Unselbständigkeit als »eine Form des Zusammenhangs mit dem Sachverhalt«, das zweite (allseitige Kombinierbarkeit verschiedener Grade in den drei Dimensionen) ihre Selbständigkeit (vgl. 2.0122). In ihren Formen enthalten die Gegenstände »die Möglichkeit aller Sachlagen« (2.014), insofern mit allen Gegenständen auch alle möglichen Sachverhalte gegeben und Sachlagen auf Sachverhalte rückführbar sind (zum ersten vgl. 2.0124).

Über Gegenstände an ihnen selber läßt sich, außer, daß sie eine Form haben, nur noch sagen, daß sie einfach sind (2.02): »3.221 Die Gegenstände kann ich nur *nennen*. Zeichen vertreten sie. Ich kann nur *von* ihnen sprechen, *sie aussprechen kann ich nicht...*« Daß die Einführung von Gegenständen in die Ontologie Reflex der sprachtheoretischen Forderung nach Bestimmtheit des Sinns ist, macht die Anspielung auf die Möglichkeit der Analyse in der auf Satz 2.02 unmittelbar folgenden Erläuterung deutlich – die absolut einfachen Bestandteile der Komplexe, über die unsere normalen Sätze etwas aussagen, welche in Sätze über Bestandteile der Komplexe und diese vollständig beschreibende Sätze analysiert werden können (2.0201), diese absolut einfachen Bestandteile sollen die Gegenstände sein.

Wenn sich auch über Gegenstände an ihnen selber nichts weiter sagen läßt, als daß sie eine Form haben und absolut einfach sind, so läßt sich doch über ihre Gesamtheit weiteres sagen. Weil sie vermöge ihrer Form die Möglichkeit aller Sachlagen enthalten, sind, wenn alle möglichen Gegenstände gegeben wären (d.h. die Referenten aller Dimensionen der dimensional maximal aufgelösten Weltbeschreibung), auch »alle möglichen Sachverhalte gegeben« (2.0124). In ihrer Gesamtheit bilden die Gegenstände »die Substanz der Welt. Darum können sie nicht zusammengesetzt sein« (2.021). Die Erläuterungen zu dieser ersten Erläuterung dritter Stufe zum Satz zweiter Stufe 2.02 machen wieder den Zusammenhang der ontologischen Festsetzungen mit den sprach- bzw. darstellungstheoretischen Forderungen deutlich:

»2.0211 Hätte die Welt keine Substanz, so würde, ob ein Satz Sinn hat, davon abhängen, ob ein anderer Satz wahr ist.

2.0212 Es wäre dann unmöglich, ein Bild der Welt (wahr oder falsch) zu entwerfen.« Wie ist die Begründung, die diese beiden Erläuterungen zu Satz 2.021 der sprachlichen Form nach geben, zu verstehen? Wenn die Darstellung der Welt nicht durch Komplexe hindurch auf Einfaches stoßen würde, dann wäre der Sinn eines Satzes über einen Komplex von der Wahrheit eines anderen abhängig – des Satzes, der die Existenz des Komplexes aussagt. Das aber würde den Zusammenhang von Sinn einerseits, Wahrheit oder Falschheit andererseits verkehren. Denn Wahrheit oder Falschheit setzen Sinn schon voraus – nur was überhaupt Sinn hat, kann wahr oder falsch sein. Wäre es so, wie im Vordersatz von 2.0211 unterstellt, dann könnte über die Wahrheit oder



Falschheit des Satzes über einen Komplex nicht ausschließlich im Hinblick auf diesen Satz selber zu entscheiden sein, der Satz wäre kein Bild, das seinen Sinn zeigte (vgl. 2.221, 4.022), und er stellte, was er darstellte, nicht »auf eigene Faust« dar. Die wichtigste Konsequenz dieser hypothetischen Negativa aber wäre, daß die mögliche Falschheit eines Satzes über einen Komplex unverständlich würde. Denn wenn der Komplex nicht in Einfaches analysierbar wäre, dann könnte es ihn entweder nur geben oder nicht geben. Es gäbe ihn, wenn der Satz wahr wäre; aber wenn der Satz falsch wäre, dann könnte es nicht den Komplex und auch nichts anderes geben. Der Satz wäre nicht nur falsch, sondern sinnlos bzw. zwischen Falschheit und Sinnlosigkeit wäre nicht zu unterscheiden.

Hier wird eine weitere stillschweigende Voraussetzung der Sprach- und Darstellungstheorie der LPA greifbar, die Wittgenstein später ins Zentrum des von ihm kritisierten Augustinischen Bildes der Sprache versetzt hat (vgl. PU §§ 1–4, 32): Ausdrücke der Sprache haben Bedeutung, weil sie für etwas stehen. Wenn Komplexe nicht in Einfaches analysierbar sind, dann ist unter Voraussetzung der augustinischen Gegenstandstheorie über die Bedeutung von Ausdrücken nicht zwischen Falschheit und Sinnlosigkeit eines Satzes über den Komplex zu unterscheiden. Da hier aber ein Unterschied zwingend zu machen ist, müssen Komplexe analysierbar sein. Sind sie es, dann kann zwischen Falschheit und Sinnlosigkeit so unterschieden werden: Im Fall der Falschheit eines Satzes über einen Komplex existieren immerhin die Bestandteile des Komplexes, wenn auch nicht in der vom Satz oder Bild dargestellten Kombination; im Fall der Sinnlosigkeit gibt es nicht einmal die Bestandteile<sup>13</sup>.

Die Substanz der Welt in den Gegenständen bildet die feste Form (2.023) aller möglichen Welten. Sie besteht »unabhängig von dem, was der Fall ist« (2.024). Obwohl die Substanz der Welt nur eine Form bestimmt und nicht materielle Eigenschaften (weil diese »erst durch die Sätze dargestellt – erst durch die Konfiguration der Gegenstände gebildet« werden – 2.0231), ist die Substanz doch zugleich »Form und Inhalt« (2.025). Denn obwohl Tonhöhe, Tonfarbe und Lautstärke nur analytisch zu trennende Dimensionen des Erklings eines Tones sind (und insofern Darstellungsmittel unserer denkenden Hörwahrnehmung), weist doch jeder tatsächlich erklingende Ton diese drei Aspekte ungetrennt wirklich auf. Als Inhalt konstituiert die Substanz der Welt die der Wahrnehmung gegebenen Sachen, den Gehalt der Sinnesdaten.

Weil Gegenstände eine Form haben (eine definite Möglichkeit der Kombinierbarkeit mit anderen Gegenständen zu Sachverhalten), haben Sachverhalte eine »Struktur«: »die Art und Weise, wie die Gegenstände im Sachverhalt zusammenhängen« (2.032). Die »Strukturen der Sachverhalte« bilden die »Struktur der Tatsache« (2.034) – ein Reflex der Wahrheitsfunktionentheorie des Satzes bzw. der Forderung der Analyse.

Auf das Ende der Ausführungen über Gegenstände und Sachverhalte ab Satz 2.04 bin ich im wesentlichen Punkt, der doppelten Bestimmung des Ausdrucks Wirklichkeit, schon im Zusammenhang der Argumentation für die Einteilung der zweiten Reihe des 49er-Quadrats eingegangen<sup>14</sup>. Die Bemerkungen bis Satz 2.063 verknüpfen systematisch Anfang und Ende der Ontologie – was am Anfang über Tatsachen gesagt wurde, wird nun über Sachverhalte reformuliert, die These über den logischen Raum wird in der doppelten Bestimmung des Ausdrucks Wirklichkeit – sowohl als »bestehende Sachverhalte« (also Tatsachen, 2.04) als auch als »Bestehen und Nichtbestehen der Sachverhalte« (2.06) – reformuliert<sup>15</sup>. Wenn die Welt aber völlig nur bestimmt ist im Lichte aller in ihr nicht verwirklichten Möglichkeiten, wenn sie schließlich nur als »gesamte Wirklichkeit« (2.063) – als »Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten« (2.06) – ist, was sie ist, die Welt – warum findet sich dann überhaupt die alternative Bestimmung, die Wirklichkeit sei nur »die Gesamtheit der bestehenden Sachverhalte« (2.04), also der Tatsachen? Die interne Antwort auf diese Frage lautet: Weil die Substanz der Welt, obwohl sie nur eine Form bestimmen kann (2.0231), doch zugleich »Form und Inhalt« (2.025) ist. Die Gegenstände, die in ihrer Gesamtheit die Substanz der Welt bilden (2.021) und in deren ihrer Form gemäßen Verkettung die Sachverhalte bestehen, sind doppelt bestimmt: formal als Referenten der Wertangaben in den Dimensionen der dimensional maximal auflösenden Weltbeschreibung; und inhaltlich als die Konstituenten von Sachverhalten, deren Konfiguration in den Sachverhalten materielle Eigenschaften »bestimmt«, d.h. »bildet« (vgl. 2.0231). Im vorhin gebrauchten musikalischen Beispiel: Tonhöhe, Tonfarbe und Tonlautstärke sind sowohl formal Dimensionen der denkenden Klangwahrnehmung als auch inhaltlich wirkliche Aspekte erklingender Töne. Unter diesem letzten Aspekt sind sie »bestehende Sachverhalte« (2.04), Tatsachen. Wittgenstein hat später die doppelte, gleichsam intentionale und extensionale Bestimmung der Gegenstände in der LPA als Konfusion zwischen Mitteln der Darstellung und Dargestelltem kritisiert (vgl. PU § 50, bes. c). Letztlich ist sie der Gegenstandstheorie der Namensbedeutung geschuldet<sup>16</sup>. Sie erzwingt die reduktive Bestimmung des Ausdrucks Wirklichkeit nur als »bestehende Sachverhalte«. Seine weitere Bestimmung als »Bestehen und Nichtbestehen der Sachverhalte« holt im Rahmen der Ontologie die anfängliche These ein, daß sich die Tatsachen von vornherein in einem logischen Raum befinden (1.13). Wittgenstein antizipiert damit auch einen Zusammenhang, der in einer bestimmten Notation für Sätze als Wahrheitsfunktionen von Elementarsätzen offensichtlich ist<sup>17</sup>. Wie die These über den logischen Raum nimmt die weitere Bestimmung des Ausdrucks Wirklichkeit als Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten schon Rücksicht auf die Negierbarkeit bzw. das Wahr- und Falschseinkönnen von Sätzen und Darstellungen überhaupt und zeigt damit noch einmal die in der gesamten Ontologie vorausgesetzte Sprach- bzw. Darstellungsabhängigkeit unserer Konzeption der Welt.



### 3. Bilder – Gedanken – Sätze

Satz 2.1 ist sowohl der Endpunkt der Ontologie als auch der Ausgangspunkt der allgemeinen Bildtheorie. Das erste darum, weil, daß wir uns Bilder von Tatsachen machen, in Wittgensteins Darstellung *als* Tatsache aufgenommen werden muß, damit es einen Weg von der Welt zur Sprache gibt und die vielen Antizipationen von Sprachlichem in der Ontologie nicht Antizipationen von etwas ›Außerweltlichem‹ wären. Ausweislich der an Satz 2.1 angeknüpften allgemeinen Bildtheorie sind Bilder freilich selber Tatsachen (2.141), so daß die Innerweltlichkeit von Bildern, Darstellungen, Sätzen doppelt gesichert ist.

Die große Schwierigkeit beim genauen Verständnis der Sätze zur Bildtheorie ist folgende: Ohne Zweifel intendiert Wittgenstein in diesen Sätzen eine allgemeine Theorie von Darstellung überhaupt. Es geht ihm nicht allein oder auch nur in erster Linie um satzförmige Darstellung. Denn die Anwendung der allgemeinen Bildtheorie auf Sätze ist nach den Thesen, daß sich Gedanken als logische Bilder der Tatsachen (3) wesentlich in Sätzen (3.1) mittels Satzzeichen (3.11) ausdrücken und daß Satzzeichen selber Tatsachen sind (3.14 b), nur noch eine untergeordnete Folgerung, die deshalb in Sätzen dritter Stufe nach Hauptsatz 4 gezogen wird (4.01 u. ff.). Aber trotz des allgemeinen Skopus der Bildtheorie ab Satz 2.1 ist in dieser vieles im Hinblick auf Sätze, ja auf Elementarsätze formuliert, so daß es einige Anstrengung kostet, darin die allgemeinen Thesen zu erfassen.

Die erste Erläuterung zu Satz 2.1 betrifft die Frage, was ein Bild leistet, wozu es dient: »Das Bild stellt die Sachlage im logischen Raume, das Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten vor«. Ein Bild dient dazu, eine Sachlage *vor*zustellen, zu präsentieren. Was die gesamte neuzeitliche Erkenntnistheorie den kognitiven Leistungen eines Erkenntnissubjekts zugeschrieben hatte, verknüpft Wittgenstein mit den Mitteln der Darstellung, die, nach gewöhnlichem Verständnis, von Subjekten gebraucht werden: die Funktion des Vorstellens. Um die Tragweite dieser Operation zu ermessen, ist es nützlich, sie mit der Auffassung Schopenhauers zu kontrastieren, die Wittgenstein genau gekannt hat:

»Was ist Erkenntnis? – sie ist zunächst und wesentlich *Vorstellung*. Was ist *Vorstellung*? – ein sehr komplizierter *physiologischer* Vorgang im Gehirne eines Tieres, dessen Resultat das Bewußtsein eines *Bildes* ebendasselbst ist.« (WWV II, Kap. 18, S. 248)

Erkenntnis ist für Schopenhauer ein psychologischer und letztlich physiologischer Prozeß, der im Bewußtsein eines Bildes terminiert. In dieser Sicht ist die Verwendung von Darstellungsmitteln nur zur Kommunikation von Erkenntnis erforderlich, nicht für Erkenntnis selber. Auch Begriffe sind für Schopenhauer Vorstellungen, abstrakte

Vorstellungen oder »Vorstellungen von Vorstellungen« (WWV I, § 9, S. 79). Gegen solche Subjektivierung von Begriffen hatte Frege seinen Grundsatz der Trennung des Psychologischen vom Logischen gewendet<sup>18</sup>:

»Man denkt sich, wie es scheint, daß die Begriffe in der einzelnen Seele so entstehen, wie die Blätter an den Bäumen und meint ihr Wesen dadurch erkennen zu können, daß man ihrer Entstehung nachforscht und sie aus der Natur der menschlichen Seele zu erklären sucht. Aber diese Auffassung zieht Alles ins Subjektive und hebt, bis ans Ende verfolgt, die Wahrheit auf.«<sup>19</sup>

Wittgenstein folgt Frege, hält aber mit Schopenhauer daran fest, daß Erkenntnis mit Bildern zu tun hat, und muß folglich das, was ein Bild ist, aus dem Subjektiven ins Objektive wenden – Bilder entstehen nicht wie Blätter an Bäumen in der einzelnen Seele, sondern werden gemacht. Sie sind zunächst logische, nicht psychologische Entitäten, denn sie stellen »Sachlagen im logischen Raum«, also als Elemente der Wirklichkeit (d.i. das »Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten« – 2.06) vor. Als solche objektiven Vorstellungen sind sie »Modelle der Wirklichkeit« (2.12) in genau dem Sinn, in dem ein Architekt zunächst ein Modell eines aufzuführenden Bauwerks baut.

Schon die nächste Erläuterung nimmt auf die Klasse ausgezeichneter Bilder Bezug, die die Elementarsätze bilden, insofern sie von Gegenständen als Entsprechungen zu den Elementen eines Bildes spricht (2.13), und dies genauer so erläutert, daß Elemente des Bildes im Bild die Gegenstände »vertreten« (2.131, vgl. 3.22, 4.0311). Die allgemeine These, die in diesen Spezifizierungen gemeint ist, besagt, daß nicht nur Bilder als ganze, sondern auch einzelne Bestandteile in ihnen etwas Bestimmtes darstellen oder vorstellen. Bilder haben Struktur.

Aber ihre Struktur ist nicht allein darin zu sehen, daß sie als Darstellungsmittel an ihnen selber komplex sind. So könnten zunächst die beiden nächsten Sätze der Darstellung verstanden werden:

»2.14 Das Bild besteht darin, daß sich seine Elemente in bestimmter Art und Weise zu einander verhalten.

2.141 Das Bild ist eine Tatsache.«

Denn wenn 2.14 nur auf das Darstellende in der Relation der Darstellung, nicht auch auf das Dargestellte bezogen würde, dann würde ein Bild als ein bestehender Sachverhalt erklärt sein, heißt es doch vom Sachverhalt: »2.031 Im Sachverhalt verhalten sich die Gegenstände in bestimmter Art und Weise zueinander.« Aber von *einem* bestehenden Sachverhalt als einer Tatsache ist in der LPA nirgends die Rede; eine Tatsache ist immer mindestens mit bestehenden Sachverhalten (Plural, vgl. 2.04), eigentlich aber mit dem Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten (vgl. 2.06) gleichzusetzen. Deshalb müssen Satz 2.14 und Erläuterung auf Darstellendes und Dargestelltes zugleich bezogen werden – die Beziehung zwischen beiden erst konstituiert das Bild

als Tatsache, nämlich das Bestehen zweier Sachverhalte (und das Nichtbestehen unendlich vieler anderer): darstellender und dargestellter Sachverhalt.

Diese scheinbar unnötig komplizierte Interpretation wird durch das Zentrum der Bildtheorie, den Satz 2.15 mit Erläuterungen, verifiziert. Ein Bild ist durch seine zentrale Leistung definiert – seine Vorstellungs- (oder Darstellungs-)leistung. Vorstellung (oder Darstellung) aber ist immer, jedenfalls für Wittgenstein, Vorstellung (Darstellung) *von etwas*. So lautet 2.15:

»Daß sich die Elemente des Bildes in bestimmter Art und Weise zu einander verhalten, stellt vor, daß sich die Sachen so zu einander verhalten.  
Dieser Zusammenhang der Elemente des Bildes heiße seine Struktur und ihre Möglichkeit seine Form der Abbildung.«

Wieder verführt der Wortlaut dazu, die gegebene Erklärung allein auf den darstellenden Sachverhalt zu beziehen, nicht auch auf den dargestellten. Aber ohne Beziehung auf den dargestellten Sachverhalt stellt der darstellende auch nichts vor, ist also kein Bild im definierten Sinn<sup>20</sup>. Wittgenstein hat unzweideutig klargemacht, daß »die abbildende Beziehung« auf das Dargestellte, »die es zum Bild macht«, noch zum Bild gehört (vgl. 2.1513). Die »Struktur des Bildes« ist daher nicht der Zusammenhang der Elemente des Darstellenden untereinander allein oder auch nur in erster Linie, sondern der Zusammenhang der Elemente des Darstellenden mit denen des Dargestellten. Seine Möglichkeit wird »Form der Abbildung« genannt: »die Möglichkeit, daß sich die Dinge so zu einander verhalten, wie die Elemente des Bildes« (2.151). Gleichwohl muß gesagt werden, daß Wittgenstein den Ausdruck ›Bild‹ in der allgemeinen Bildtheorie doppeldeutig verwendet. Im Zusammenhang der Rede von Bildelementen (erster Absatz von 2.15; Nachsatz von 2.151) bezieht er sich auf die darstellende Tatsache allein, an anderen Stellen (z.B. zweiter Absatz von 2.15 und 2.1513) auf die Beziehung zwischen darstellender und dargestellter Tatsache. Diese Doppeldeutigkeit ist der Anstrengung geschuldet, die Vorstellungsleistung von Bildern, die sie erst vollständig definiert, allererst zu erklären. Im Zusammenhang der Satztheorie wird Wittgenstein zwischen Satz und Satzzeichen unterscheiden (vgl. z.B. 3.12); entsprechend könnte man die allgemeine Bildtheorie disambiguieren, wenn man den Ausdruck ›Bild‹ in der Verwendung für die darstellende Tatsache allein durch den Ausdruck ›Bildzeichen‹ ersetzte.

Die Erklärung der Möglichkeit der Vorstellungsleistung von Bildern findet Wittgenstein in einer Zuordnung der Elemente des Bildes zu Sachen: »2.1514 Die abbildende Beziehung besteht aus den Zuordnungen der Elemente des Bildes und der Sachen.« ›Sachen‹ ist der Ausdruck für den Inhaltsaspekt der Substanz der Welt (vgl. 2.025). Er meint die Elemente der verschiedenen Formen sinnlicher Gegebenheit von Realität

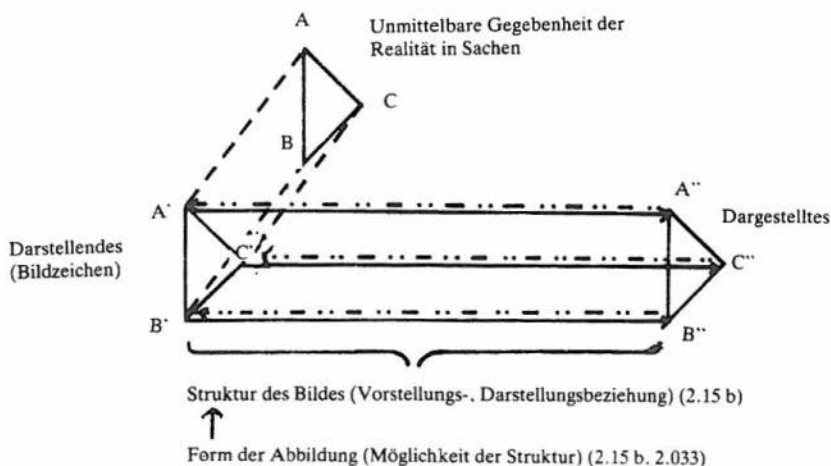
(vgl. 5.64) in der Wahrnehmung<sup>21</sup>. ›Gegenstände‹ dagegen ist der Ausdruck für den formalen Aspekt der Substanz der Welt. Die These der allgemeinen Darstellungstheorie, die die allgemeine Bildtheorie der LPA geben will, ist folgende: Wir denken die Inhalte der Erfahrung, die uns als ›Sachen‹ zunächst gegeben sind, immer schon als Gegenstände in Sachverhalten. Alles Denken ist formalisierend, nur mittels Strukturen möglich und nur Strukturen erfassend.

Daß diese allgemeine These in der allgemeinen Bildtheorie als Theorie von Darstellung überhaupt steckt, kann so verdeutlicht werden. Die ›Form der Abbildung‹, also die Möglichkeit der Struktur von Bildern (2.15 b), ist als »logische Form« »die Form der Wirklichkeit« (2.18), also des »Bestehens und Nichtbestehens von Sachverhalten« (2.06). Jedes Bild hat auch die logische Form, aber es gibt ausgezeichnete Bilder, die nur die logische Form zu ihrer Form der Abbildung haben – diese Bilder sind die Gedanken (vgl. 3). Insofern aber jedes Bild auch die logische Form hat, ist es »auch ein logisches« (2.182), d.h. drückt es auch einen Gedanken aus. Das aber heißt, jedes Bild, jede Darstellung von etwas ist wesentlich Struktur vermöge von Form (der »Möglichkeit der Struktur« 2.033). Jedes Bild ist formalisierend. Der Inhalt der Erfahrung ist im allgemeinen nicht als solcher wiederzugeben oder auszudrücken, sondern nur mittels der Struktur von Bildern ›vorzustellen‹. Für den wesentlichen Ausdruck der ausgezeichneten Bilder, die Gedanken als logische Bilder der Tatsachen sind, für Sätze kann nicht einmal gesagt werden, daß sie den Inhalt der Erfahrung vorstellen, sondern nur, daß ihre sinncharakterisierende Bestandteile, die »Ausdrücke« (vgl. 3.31 a), ihn »kennzeichnen« (vgl. 3.31 d).

Folgendes Beispiel könnte helfen, die große Komplexität von Wittgensteins allgemeiner Darstellungstheorie zu verdeutlichen. Angenommen, ein wahrnehmungs- und sprachfähiges Subjekt sieht einen Gegenstand in einer Situation, auf die es geneigt ist, mit der sprachlichen Äußerung ›Dort steht ein Stuhl‹ zu reagieren. Dann könnte es statt dieser Äußerung auch eine bildliche Darstellung des Stuhles, eine Zeichnung oder ein gemaltes Bild geben. Bestimmten Strichkombinationen oder Farbflecken auf diesen bildlichen Darstellungen entsprächen sowohl bestimmte Aspekte des Stuhls und der Situation als auch bestimmte Elemente des Gesichtseindrucks. Letztere sind die Sachen. Und durch Zuordnung der Strichkombinationen oder Farbflecken einerseits, der von ihnen ›gemeinten‹ Aspekte des Stuhls und der Situation andererseits, zu den Elementen des Gesichtseindrucks, den Sachen oder Sinnesdaten, stellt das Bild den Stuhl in der Situation vor oder dar. Diese Zuordnung zu den Sachen ist gleichsam eine Interpretation der das Bild konstituierenden Tatsachen durch die Elemente des Gesichtseindrucks (›dies soll darstellen, was ich so sehe, jenes...‹). Solche Interpretation der das Bild konstituierenden Tatsachen ist erforderlich, um auffassen zu können, was das Bild dar- oder vorstellt. Sie kann der Legende einer Karte verglichen werden.

Dagegen braucht die sprachliche Äußerung »Dort steht ein Stuhl« keine Interpretation. Sie ist dem Sprachfähigen unmittelbar verständlich, weil er die Konventionen, die den im Satz verwendeten Ausdrücken Bedeutung geben und sie instandsetzen, Inhalte zu kennzeichnen, kennt – diese Kenntnis definiert ja seine Sprachfähigkeit<sup>22</sup>.

Nach der gegebenen Interpretation von Satz 2.15 und Erläuterungen ist ein Bild eine Darstellung von etwas. Sie ist dadurch möglich, daß sich Elemente des Darstellenden sowohl vertretend (vgl. 2.131) als auch abbildend (vgl. 2.1513) auf Elemente des Dargestellten beziehen und diese Beziehungen durch Zuordnung der Elemente von Darstellendem und Dargestelltem zu den zunächst gegebenen Sachen (den Elementen sinnlicher Eindrücke oder Sinnesdaten) interpretiert sind. Gäbe es ein einem Elementarsatz analoges Elementarbild, wären die es charakterisierenden Beziehungen in folgendem Diagramm dargestellt (hier habe ich natürlich nicht beachtet, daß der Elementarsatz eben ein solches Bild sein soll):



#### Legende:

- A, B, C – Sachen (Sinnesdaten)
- A', B', C' – Bildelemente (Elemente des Bildzeichens)
- A'', B'', C'' – Gegenstände
- - - - - Zuordnung der Bildelemente zu Sachen (2.1514)
- . . . . - Vertretungsbeziehung (2.131)
- abbildende Beziehung (2.1513-5)

Merke: »2.1514 Die abbildende Beziehung besteht aus den Zuordnungen der Elemente des Bildes und der Sachen.«

D.h. - - - - - = —————

Die auf 2.15 und Erläuterungen folgenden Sätze der allgemeinen Bildtheorie haben es nur noch mit den Beziehungen zwischen Darstellendem und Dargestelltem zu tun. Von 2.16 bis 2.19 ist der Begriff ›Form der Abbildung‹ Thema, der die Möglichkeit der Struktur des Bildes, also seiner Vorstellungsbeziehung auf das Abgebildete oder Dargestellte bezeichnet. Die Form der Abbildung ist etwas, was Bild und Abgebildetes gemeinsam haben müssen (2.16), was in ihnen identisch sein muß (2.161), damit das Bild überhaupt die Wirklichkeit, richtig oder falsch, darstellen kann (2.17). Bild und Abgebildetes, heißt das, müssen dieselben kombinatorischen Möglichkeiten enthalten. Als Beispiele für Formen der Abbildung werden Räumlichkeit und Farbigkeit genannt (2.171). Diese strukturellen Eigenschaften können Bilder nicht selber abbilden, sondern sie zeigen sie nur oder weisen sie auf (2.172). Der folgende Satz 2.173 verwendet den Ausdruck ›Bild‹ wieder nur im Sinn von Bildzeichen – es befindet sich außerhalb des Dargestellten und hat einen bestimmten Standpunkt, z.B. den der Zweidimensionalität der Darstellung räumlicher Verhältnisse oder einen bestimmten Farbenraum zur Darstellung farblicher Beziehungen. Nur weil sich das Bild außerhalb des Abgebildeten befindet, kann es dieses richtig oder falsch darstellen (2.173). Aber das Bild kann sich nicht außerhalb seiner Form der Darstellung stellen (2.174) – das ist die auf das Bild, als Bildzeichen aufgefaßt, bezogene Entsprechung zu 2.172, wo sich der Ausdruck Bild auf Darstellendes und Dargestelltes zumal bezieht. Satz 2.18 mit Erläuterungen und 2.19 fassen den ausgezeichneten Sonderfall logischer Bilder und die logische Form als minimale Form der Abbildung jeden Bildes ins Auge. Diese logische Form ist »Form der Wirklichkeit« (2.18), d.h. die Form, die das Dargestellte als »Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten« (2.06) faßt. Mindestens das tut jedes Bild: »2.182 Jedes Bild ist *auch* ein logisches. (Dagegen ist z.B. nicht jedes Bild ein räumliches.)« Rein logische Bilder, solche also, die nichts als die logische Form zur Form der Abbildung haben, können die Welt abbilden (2.19) – sie werden ab Satz 3 als ›Gedanken‹ fortbestimmt. Während die Darstellung der Bildtheorie bis Satz 2.19 sich sehr weitgehend an dem Fall ausgezeichneten Bilder, den die Elementarsätze darstellen sollen, orientiert, ist ab 2.2 das Bezugsmodell der komplexe, eine Tatsache als Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten darstellende Satz. Zunächst gilt von jedem Bild: »2.2 Das Bild hat mit dem Abgebildeten die logische Form der Abbildung gemein.« Denn jedes Bild ist auch ein logisches (2.182), wie immer es sonst noch abbildet (räumlich, farblich o.ä.), es stellt eine »Möglichkeit des Bestehens und Nichtbestehens von Sachverhalten dar...« (2.201) und d.h. »eine mögliche Sachlage im logischen Raume« (2.202). Weil das Bild selber Wirkliches, ja eine Tatsache ist (2.141), »enthält es die Möglichkeit der Sachlage, die es darstellt« (2.203). Es ist dies auch eine Konsequenz dessen, daß das Bild, was es darstellt, von außerhalb darstellt (2.173). Deshalb »stimmt es mit der Wirklichkeit überein oder nicht; es ist richtig oder unrichtig, wahr

oder falsch« (2.21). Die Möglichkeit, richtig oder unrichtig, wahr oder falsch zu sein, hat das Bild durch das, was es mit dem Dargestellten gemein hat, die »Form der Abbildung« (2.22). Die Erläuterungen zu diesem letzten Satz dritter Stufe der Bildtheorie erklären Wahrheit und Falschheit des Bildes als Korrespondenz oder Nichtkorrespondenz mit der Wirklichkeit. Die Möglichkeit der Sachlage, die das Bild enthält, weil es selber Wirkliches ist, wird nun als sein Sinn fortbestimmt: »2.221 Was das Bild darstellt, ist sein Sinn.« Wahrheit ist Übereinstimmung des Sinns des Bildes mit der Wirklichkeit, Falschheit Nichtübereinstimmung (2.222). Um Wahrheit oder Falschheit des Bildes feststellen zu können, muß es mit der Wirklichkeit verglichen werden (2.223). Daraus folgt, daß am Bild als darstellender Tatsache allein nicht zu erkennen ist, ob es wahr oder falsch ist (2.224), und daß es a priori wahre Bilder nicht gibt (bei ihnen müßte Wahrheit an der darstellenden Tatsache allein, ohne Vergleich mit der Wirklichkeit festzustellen sein – 2.225).

Die Darstellung der Bildtheorie hat zuerst zu 2.1 allgemeine Bilder zum Thema gehabt (wenn auch deren Züge im Hinblick vor allem auf Elementarsätze erläutert wurden), dann die logischen Züge allgemeiner Bilder ab 2.2 (wenn auch diese im Hinblick vor allem auf komplexe Sätze erläutert wurden). Im nächsten Schritt führt sie zu den ausschließlich logischen Bildern, die zu ihrer Form der Abbildung nichts als die logische Form, die Form der Wirklichkeit haben. Es sind dies Gedanken: »3 Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke.«

Zu diesem vorletzten Hauptsatz der ersten Reihe gibt es unmittelbar nur Erläuterungen zweiter, dritter und vierter Stufe. Damit ist angedeutet, daß sich über Gedanken an ihnen selber nichts aussagen läßt. Denn Gedanken ist es wesentlich, sich in Sätzen sinnlich wahrnehmbar auszudrücken (3.1). Im »Prototractatus« wird schon hier statt des Ausdrucks »Satz« der Ausdruck »Satzzeichen« verwendet, der in der LPA erst in Bemerkung 3.12 ausdrücklich auftritt (wenn auch in 3.11 schon thematisch ist).

Obwohl über Gedanken als logische Bilder der Tatsachen an ihnen selber nichts gesagt werden kann und das, was zu sagen ist, über Sätze gesagt werden müßte, sind die unmittelbaren Erläuterungen zweiter, dritter und vierter Stufe zu Satz 3 nicht einfach zu übergehen – sie haben die Funktion, Verbindungen zum Vorhergehenden zu verdeutlichen.

Daß ein Sachverhalt »denkbar« ist, soll heißen »Wir können uns ein Bild von ihm machen« (3.001). Die Gesamtheit der wahren Gedanken sind ein Bild der Welt (3.01), denn Gedanken sind logische Bilder der Tatsachen und Tatsachen in ihrer Gesamtheit sind die Welt (1.1). Die nächste Erläuterung wendet, was 2.203 über Bilder im allgemeinen sagt, auf Gedanken als logische Bilder an: »3.02 Der Gedanke enthält die Möglichkeit der Sachlage, die er denkt. Was denkbar ist, ist auch möglich.« Wittgenstein kam es vor allem auf den zweiten Satz dieser Erläuterung an, weil er die erste



Bestimmung der Logik gibt. Das Denkbare koinzidiert mit dem überhaupt Möglichen und damit mit der Logik: »Die Logik handelt von jeder Möglichkeit und alle Möglichkeiten sind ihre Tatsachen« (2.0121 c, 2. Satz). Folgerichtig behandeln 3.03 mit Erläuterungen die Unmöglichkeit, »Unlogisches (zu) denken«. Aber obwohl das der Akzent ist, den Wittgenstein bezüglich 3.02 setzt, ist auch dessen erster Satz wichtig. Bilder enthielten die Möglichkeit der Sachlagen, die sie darstellen, weil sie selber Wirkliches, Tatsachen waren. Wenn das auch auf Gedanken Anwendung hat, dann müssen auch Gedanken Tatsachen sein, und damit müssen sie etwas sein, was nicht nur logisch, sondern auch psychologisch aufzufassen ist. Wittgenstein hat diese Implikation in dem wichtigen Brief an Russell vom 19. August 1919 ausdrücklich eingeräumt. Im Postscriptum dieses Briefes wiederholt Wittgenstein unter Punkt (2.) zunächst eine ihm von Russell gestellte Frage:

»...Aber ein Gedanke ist eine Tatsache: welches sind die Bestandteile, aus denen sie zusammengesetzt ist, und welche Beziehung besteht zwischen ihnen und den Bestandteilen der abgebildeten Tatsache?«

Die unmittelbar folgende Antwort Wittgensteins auf diese Frage Russells stellt nicht infrage, sondern setzt voraus, daß auch Gedanken Tatsachen sind. Sie lautet:

»Ich weiß zwar nicht, w e l c h e s die Bestandteile eines Gedankens sind, aber ich weiß, daß er solche Bestandteile haben muß, die den Wörtern der Sprache entsprechen. Die Art der Beziehung zwischen den Bestandteilen des Gedankens und der abgebildeten Tatsache ist wieder irrelevant. Diese zu entdecken, wäre eine Sache der Psychologie.« (Br. 89)

Gedanken sind also Tatsachen und haben Bestandteile, die den Wörtern der Sprache entsprechen. Diese Bestandteile haben auch eine Beziehung zu den Bestandteilen der abgebildeten Tatsache, nur erklärt sich Wittgenstein als Logiker für unzuständig, diese Beziehung zu charakterisieren – sie zu entdecken wäre Sache der Psychologie – also lassen Gedanken eine psychologische Auffassung zu. Daß Wittgenstein sich für diese psychologische Auffassung von Gedanken für unzuständig erklärt, hängt mit einer durchaus gesehenen Gefahr zusammen, die er zu vermeiden sucht, um dem Frege'schen Antipsychologismus, der Ausgangspunkt seiner Bildtheorie war (s.o., S. 42), treu bleiben zu können:

»Entspricht nicht mein Studium der Zeichensprache dem Studium der Denkprozesse, welches die Philosophen für die Philosophie der Logik für so wesentlich hielten? Nur verwickelten sie sich meistens in unwesentliche psychologische Untersuchungen und eine analoge Gefahr gibt es auch bei meiner Methode.« (4.1121 c)

Die Gefahr, die Wittgenstein dadurch zu vermeiden sucht, daß er die sachlich mögliche und erforderliche Auffassung von Gedanken als psychologischen Entitäten nicht ausarbeitet und den Psychologen überantwortet, ist, »sich ... in unwesentliche psychologische Untersuchungen (zu verwickeln)...« Für die Philosophie genügt es Wittgen-



stein zu unterstellen, daß Gedanken Tatsachen sind, diese Bestandteile haben und diese Bestandteile wiederum Beziehungen zu den Elementen abgebildeter Tatsachen haben, deren Charakter unbestimmt bleiben kann. Wittgenstein sagt in seiner Antwort an Russell, daß er das alles *weiß*. Woher? Das einzig verfügbare Zeugnis aus der Zeit der LPA deutet an, daß Wittgenstein davon aufgrund eines Arguments a priori aus der Bildtheorie überzeugt war: der Gedanke ist nicht nur ein logisches Bild der Tatsachen, sondern »natürlich *auch* ein logisches Bild des Satzes und somit ebenfalls eine Art Satz« (Tb 12.9.16, Tb 177 f.). Ein logisches Bild auch des Satzes ist der Gedanke, weil er sich wesentlich im Satz(zeichen) sinnlich wahrnehmbar ausdrückt. Dieser Punkt wird sich in der Interpretation zur vierten, mittleren Reihe in Kapitel III. als grundlegend wichtig erweisen. – Die beiden letzten unmittelbaren Erläuterungen zu Satz 3 (3.04, 3.05) wiederholen für Gedanken als logische Bilder die Bestreitung, Bilder könnten a priori wahr sein (vgl. 2.224–5).

Daß Wittgenstein in der ersten Haupterläuterung zu Satz 3 sagt, der Gedanke drücke sich *im Satz* (und nicht, wie im ›Prototractatus‹, im Satzzeichen) sinnlich wahrnehmbar aus, ist nicht (nur) eine Ungenauigkeit des Ausdrucks. Die Formulierung trifft auch sehr genau eine Eigentümlichkeit der allgemeinen Bildtheorie und ihrer Konsequenzen für Gedanken und Sätze – nämlich, daß Wittgenstein versucht, die Beziehungen zwischen Darstellendem und Dargestelltem als eine Tatsache zu fassen. Diesen Versuch vor allem, eine intentionale Beziehung als eine tatsächliche zu fassen, hat Wittgenstein später für grundsätzlich verfehlt gehalten und deshalb die Bildtheorie des Satzes preisgegeben<sup>23</sup>.

Aber die erste Erläuterung zu Satz 3.1 macht doch auch klar, daß sinnlich wahrnehmbar vor allem das Zeichen des Satzes (Laut- oder Schriftzeichen etc.) ist. Dieses wird ›benützt‹ »als Projektion der möglichen Sachlage« (3.11 a). Wer es ist, der das Satzzeichen benutzt, sagt uns Wittgenstein nicht. Statt dessen folgt eine Bemerkung über die Methode der Projektion: »Die Projektionsmethode ist das Denken des Satz-Sinnes« (3.11 b). Wenn man ein Satzzeichen benutzt und den Sinn des Satzes denkt, dann projiziert man eine mögliche Sachlage. Das Ergebnis solcher denkenden Projektion ist der Satz. »3.12 Das Zeichen, durch welches wir den Gedanken ausdrücken, nenne ich das Satzzeichen. Und der Satz ist das Satzzeichen in seiner projektiven Beziehung zur Welt.«

Diese Erklärung des Ausdrucks Satz bestätigt rückwirkend die oben vertretene Interpretationsthese, daß ein Bild wesentlich durch seine Vorstellungsbeziehung (-leistung) auf das von ihm Dargestellte definiert ist – denn es ist diese Vorstellungsbeziehung, die im Hinblick auf das Verhältnis von Satzzeichen und denkender Projektion der möglichen Sachlage ›projektive Beziehung zur Welt‹ genannt wird und den Satz definieren soll.

Die schwierigen Bemerkungen in der nächsten Erläuterung, Satz 3.13, deute ich als eine Explikation von Wittgensteins allgemeiner These über Darstellung überhaupt im Hinblick auf Sätze als logisch ausgezeichnete, weil nur Gedanken ausdrückende Darstellungsmittel. Die allgemeine These war: Was immer uns unmittelbar gegeben ist, wir erfassen es objektiv nur als Dargestelltes und d.h. als Strukturen und mittels Strukturen. Der ›Inhalt‹, der die Substanz der Welt auch ist (2.025), die Sachen, sind als solche unausdrückbar. Entsprechend heißt es über den Satz, zu ihm gehöre alles, was zur Projektion gehört, aber nicht das Projizierte (3.13 a). Das entspricht der These der allgemeinen Bildtheorie, daß zum Bild noch die abbildende Beziehung gehört (die ja in der Zuordnung der Bildelemente zu Sachen bestehen sollte – 2.1513–4). Das als zur Projektion auch zum Satz Gehörende wird dann als »Möglichkeit des Projizierten« bezeichnet (3.13 b). Das entspricht dem, daß sowohl ein Bild (2.203) als auch ein Gedanke (3.02) die Möglichkeit der Sachlage enthält, die es darstellt bzw. er denkt. Während es aber vom Bild im allgemeinen hieß, es stelle mit der Möglichkeit der Sachlage, die es enthalte, seinen Sinn dar (2.221), soll der Satz seinen Sinn noch nicht enthalten, sondern nur die Möglichkeit, ihn auszudrücken (3.13 c). Dieser Unterschied zwischen Bildern im allgemeinen und Sätzen im besonderen könnte darauf zurückgehen, daß Bilder im allgemeinen den von ihnen dargestellten Inhalt ›vorstellen‹, präsentieren, anschaulich werden lassen, Sätze ihn aber nur vermöge der Konventionen für den Sinn der Ausdrücke in ihnen ›kennzeichnen‹ (vgl. 3.31 d). Trifft diese Deutung zu, dann läßt sich der letzte Absatz von 3.13 »Im Satz ist die Form seines Sinnes enthalten, aber nicht dessen Inhalt« so deuten, wie ich vorgeschlagen habe: Satz förmige Darstellung ist strukturelle, den Inhalt des wahrnehmungsmäßig Gegebenen enthält sie nicht. Zwischen Bildern im allgemeinen und Sätzen im besonderen würde dieser Deutung gemäß der bezeichnete Unterschied (das Bild enthält seinen Sinn, stellt ihn dar, der Satz enthält nur die Möglichkeit, seinen Sinn auszudrücken) gemacht, um den abstrakteren, stärker strukturellen Charakter von Sätzen gegenüber Bildern im allgemeinen zu markieren. Eine Alternative zu dieser Deutung wäre es, anzunehmen, daß Wittgenstein auch hier, wie in Satz 3.1 vielleicht, statt ›Satz‹ besser ›Satzzeichen‹ gesagt hätte – so daß das Satzzeichen nur die Möglichkeit enthielte, Sinn auszudrücken, nicht aber diesen selber, weil es dazu ja noch projiziert, gedacht werden müßte. Diese zweite Deutung hat den Nachteil, das Problem des Denk- oder Satzzeichenverwendungssubjekts zu verschärfen, auf das Wittgenstein keine Antwort gibt. Seine spätere, noch genau zu interpretierende These ist geradezu, daß es ein solches ›denkendes‹ Subjekt so wenig gibt wie ein ›vorstellendes‹ (vgl. 5.631 a). Es spricht im Zusammenhang der im nächsten Kapitel zu erläuternden Denksprachenthese noch weiteres dafür, daß Wittgenstein das Denken von Satzsinnen als objektiven, subjektlosen Prozeß verstanden hat. Deshalb ziehe ich die erste Deutung von Satz 3.13 vor<sup>24</sup>.

Satz 3.14 und seine Erläuterungen sind die letzten Erläuterungen zu Satz 3.1 als letztem Satz der ersten Reihe. Ihr beherrschendes Thema ist der Tatsachencharakter von Satzzeichen. Wie Bilder (Bildzeichen) darin bestehen, daß sich ihre Elemente in bestimmter Art und Weise zueinander verhalten (2.14), so besteht das Satzzeichen darin, »daß sich seine Elemente, die Wörter, in ihm auf bestimmte Art und Weise zueinander verhalten« (3.14 a). Also ist auch das Satzzeichen wie das Bild (-zeichen), eine Tatsache (2.141; 3.14 b). Obwohl, was Wittgenstein hier und in den folgenden Erläuterungen sagt, sich in erster Linie auf wortsprachliche Satzzeichen (lautlicher oder schriftlicher Form) bezieht, ist es, wie er ausdrücklich macht, darauf nicht eingeschränkt:

» 3.1431 Sehr klar wird das Wesen des Satzzeichens, wenn wir es uns, statt aus Schriftzeichen, aus räumlichen Gegenständen (etwa Tischen, Stühlen, Büchern) zusammengesetzt denken. Die gegenseitige räumliche Lage dieser Dinge drückt dann den Sinn des Satzes aus.«

Was hier erwogen wird – eine ›Übersetzbarkeit‹ von wortsprachlichen Satzzeichen in eine ›Sprache‹ räumlicher Gegenstände, ist für das Verständnis der Denksprachannahme im folgenden Kapitel III. wichtig. Gedanken sind, so hatte Wittgenstein a priori aus der Bildtheorie des Satzes gefolgert, selber eine Art Sätze, weil sie logische Bilder nicht nur der Tatsachen, sondern auch der Sätze sind, von denen sie ausgedrückt werden. Wenn sie auch durch räumliche Verhältnisse räumlicher Gegenstände ausgedrückt werden können, warum dann nicht auch durch neurophysiologische Strukturen, in denen Gedanken realisiert sein mögen? Die erwartbare negative Antwort: weil in neurophysiologischen Strukturen die Intentionalität fehlt, die für Zeichen wesentlich ist – kann Wittgenstein eben nicht umstandslos zugeschrieben werden, weil es eine Pointe seiner Bildtheorie ist, intentionale Beziehungen auf faktische zurückzuführen zu suchen (vgl. oben zu Satz 3.1).

Dennoch orientiert sich Wittgenstein ohne Zweifel, wie eingeräumt, am Ausdruck von Gedanken in wortsprachlichen Satzzeichen. Aber wie die nächste Erläuterung zu Satz 3, Satz 3.2 zeigt, kann es sich dabei um einen Zeichensprachlichen Ausdruck handeln, der für die gesprochene oder geschriebene Wort-Satz-Sprache noch gar nicht existiert, sondern erst noch entdeckt werden muß. Die nächste Erläuterung zu Satz 3 gehört nicht mehr zur ersten Reihe. Da sie gemeinsamer Bestandteil der zweiten, dritten und vierten Reihe ist, entsteht in der hier gegebenen Interpretation keine wesentliche Lücke, wenn sie im folgenden Kapitel als Anfang der vierten Reihe aufgenommen wird.

Die Hauptpunkte der gegebenen Interpretation der ersten Reihe waren: Durch den gedanklichen Zusammenhang der zur ersten Reihe gehörenden Hauptsätze und Haupterläuterungen von Satz 1.1 bis Satz 3.1 zeigt Wittgenstein, daß ein interner Zusammenhang zwischen Welt und Sprache besteht. Deshalb kann in der Erläuterung

der Struktur der Welt in Tatsachen, Sachverhalten und Gegenständen legitim auf Strukturen der Sprache erläuternd vorgegriffen werden. Die Struktur der Sprache, in Sätze zu zerfallen, die Wahrheitsfunktionen von Elementarsätzen sind, ist schon für die allgemeine Bildtheorie ab Satz 2.1 orientierend – zunächst orientiert sich in den Erläuterungen zu Satz 2.1 die Darstellung an dem erst später explizierten Konzept eines Elementarsatzes, dann ab Satz 2.2 an dem Konzept eines komplexen Satzes (der eine Funktion von Elementarsätzen ist). Dennoch intendiert die allgemeine Bildtheorie eine über Sätze hinausreichende, allgemeine Theorie der Bedingungen der Möglichkeit von Darstellung. Sie werden zusammengefaßt in der These von der für jede Darstellung erforderlichen Gemeinsamkeit der Form zwischen Darstellendem und Dargestelltem. Die minimal erforderliche gemeinsame Form ist die logische Form als Form der Wirklichkeit. Bilder, die nur sie aufweisen, sind logische Bilder oder Gedanken. Sie drücken sich wesentlich in Sätzen aus und sind für diesen Ausdruck auf Satzzeichen als Mittel angewiesen. Satzzeichen sind aber eine (ausgezeichnete) Klasse der Tatsachen, aus deren Gesamtheit die Welt besteht. Ausgezeichnet ist sie, weil die Struktur ihrer Elemente Aufschluß gibt über das Wesen der Welt, aus der Gesamtheit der Tatsachen und nichts sonst zu bestehen<sup>25</sup>. Ohne unsere satzförmige Darstellung der Welt wäre uns die Welt nicht als Gesamtheit der Tatsachen gegeben – wäre die Welt nicht Gesamtheit der Tatsachen, wäre unverständlich, was Sätze sind – denn: »3.142 Nur Tatsachen können einen Sinn ausdrücken, eine Klasse von Namen kann es nicht.« Diese wechselseitige Abhängigkeit von Struktur der Welt und Struktur der Sprache (in Tatsachen bzw. Sätzen zu bestehen) zu verdeutlichen, ist die Hervorhebung der Gedankensequenz von Satz 1.1 bis Satz 3.1 als erster Reihe der LPA wie keine andere mögliche Gliederung der Darstellung geeignet.

### III. Zur vierten Reihe: Gedankensätze – der verborgene Psychologismus der Sprachkonzeption in der LPA

- 3.2 Im Satz kann der Gedanke so ausgedrückt sein, daß den Gegenständen des Gedankens Elemente des Satzzeichens entsprechen.
- 3.3 Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhang des Satzes hat ein Name Bedeutung.
- 3.4 Der Satz bestimmt einen Ort im logischen Raum. Die Existenz dieses logischen Ortes ist durch die Existenz der Bestandteile allein verbürgt, durch die Existenz des sinnvollen Satzes.
- 3.5 Das angewandte, gedachte, Satzzeichen ist der Gedanke.
  - 4 Der Gedanke ist der sinnvolle Satz.
- 4.1 Der Satz stellt das Bestehen und Nichtbestehen der Sachverhalte dar.
- 4.2 Der Sinn des Satzes ist seine Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung mit den Möglichkeiten des Bestehens und Nichtbestehens der Sachverhalte.

#### *1. Die Denksprachenannahme*

Mit der These, die hier eingangs noch einmal aufgeführte 7er-Sequenz in der Mitte der LPA sei deren auch sachlich zentrale Reihe, verbindet sich die Interpretationsthese, Wittgenstein habe durch die Bildung dieser Reihe zeigen wollen, daß er unterstellt, das Denken selber sei ›eine Art Sprache‹.

In der Interpretationsgeschichte der LPA gibt es eine Reihe von Auffassungen, die meiner ähnlich sind<sup>1</sup>. Der vorzutragenden Interpretation eigentümlich ist vor allem die Hervorhebung interner formaler Gründe aus der Struktur der LPA für eine solche Auffassung. Ferner sehe ich in der Denksprachenannahme die sachliche Grundlage für Wittgensteins kritische Behandlung des Solipsismus am Ende des Zentrums der LPA unter Satz 5.6. Auch diesen Zusammenhang hat ein Interpret schon gesehen<sup>2</sup>, aber voll verständlich wird er erst, wenn man Wittgensteins erste Kritik des Solipsismus vor dem Hintergrund des Solipsismusproblems bei Schopenhauer entfaltet. Das werde ich in den Kapiteln IV und V tun.

Wenn Wittgenstein für seine Konzeption eine ›Sprache des Denkens‹ unterstellt haben soll, dann müßte das in dem Kontext, in dem er über Denken und Gedanken vornehmlich handelt, den Erläuterungen zu Hauptsatz 3, wenn schon nicht ausdrücklich gesagt, so doch unzweideutig *gezeigt* sein.

Den ersten Schritt, dies zu zeigen, macht Satz 3.2. In der bisherigen Exegese wird durchgehend angenommen<sup>3</sup>, Wittgenstein behandle hier zum ersten Mal das zentrale Konzept eines Elementarsatzes. Aber der Ausdruck ›Elementarsatz‹ tritt gar nicht auf, er findet erst in Erläuterungen zu Satz 4.2 Verwendung. Ein Satz, in dem ein Gedanke so ausgedrückt ist, »daß den Gegenständen des Gedankens Elemente des Satzzeichens entsprechen« (3.2), soll vielmehr »»vollständig analysiert«« heißen, die in ihm auftretenden Elemente »»einfache Zeichen«« (3.201) oder »Namen« (3.202). Von Namen heißt es freilich später: »4.23 Der Name kommt im Satz nur im Zusammenhange des Elementarsatzes vor.« Handelt Wittgenstein also doch bei 3.2 schon von Elementarsätzen, wenn auch, ohne den Ausdruck zu verwenden?

Ein Schritt zu einer negativen Antwort ist die Erinnerung daran, daß gemäß den gegebenen Erläuterungen zu Satz 3.1431 ein Satzzeichen, in dem ein Gedanke ausgedrückt ist, nicht notwendig ein wort- oder symbolsprachlicher Ausdruck sein muß – daß es z.B. auch eine Realisierung in räumlichen Gegenständen haben kann. Wittgenstein könnte dementsprechend bei 3.2 von etwas handeln, was den in der Symbolsprache so zu nennenden Elementarsätzen zwar strukturell homolog ist, aber von ihnen doch im Fehlen eines symbolsprachlichen Ausdrucks für den Gedanken unterschieden. Läßt sich diese Annahme stützen? Zunächst ist auffallend, daß Wittgenstein in Satz 3.2 von Gegenständen als »Gegenständen des Gedankens« schreibt. Wenn nicht eine völlig deviante Verwendung des Ausdrucks ›Gegenstand‹ hier vorliegt, dann muß diese Wendung meinen, daß es Gedanken immer schon mit ›Gegenständen‹ als den absolut einfachen Bestandteilen der Substanz der Welt zu tun haben. Während wir Dinge in Sachlagen wahrnehmen, weil sie uns als ›Sachen‹, Sinnesdaten, gegeben sind, denken wir sie immer schon mittels Gegenständen in Sachverhalten. Die Annahme einer Sprache des Denkens würde bei Wittgenstein also genau auf das hinauslaufen, was ein heutiger Vertreter dieser Hypothese über Elemente einer solchen Denksprache sagt: »Thoughts cannot be construed as simply strings of words; they must be taken to have the structure of sentences under analysis.«<sup>4</sup>

Damit diese Interpretation mehr Halt im Text findet, müßte sich zeigen lassen, daß Wittgenstein einen Unterschied zwischen dem bloßen Denken und dem sprachlichen Äußern von Gedanken mittels lautlicher oder schriftlicher Satzzeichen implizit macht oder zu machen erlaubt. Dabei sollte auch das bloße Denken in Zeichen vor sich gehen, insofern der Ausdruck in Zeichen dem Gedanken wesentlich ist. Hier hilft eine Formulierungseigentümlichkeit der Mitte der vierten Reihe, des Satzes 3.5 weiter.

Auffällig ist an ihm die Zeichensetzung: »Das angewandte, gedachte, Satzzeichen ist der Gedanke.« Ist das in Kommata eingeschlossene ›gedachte‹ nur eine äquivalente Erläuterung des vorhergehenden ›angewandte‹? Dann wäre nach den Üblichkeiten der Zeichensetzung im Deutschen das zweite Komma überflüssig, ja falsch. Ich denke, Wittgenstein wollte mit der devianten Zeichensetzung andeuten, daß der Gedanke das Satzzeichen ist, wenn er entweder bewußt gedacht oder aber bloß angewandt und dann, wenn auch nicht bewußt, immer auch gedacht ist. Damit ist die Möglichkeit einer komplizierteren, in wahrnehmbarer Zeichensprache noch nicht eingeholten Struktur des bloßen Denkens, bewußt oder nicht bewußt, eröffnet. Daß Wittgenstein mit der nicht bewußt gedachten, bloß gewohnheitsmäßigen Anwendung von Satzzeichen als dem Normalfall rechnete, indiziert folgende Bemerkung:

»4.002 Der Mensch besitzt die Fähigkeit Sprachen zu bauen, womit sich jeder Sinn ausdrücken läßt, ohne eine Ahnung zu haben, wie und was jedes Wort bedeutet. – Wie man auch spricht, ohne zu wissen, wie die einzelnen Laute hervorgebracht werden.«

Nun ist die Fähigkeit, Sprachen zu bauen, nur die Voraussetzung, Sprachen zu verwenden, mit denen sich jeder Sinn ausdrücken läßt. Die Verwendung von Sätzen solcher Sprachen muß nicht immer bewußt denkend sein (kann es vermutlich gar nicht). Man muß und kann nicht bei jedem Satz, den man äußert, präsent haben, »wie und was jedes Wort bedeutet«. Diese allgemeine Reflexion Wittgensteins gibt also die Handhabe, die gewohnheitsmäßige Verwendung von Sätzen mit ihrem bewußten Denken zu kontrastieren. Dieses mindestens könnte formal die kompliziertere Struktur einer Dinge und Sachen als formal einfache Gegenstände begreifenden Operation haben. Die These einer Sprache des Denkens aber besagt nun, daß auch, wenn ein Satz bloß gewohnheitsmäßig angewandt wird, sein Sinn innerlich, wenn auch nicht bewußt, *gedacht* sein muß – und d.h. bei Wittgenstein in der LPA: in die den Sinn des Satzes konstituierenden Bestandteile analysiert sein muß: Nur so hat der Satz *bestimmten* Sinn.

Diese These impliziert Wittgenstein in seiner Darstellung in dem Zusammenhang, den er zwischen ›vollständig analysierten‹ Sätzen und dem normalen umgangssprachlichen Ausdruck von Gedanken behauptet. Zunächst sagt Satz 3.23: »Die Forderung der Möglichkeit der einfachen Zeichen ist die Forderung der Bestimmtheit des Sinnes.« Dann aber heißt es in Satz 3.24, die normalen, komplexen Sätze, die wir umgangssprachlich verwenden, stünden in einer »internen Beziehung« zu den Sätzen, die von den Bestandteilen der Komplexe handeln, auf die sich die komplexen Sätze beziehen. Eine interne Beziehung aber ist ein Sinnbeziehung. Nun haben unsere umgangssprachlichen Sätze schon Sinn, sonst könnten sie nicht wahr oder falsch sein:

»Jeder Satz, der einen Sinn hat, hat einen KOMPLETTEN Sinn, und er ist ein Bild der Wirklichkeit, so daß, was in ihm noch nicht gesagt ist, einfach nicht zu seinem Sinn gehören kann.« (Tb 16.6.15 j, Tb 154)



»Das ist doch klar, daß die Sätze, die die Menschheit ausschließlich benützt, daß diese, so wie sie stehen, einen Sinn haben werden und nicht erst auf eine zukünftige Analyse warten, um einen Sinn zu erhalten.« (Tb 17.6.15 b, Tb 155)

Die vollständige Analyse, von der es für jeden Satz der Sprache nur eine geben soll (3.25), war für Wittgenstein noch 1929 in keinem einzigen Fall durchgeführt<sup>5</sup>. Dennoch sollen Sätze schon einen Sinn haben ohne zukünftige Analyse – und doch sollen sie diesen haben vermöge des internen Zusammenhangs mit dem Satz, auf den ihre vollständige Analyse je führen würde. Also muß es diese vollständige Analyse in irgendeiner Weise schon geben, bevor sie für die gesprochene Sprache entdeckt ist. Wo aber kann es sie geben, wenn nicht in der gesprochenen Sprache? Nur im Denken der Satzsinne der Sätze der gesprochenen Sprache.

Der in Satz 3.24 zuerst behauptete interne, also Sinnzusammenhang zwischen komplexem Satz und seiner vollständigen Analyse wird deshalb am Ende der Reihe noch einmal mit einem ausdrücklichen Akzent versehen:

»4.2 Der Sinn des Satzes ist seine Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung mit den Möglichkeiten des Bestehens und Nichtbestehens der Sachverhalte.« [m. Hervorhebung]

Die Möglichkeiten des Bestehens und Nichtbestehens der Sachverhalte sind nichts anderes als die »Wahrheitsmöglichkeiten der Elementarsätze« bzw. jene werden von diesen »bedeutet« (4.3). Deshalb ist ein Satz nichts anderes als »der Ausdruck der Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung mit den Wahrheitsmöglichkeiten der Elementarsätze« (4.4). Das gilt nicht erst für irgendeine ideale Sprache, sondern für jede, auch die gesprochene Umgangssprache:

»5.5563 Alle Sätze unserer Umgangssprache sind tatsächlich, so wie sie sind, logisch vollkommen geordnet. – ...«

Sie sind das, obwohl doch folgendes gilt:

»Die Sprache verkleidet den Gedanken. Und zwar so, daß man nach der äußeren Form des Kleides nicht auf die Form des bekleideten Gedankens schließen kann; weil die äußere Form des Kleides nach ganz anderen Zwecken gebildet ist als danach, die Form des Körpers erkennen zu lassen.« (4.002 d)

Wie kann beides (5.5563 und 4.002 d) zugleich wahr sein? Nun, die Sätze der Umgangssprache sind logisch vollkommen geordnet, weil jeder Sprecher und Hörer dieser Sprache sie beim Meinen bzw. Verstehen der Sätze in ihre im Denken der Satzsinne schon operative vollständige Analyse »übersetzt«. Damit ist die (im folgenden kurz so genannte) Denksprachenannahme in dem Aufbau der mittleren Reihe und den in ihr ausgezeichneten, Anfang, Mitte und Ende besetzenden Sätzen 3.2, 3.5 und 4.2 verankert. Das zentrale Argument für sie ist: die normalen komplexen Sätze der Umgangs-



sprache haben schon Sinn vermöge ihres Bezugs auf die Wahrheitsmöglichkeiten der Elementarsätze, auf die ihre für die gesprochene Sprache erst noch zu entdeckende einzige vollständige Analyse sie zurückführen wird. Also muß es, weil es den Sinn schon gibt, auch diese Analyse schon geben. Es gibt sie in der Sprache des Denkens, die jeder Sprachverwender beim Meinen oder Verstehen eines Satzes operiert.

Erst nachdem derart intern gezeigt ist, daß Wittgenstein mit der Denksprachenanahme operiert, können ergänzend weitere Belege in Betracht kommen. Norman Malcolm beruft sich für die These vor allem auf die Vereinbarkeit der Sätze 4.002 d und 5.556<sup>6</sup>, aber in der Logik seiner Interpretation läge eine Berufung auch auf Satz 5.556<sup>2</sup>:

»Wissen wir aus rein logischen Gründen, daß es Elementarsätze geben muß, dann muß es jeder wissen, der die Sätze in ihrer unanalysierten Form versteht.«

Wie aber zeigt sich das Wissen jedes Sprechers der Sprache davon, daß es Elementarsätze gibt? Da keiner Elementarsätze wahrnehmbar verwendet, zeigt es sich gar nicht. Es kann sich nur um implizites Wissen handeln, das auch heutige Vertreter der Hypothese einer Language of Thought als »tacit knowledge« häufig unterstellen.

Außer diesem internen Beleg gibt es aus der Phase der LPA noch die beiden externen Belege, die ich aus den Tagebüchern bereits angeführt habe<sup>7</sup>, und den wichtigen Brief an Russell vom 19. 8. 1919, den ich ebenfalls schon zitiert habe<sup>8</sup>.

Im »Prototractatus« schließlich ist eine Bemerkung enthalten, die die Verfügbarkeit der vollständigen Analyse eines Satzes im Denken seines Sinnes impliziert:

»3.202111 Obwohl jedes Wort über seine Definitionen bedeutet so heißt das doch nur soviel, daß diese Definitionen nötig sind um in der Zeichensprache darzustellen, wie der Gedanke den das Wort ausdrücken hilft, durch die Sprache vollständig abgebildet wird. Die Definitionen können aber auch verschwiegen werden und das Wort verliert dadurch seine Bedeutung nicht, denn es steht ja trotzdem in derselben Beziehung zu den Gegenständen, die durch die Definition abgebildet wird, nur daß wir diese Beziehung nicht eigens abbilden. Hierdurch wird natürlich die Zeichensprache oft vereinfacht, ihr Verständnis immer erschwert, denn das Maßgebende liegt nun außerhalb der Zeichen in der nicht ausgedrückten Beziehung zu ihren Gegenständen.« [meine Hervorhebung]

Im Text des »Prototractatus« folgt dann die Bemerkung, die in der LPA Satz 3.263 ist. Der analytische Charakter der Denksprache steckt in der These, daß die Elemente von Gedanken schon immer in der Beziehung zu den Gegenständen stehen, ob diese nun in zeichensprachlichen Definitionen der Wörter des Satzes, in dem der Gedanke ausgedrückt ist, abgebildet wird oder nicht. Im letzten Fall soll das Maßgebende außerhalb der Zeichen liegen – wo? – eben in der sinnlich nicht wahrnehmbaren Denksprache.

Der wichtigste Beleg ex post facto findet sich in Wittgensteins zweitem Hauptwerk, PU, in § 81. Dort gesteht Wittgenstein, er habe sich »dazu verleiten« lassen »zu denken, daß, wer einen Satz ausspricht und ihn meint, oder versteht, damit einen Kalkül

betreibt nach bestimmten Regeln.« Der Kalkül, den ein Sprecher oder Hörer gemäß der Sprachkonzeption der LPA betreibt, ist der Kalkül der Wahrheitsfunktionen zur Analyse jeden Satzes in die seinen Sinn konstituierenden Elementarsätze (vgl. 4.2).

Nachdem die Denksprachenannahme als eine implizite These Wittgensteins in der LPA zweifelsfrei gemacht ist, muß nun freilich eingeräumt werden, daß Wittgenstein in diesem Text (anders als im Tagebuch 1916, am 12. 9.) nirgends klar und unzweideutig *sagt*, daß er diese Annahme macht. Das bedarf einer Erklärung und sie ist nicht weit zu suchen. Nach der Darstellung von Gedanken in Satz 3 und Satz 3.1 läßt sich über Gedanken an ihnen selber nichts sagen, was über sie zu sagen ist, muß über ihren Ausdruck in Satzzeichen gesagt werden. Die Darstellung ab Satz 3.2 respektiert diese Restriktion, indem sie über die Struktur von Gedanken nur anhand einer »Zeichensprache« handelt, »die der *logischen* Grammatik – der logischen Syntax – gehorcht« (3.325). Wichtig ist, daß Wittgenstein als Beispiel solcher Zeichensprachen, das allerdings noch nicht alle Fehler ausschloße, »die Begriffsschrift Freges und Russells« nennt. Das ist wichtig, weil Frege seine Begriffsschrift »eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache *des reinen Denkens*« genannt hat<sup>9</sup> und damit Wittgensteins Inanspruchnahme ihrer für die Erläuterung der Struktur von Gedanken vorgearbeitet hat. Insofern Wittgenstein die Struktur der Gedanken an dem Modell einer solchen Formelsprache des reinen Denkens erläutert (vor allem unter Satz 3.3), erfährt auch die bisherige Lesart von Satz 3.2 u. ff. – daß Wittgenstein schon hier sein Konzept vom Elementarsatz erläutert, eine gewisse Rehabilitation: Das ist insofern der Fall, als Wittgenstein eben die Struktur der Gedanken, weil ihnen der Ausdruck in Satzzeichen wesentlich ist, an ihnen angemessenen Satzzeichen erläutert. Daß freilich unter Satz 3.2 das Konzept des Elementarsatzes *als* Element einer Sprache des Denkens thematisiert wird (und erst unter Satz 4.2 als Element einer für die gesprochene Sprache erst noch zu entdeckenden analytischen Notation), hätte über der Gleichheit des Inhalts als wesentliche Differenz der Form nicht übersehen werden dürfen, ohne eine Pointe der Darstellung Wittgensteins zu verfehlen.

Die Implikationen des Nachweises der Denksprachenannahme bei Wittgenstein in der LPA zwingen zu Korrekturen eines Selbstverständnisses und einer herrschenden Interpretation seiner Stellung in der Geschichte der Philosophie. Das Selbstverständnis, das der Korrektur bedarf, betrifft den Antipsychologismus der der Intention nach logischen Sprachanalyse, den Wittgenstein von Frege übernahm<sup>10</sup>. So wie Frege sich die psychologischen Voraussetzungen der Objektivität von Gedanken in der Formel vom »Fassen eines Gedankens« verbarg, so hat auch Wittgensteins Sprachtheorie ungeklärte psychologische Voraussetzungen in der Denksprachenannahme, die Wittgenstein später zu einem Hauptgegenstand seiner Selbstkritik gemacht hat<sup>11</sup>. Es ist deshalb irreführend zu sagen, wie eine herrschende Interpretation will, Wittgenstein

habe schon in der LPA die Wendung zur Sprache, den sog. ›linguistic turn‹ der Philosophie bewirkt dadurch, daß er eine konventionalistische Theorie logischer Wahrheit entwickelt habe etc.<sup>12</sup> Man kann aber sagen, daß er in der LPA stärker als Frege, für den Gedanken »an sich unsinnlich« waren und sich in »das sinnliche Gewand des Satzes« nur kleiden und uns »damit faßbarer« werden<sup>13</sup>, Gedanken an ihren Ausdruck in Sätzen mittels Satzzeichen bindet, auch für das einsame Denken (die Satzformigkeit von Gedanken für die Mitteilung derselben hat auch schon die vorsprachanalytische Philosophie angenommen). Und damit ist der linguistic turn entscheidend vorbereitet – denn wenn nun die Denksprachenannahme als eine unnütze Verdoppelung der Problematik des Verstehens von Denken und Gedanken eingesehen wird, dann ist die Philosophie für solches Verständnis alternativelos auf die Sprache verwiesen. Wittgensteins spätere Kritik der Denksprachenhypothese zielt genau auf diesen Punkt:

»Also ist das, was den sinnvollen Satz von bloßen Lauten unterscheidet, der hervorgerufene Gedanke«. Der Satz ist wie ein Schlüsselbart, dessen Auszahnungen so angeordnet Hebel der Seele in gewisser Weise bewegen. – Der Satz spielt gleichsam auf dem Instrument der Seele ein Thema (den Gedanken). Wozu aber soll ich jetzt außer dem systematischen Spiel der Worte noch ein mit diesem parallel laufendes Spiel geistiger Elemente annehmen? Es vermehrt ja nur die Sprache um etwas Gleichartiges.« (PG § 104 a, S. 152 – meine Hervorhebung)

## 2. Elementarsätze (Namen und Gegenstände) und logischer Raum

Ein Satz ist ›vollständig analysiert‹, wenn er als Sinnfunktion der ihn konstituierenden Elementarsätze gedacht ist. Gemäß der Denksprachenannahme ist es diese Operation innerer logischer Analyse, die beim Meinen eines Satzes durch einen Sprecher und beim Verstehen eines Satzes durch einen Hörer der Sprache vor sich geht.

Die Elemente der Denksprache kat' exochēn, die Gedankensätze sind also die letzten Einheiten, die für eine für die gesprochene Sprache noch aufzufindende analytische Notation ›Elementarsätze‹ genannt werden. Die Struktur der Elementarsätze ist von grundlegender Wichtigkeit für Wittgensteins gesamte Sprachkonzeption, weil in ihnen das Denken (und durch es vermittelt auch das Sprechen) im Kontakt mit der dimensional maximal aufgelösten Struktur der Wirklichkeit selber steht.

Ausgangspunkt des Nachvollzugs dieses Gedankenzusammenhangs kann die Bemerkung sein, mit der Wittgenstein seine Ausführungen über (›innere‹) logische Analyse in den Erläuterungen zu Satz 3.3 schließt:

»3.3442 Das Zeichen des Komplexes löst sich auch bei der Analyse nicht willkürlich auf, so daß etwa seine Auflösung in jedem Satzgefüge eine andere wäre.«

Vielmehr gibt es für jedes Zeichen eines Komplexes wie für jeden Satz nur eine vollständige Analyse (3.25). Denn das Zeichen eines Komplexes ist wie »jede(r) Teil des Satzes, der seinen Sinn charakterisiert, ... (ein) Ausdruck (ein Symbol)« (3.31 a) und Sätze sind selber Ausdrücke (3.31 b).

Daß Zeichen für Komplexe und Sätze in ihrer Analyse nicht willkürliche und (je nach Ausgangspunkt der Operation) variiierende Resultate haben, liegt letztlich an der Beziehung zwischen Elementen des Elementarsatzes und den Gegenständen in Sachverhalten, die von Elementarsätzen dargestellt werden. Diese Beziehung ist nämlich nicht einsinnig<sup>14</sup>. Die im Satz angewandten einfachen Zeichen heißen Namen (3.202). Vom Satz aus gesehen ist ihre Beziehung auf die Gegenstände im Sachverhalt die Bedeutungsbeziehung:

»3.203 Der Name bedeutet den Gegenstand. Der Gegenstand ist seine Bedeutung. (›A‹ ist dasselbe Zeichen wie ›A‹.)«

Der enigmatisch klingende Zusatz in Klammern zu dieser Bemerkung zeigt eine logische Eigenschaft von Namen als einfachen Zeichen, die Wittgenstein in Vorarbeiten auch explizit ausgesagt hat: »Man muß daran denken, daß Namen keine Dinge sind, sondern Klassen: ›A‹ ist derselbe Buchstabe wie ›A‹« (Aufzeichn. über Logik, 1913, Tb 201). Nicht das im Satzzeichen auftretende Zeichenexemplar für sich ist der Name, sondern das, was alle füreinander einsetzbaren Zeichenexemplare »gemeinsam haben« (3.3411, 2. Satz).

Aber Namen haben zu Gegenständen nicht nur und nicht einmal in erster Linie die Bedeutungs- oder Bezeichnungsbeziehung. Namen *vertreten* die Gegenstände auch, die sie bedeuten. Diese zur Bedeutungsbeziehung komplementäre Vertretungsbeziehung ist gleichsam von den im Sachverhalt verketteten Gegenständen her gedacht:

»3.21 Der Konfiguration der einfachen Zeichen im Satzzeichen entspricht die Konfiguration der Gegenstände in der Sachlage.

3.22 Der Name vertritt im Satz den Gegenstand.«

Bisher ist häufig übersehen worden, daß im Verhältnis Name-Gegenstand Bedeutungs- und Vertretungsbeziehung nicht dasselbe meinen<sup>15</sup>. Was Wittgenstein bei ihrer Unterscheidung vorgeschwebt hat, macht folgende Tagebuch-Notiz andeutungsweise klar:

»Wenn ein Name einen Gegenstand bezeichnet, so steht er damit in einer Beziehung zu ihm, die ganz von der logischen Art des Gegenstandes bedingt ist und diese wieder charakterisiert.« (Tb 22, 6. 15 j, Tb 164)

Das Bedingtsein des Namens durch die logische Art des Gegenstandes faßt Wittgenstein in LPA terminologisch als ›vertreten‹, das diese wiederum Charakterisieren als

›bedeuten‹. Die These in der Unterscheidung beider Beziehungen zwischen Name und Gegenstand ist: nur insofern ein Name den Gegenstand so vertritt, wie es »Elemente des Bildes« im allgemeinen tun (vgl. 2.131), kann er ihn auch bedeuten, in seiner logischen Art charakterisieren. Die Pointe dieser These wird deutlich, wenn man sich daran erinnert, daß Gegenstände außer durch ihre Einfachheit nur dadurch zu charakterisieren sind, daß sie eine Form haben und d.h. eine definite Möglichkeit der Kombination mit anderen Gegenständen in Sachverhalten (vgl. 2.014–1). Die Vertretungsbeziehung zwischen Gegenstand und Name sichert die Nichtwillkürlichkeit der Resultate von logischer Analyse – denn der Name muß die Form des Gegenstandes als logische Form übernehmen<sup>16</sup>, ihn in diesem Sinn vertreten, um ihn bedeuten zu können. In den frühen Passagen der Tagebücher schreibt Wittgenstein im Hinblick auf die Vertretungsbeziehung von einer »logischen Identität von Zeichen und Bezeichnetem« (Tb 4.9.14 d, Tb 91) und behauptet den Vorrang der ›Logik‹ des Bezeichneten in allgemeiner Weise: »Die Logik der Welt ist aller Wahr- und Falschheit primär« (Tb 18.10.14 b, Tb 103).

Die Vertretungsbeziehung zwischen Namen und Gegenständen sichert der Sprache in den Elementarsätzen, über die in innerer logischer Analyse denkend schon verfügt wird, ein realistisches fundamentum in ultimis rebus mundi: in den Gegenständen. In ihr ›berühren‹ sich Sprache und Welt<sup>17</sup>. Entsprechend weitreichend sind die Folgen dieser Konzeption.

Zunächst ist es die Vertretungsbeziehung zwischen Gegenständen und Namen, die den Satzzusammenhang, zunächst in Elementarsätzen, selber möglich macht. Im Zuge seiner expliziten Erörterung von ›Elementarsätzen‹ zu Satz 4.2 stellt Wittgenstein die von ihm direkt nicht beantwortete Frage: »wie kommt der Satzverband zustande« (4.221 b)? Die Frage wird an diesem Ort nicht beantwortet, weil eine Antwort schon zuvor gegeben wurde:

»4.0311 Ein Name steht für ein Ding, ein anderer für ein anderes Ding und untereinander sind sie verbunden, so stellt das Ganze – wie ein lebendes Bild – den Sachverhalt vor.

4.0312 Die Möglichkeit des Satzes beruht auf dem Prinzip der Vertretung von Gegenständen durch Zeichen.

...«

Dadurch daß Namen von der logischen Art der Gegenstände, für die sie stehen (die sie ›vertreten‹), bedingt sind, ergibt sich der Satzverband als Form der Kombination von Namen, als ihre Verkettung im Elementarsatz, die der Verkettung der Gegenstände im Sachverhalt isomorph ist: »Das Gegenstück zum Satze bilden (ich interpoliere: *nur*) die Gegenstände« (Tb 26. 5. 15 b, Tb 143). Konsequenterweise kommt Wittgenstein in der Erörterung der Frage nach »allen möglichen Formen der Elementarsätze a priori« (vgl. 5.55 mit Erläuterungen) zu dem Ergebnis, daß sich die Form eines Elementarsatzes nicht a priori angeben läßt, sondern auf die »Anwendung« der Logik (5.557),

auf Erfahrung zu warten hat. Die Erfahrung, in der sie bereits operativ ist, ist die ›Erfahrung‹ des Denkens von Satzsinnen.

Die Vertretungsbeziehung zwischen Namen und Gegenständen hat des weiteren die Folge, daß Namen nicht einführend erklärt (definiert), sondern nur zirkulär erläutert werden können:

»3.26 Der Name ist durch keine Definition weiter zu zergliedern: er ist ein Urzeichen.

...

3.263 Die Bedeutungen von Urzeichen können durch Erläuterungen erklärt werden. Erläuterungen sind Sätze, welche die Urzeichen enthalten. Sie können also nur verstanden werden, wenn die Bedeutungen dieser Zeichen bereits bekannt sind.«

Es ist umstritten, woran Wittgenstein konkret bei den in Satz 3.263 charakterisierten Erläuterungen gedacht hat. Klar ist zunächst, daß diese, wenn sie voraussetzen, daß die Bedeutung der Urzeichen bereits bekannt sind, voraussetzen, daß zumindest denkend bereits über Elementarsätze verfügt wird. Denn komplexe Zeichen sollen als definierte oder definierbare nur »über jene Zeichen (bezeichnen), durch welche ... (sie) definiert wurde(n); und die Definitionen weisen den Weg« (3.261 a). Zwar treten Namen, also das, wozu Urzeichen jedenfalls gehören, nicht nur in Elementarsätzen auf. Wittgenstein ist in der schon einmal angeführten Formulierung in Satz 4.23 vielmehr genau darin zu sagen, daß Namen »im Satz nur im Zusammenhange des Elementarsatzes vor(kommen)«<sup>18</sup>. Aber Namen für ontologisch Einfaches, für Gegenstände – und diese sind ja wohl mit ›Urzeichen‹ gemeint – treten nur in Elementarsätzen auf, die also schon irgendwie verfügbar sein müssen.

Eine Möglichkeit des Verständnisses von ›Erläuterungen‹ ist, sie als jene inneren ostensiven Definitionen aufzufassen, auf denen eine von Wittgenstein in ihrer Möglichkeit bestrittene ›private Sprache‹ beruhen müßte (vgl. PU §§ 243, 380). Aber mit diesem Verständnis ist prima facie unvereinbar, daß Wittgenstein von Erläuterungen sagt, sie seien Sätze, also etwas, was im Unterschied zu Definitionen, die in der LPA als »Regeln der Übersetzung von einer Sprache in eine andere« erklärt werden (3.343), wahr oder falsch muß sein können. Andererseits könnte gerade im Nichtverstehen ›hinweisender Erklärungen‹ als Regeln, im Verstehen der Erläuterungen als Sätze die Unklarheit bestanden haben, von der Wittgenstein später, als er eine ›Verbindung der Sprache mit der Wirklichkeit‹ verwarf<sup>19</sup>, sagte, sie sei einer der beiden Grundirrtümer in der LPA gewesen. Wenn aber zwischen Elementarsatz und Sachverhalt der durch die Vertretungsbeziehung zwischen Gegenständen und Namen verstärkte interne Zusammenhang besteht, der zwischen Beschreibung und Beschriebenem ganz allgemein besteht (vgl. 4.023 b/c), dann ist immerhin einsehbar, wieso Wittgenstein sein im Lichte der späteren Unterscheidung zwischen einem Satz und einer Regel,

inkohärentes Konzept einer Erläuterung, die beides zugleich sein müßte, hat zwingend erscheinen können.

Die erläuterte Vertretungsbeziehung zwischen Gegenständen und Namen läßt auch Wittgensteins knappe Erläuterung seiner Konzeption von logischem Raum genauer verständlich werden. Der Begriff, der schon in den Sätzen 1.13 und 2.11 auftritt, wird nur in Satz 3.4 (mit Erläuterungen) direkt thematisiert:

»3.4 Der Satz bestimmt einen Ort im logischen Raum. Die Existenz dieses logischen Ortes ist durch die Existenz der Bestandteile allein verbürgt, durch die Existenz des sinnvollen Satzes.

3.41 Das Satzzeichen und die logischen Koordinaten: Das ist der logische Ort.

...

3.42 Obwohl der Satz nur einen Ort des logischen Raumes bestimmen darf, so muß doch durch ihn schon der ganze logische Raum gegeben sein.

...

(Das logische Gerüst um das Bild herum bestimmt den logischen Raum. Der Satz durchgreift den ganzen logischen Raum.)«

Welches sind die Bestandteile, die nach der Haupterläuterung 3.4 die Existenz des logischen Ortes, den der Satz bestimmt, allein verbürgen? Das hängt offenbar von der Stufe ab, bis zu der die Analyse getrieben wird. Bezüglich eines komplexen Satzes sind die Bestandteile vermutlich die Elementarsätze, die seinen Sinn konstituieren, *in Beziehung auf* die von ihnen dargestellten Sachverhalte, d.h. die *semantisch*, nicht nur *syntaktisch* charakterisierten Elementarsätze. Wird die Analyse aber bis zu den Gegenständen getrieben, die durch die in Elementarsätzen verketteten Namen vertreten werden, dann sind entweder die Namen oder die Gegenstände die Bestandteile, die die Existenz logischer Örter verbürgen. In beiden Deutungen entscheidet die verwendete Bezeichnung ›Bestandteil‹ nicht zwischen bloß Sprachlichem (Syntaktischem) und Ontischem (Semantischem). Das ist möglich und verständlich vor dem Hintergrund der durch die Vertretungsbeziehung zwischen Gegenständen und Namen konstituierten Isomorphie zwischen beiden.

In letzter Analyse sind daher auch die in Satz 3.41 genannten logischen Koordinaten die Namen/Gegenstände<sup>20</sup>. Die Bezeichnung ›Koordinaten‹ spielt auf die die abbildende Beziehung zwischen Bildelementen und Gegenständen konstituierende ›Zuordnung‹ von Bildelementen und Sachen auch sprachlich an (vgl. 2.1514–5).

Schließlich ist von der Vertretungsbeziehung her auch begrifflich, wieso mit einem Satz der ganze logische Raum, das ihn umgebende Gerüst gegeben sein muß. Die Koordinaten (in der gegebenen Deutung) enthalten ja über die Form der Gegenstände alle den Sinn des Satzes bestimmenden Kombinationsmöglichkeiten von Elementen. Über die Negierbarkeit des Satzes (vgl. zu Negierbarkeit und ›logischem Raum‹ 4.463 b) sind mit seinen Koordinaten auch die aller anderer Sätze gegeben. Das erklärt die spätere Bemerkung:



»5.524 Wenn die Gegenstände gegeben sind, so sind uns damit auch schon a l l e Gegenstände gegeben. Wenn die Elementarsätze gegeben sind, so sind damit auch a l l e Elementarsätze gegeben.«

Es ist also nicht übertrieben zu sagen, daß durch die Formen der Gegenstände – die Möglichkeiten ihrer Kombination in Sachverhalten – über die Vertretungsbeziehung der Namen zu ihnen der gesamte logische Raum konstituiert ist<sup>21</sup>.

Darin ist schließlich auch begründet, daß die Logik für Wittgenstein letztlich nichts Konventionelles ist. Der Eindruck, Wittgenstein habe schon in der LPA eine rein konventionalistische Logiktheorie vertreten, ist vor allem dem Umstand geschuldet, daß er die logischen Sätze als Tautologien erklärt (vgl. 4.46 mit Erläuterungen; 6.1). Maßgebend für diese Erklärung war, was Wittgenstein seinen Grundgedanken nennt (tatsächlich ist er nur der Grundgedanke der einen ›Hälfte‹ der LPA, der Satztheorie): »4.0312 Die Möglichkeit des Satzes beruht auf dem Prinzip der Vertretung von Gegenständen durch Zeichen. (–) Mein Grundgedanke ist, daß die ›logischen Konstanten‹ nicht vertreten. Daß sich die L o g i k der Tatsachen nicht vertreten läßt.«

Dieser Grundgedanke wendet sich gegen die Erklärung der aussagenlogischen Operatoren als Funktionsnamen bei Frege und Russell. Die Gründe, die Wittgenstein dafür hatte, diese Erklärung, derzufolge die logischen Operatoren ›Konstante‹ sind und eben doch ›vertreten‹, abzuweisen, brauchen hier nicht erörtert zu werden<sup>22</sup>. Denn hier ist nur wichtig, daß für Wittgenstein trotz der Erklärung logischer Wahrheiten als Tautologien die Logik nicht nur konventionell ist. Das zeigt die Bemerkung:

»6.124 ...

Es ist klar, daß es etwas über die Welt anzeigen muß, daß gewisse Verbindungen von Symbolen – welche wesentlich einen bestimmten Charakter haben – Tautologien sind. Hierin liegt das Entscheidende. ...« (4. und 5. Satz)

Wäre die Logik nur konventionell, könnte, daß ihre Sätze Tautologien sind, nichts über die Welt anzeigen, sondern nur über die Sprache. *Daß* das etwas über die Welt anzeigt, macht die Logik in der LPA sogar zum ›Gerüst der Welt‹: »6.124 Die logischen Sätze beschreiben das Gerüst der Welt, oder vielmehr, sie stellen es dar. Sie ›handeln‹ von nichts. Sie setzen voraus, daß Namen Bedeutung und Elementarsätze Sinn haben: Und dies ist ihre Verbindung mit der Welt. ...« (1. bis 3. Satz) Daß die logischen Sätze das Gerüst der Welt nicht nur beschreiben, sondern darstellen, heißt hier, daß sie dieses Gerüst selber *sind*. Denn nur die Scheinbeziehung der Identität (vgl. 5.53 ff.) ist noch ›enger‹ als die interne Beziehung zwischen Beschreibung und Beschriebenem, die alle Sätze qua Bilder der Wirklichkeit charakterisiert (vgl. 4.023 b/c und 4.03). Die Logik hat eine Verbindung mit der Welt dadurch, daß sie voraussetzt, daß Namen Bedeutung und Elementarsätze Sinn haben. Ihre Sätze, die Tautologien, sind Konsequenzen des Umstands, daß gewisse Kombinationen von Kombinationen



von Gegenständen (d.h. gewisse ›Tatsachen‹ als Funktionen von Sachverhalten) nicht möglich sind. Insofern setzt die Logik die »Form der Welt«<sup>23</sup> in den Formen der Gegenstände als den Elementen der Substanz der Welt voraus – sie ist a priori nur vor dem *Wie*, nicht vor dem *Was* der Welt (5.552):

»5.5521 Und wenn dies nicht so wäre, wie könnten wir die Logik anwenden? Man könnte sagen: Wenn es eine Logik gäbe, auch wenn es keine Welt gäbe, wie könnte es dann eine Logik geben, da es eine Welt gibt?«

Nur ihre ›Verbindung mit der Welt‹ erlaubt es für Wittgenstein in der LPA, die Anwendbarkeit der Logik auf (Sätze über) die Welt zu verstehen. Letztlich ist die Logik nicht die der Sprache, sondern die Logik der Welt (vgl. Tb 18.10.14 b, Tb 103), die »Logik der Tatsachen« (4.0312) und als solche ›übermenschlich‹:

»6.124...

Wir sagten, manches an den Symbolen, die wir gebrauchen, wäre willkürlich, manches nicht<sup>24</sup>. In der Logik drückt nur dieses aus: Das heißt aber, in der Logik drücken nicht *w i r* mit Hilfe der Zeichen aus, was wir wollen, sondern in der Logik sagt die Natur der naturnotwendigen Zeichen selbst aus: ...« (6. und 7. Satz)

Nicht wir Menschen drücken in der Logik aus, was wir wollen, sondern die Natur der naturnotwendigen Zeichen selber drückt aus:

»5.555 c Und wie wäre es auch möglich, daß ich es in der Logik mit Formen zu tun hätte, die ich erfinden kann; sondern mit dem muß ich es zu tun haben, was es mir möglich macht, sie zu erfinden.«

Die Konventionalität der Sprache (vgl. 4.002 d) betrifft nicht ihr Gerüst, das zugleich das Gerüst der Welt ist, sondern nur das, womit das Gerüst umbaut ist. »6.13 Die Logik ist keine Lehre, sondern ein Spiegelbild der Welt. (–) Die Logik ist transzendental.«

### 3. Übergang zur Wortsprache und Bildtheorie des Satzes

Auf die Erörterung der Beziehung zwischen logischem Raum und den von Sätzen bezeichneten logischen Örtern zu Satz 3.4 folgen unmittelbar die beiden ›Mittel-sätze der LPA, 3.5 und 4<sup>25</sup>. Und in den Erläuterungen zweiter Stufe zu Satz 4 wird die Bildtheorie der Gedanken ab Satz 3.2 auf Sätze der Wortsprache angewendet. Auch wo es nicht um eine erschöpfende Interpretation der mittleren Reihe der LPA geht, wäre eine Darstellung unvollständig, die nicht diese Passagen noch kommentierte. Der Sinn der beiden ›Mittel-sätze der LPA ist bereits im Zusammenhang mit der Aufklärung der Struktur des Textes erläutert worden. Satz 3.5 bindet Gedanken an Satzzeichen und damit an Tatsachen (3.14 b): Nur was in einem Satzzeichen ausgedrückt oder ausdrückbar ist, ist ein Gedanke, ob das Satzzeichen nun nur gewohnheitsmäßig

angewendet oder ob es explizit gedacht wird. Umgekehrt ist nach Satz 4 auch nur das ein Satz, was einen Gedanken ausdrückt oder ausdrücken kann. Beide Sätze zusammen ergeben ein Bikonditional, in dem in allgemeinsten Weise die Grenzen des Sinns festgestellt sind: Etwas ist ein Gedanke dann und nur dann, wenn es in einem Satz mittels eines Satzzeichens ausgedrückt oder ausdrückbar ist. Ausgeschlossen sind mit dieser Grenzziehung einerseits nicht satzförmige, nicht satzzeichengebundene Gedanken, andererseits nicht gedankenausdrückende Sätze. Sinnvolle Sätze sind damit allein Sätze über Tatsachen.

Daß erst mit diesen beiden Sätzen die Wendung der Darstellung zur Wortsprache ausdrücklich vollzogen wird, ist auch dadurch deutlich, daß in der Anwendung der allgemeinen Bildtheorie und der Bildtheorie der Gedanken auf Sätze der Wortsprache in den Sätzen 4.01 bis 4.06 die Bildtheorie einen zusätzlichen explanatorischen Status gewinnt. Der wird bei einer Zusammenstellung der Sätze in einen Zusammenhang klar:

»4.01 Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit.

Der Satz ist ein Modell der Wirklichkeit, so wie wir sie uns denken.

...

4.02 Dies sehen wir daraus, daß wir den Sinn des Satzzeichens verstehen, ohne daß er uns erklärt wurde.

...

4.03 Ein Satz muß mit alten Ausdrücken einen neuen Sinn mitteilen. Der Satz teilt uns eine Sachlage mit, also muß er *w e s e n t l i c h* mit der Sachlage zusammenhängen.

Und der Zusammenhang ist eben, daß er ihr logisches Bild ist. Der Satz sagt nur insoweit etwas aus, als er ein Bild ist.

...

4.04 Am Satz muß gerade soviel zu unterscheiden sein, als an der Sachlage, die er darstellt.

Die beiden müssen die gleiche logische (mathematische) Mannigfaltigkeit besitzen. ...

...

4.05 Die Wirklichkeit wird mit dem Satz verglichen.

...

4.06 Nur dadurch kann der Satz wahr oder falsch sein, indem er ein Bild der Wirklichkeit ist.

...«

Was die Anwendung der allgemeinen Bildtheorie auf Sätze der Wortsprache erklären soll, ist, wie Sätze wahr oder falsch sein können, also die Möglichkeit ihrer Bipolarität<sup>26</sup>. Das ist vor allem im Fazit der Sequenz in Satz 4.06 deutlich. Als Begründung für den Bild- oder Modellcharakter von Sätzen wird in 4.02 angeführt, daß wir den Sinn noch nicht gehörter Sätze verstehen, wenn wir ihre Bestandteile, die uns freilich erklärt (worden) sein müssen (vgl. 4.026), schon verstehen – d.h. der Sinn des ganzen Satzes bedarf bei Kenntnis seiner Bestandteile nicht noch eigens einer zusätzlichen Erklärung. Obwohl dieser Sachverhalt als Begründung für den Bild- oder Modellcharakter von Sätzen angeführt wird, ist er doch zugleich etwas, was durch diesen Bildcharakter seinerseits besser verständlich wird. Das wird in den Sätzen der Bemerkung 4.03

verdeutlicht, insbesondere in 4.03 c: Weil der Satz ein logisches Bild der Sachlage ist, die er darstellt, und als solches mit ihr wesentlich zusammenhängt, kann er uns mit alten Ausdrücken einen neuen Sinn mitteilen. Der wesentliche Zusammenhang von Satz und Sachlage ist durch die abbildende Beziehung der Satzelemente zu den Elementen der Sachlage allein konstituiert. Eine zusätzliche Vertretungsbeziehung des Satzes zur Sachlage als ganzer gibt es nicht, es sei denn die das Explanandum bildende Beziehung der Wahrheit oder Falschheit. Daß die semantische Beziehung des ganzen Satzes nur über die abbildende Beziehung seiner Elemente zu Elementen der Wirklichkeit laufen soll, erklärt, warum Wittgenstein in Satz 4.04 scheinbar unvermittelt auf die Struktur der Einheiten der Sprache, die er Elementarsätze nennen wird (vgl. 4.21 ff.), zu sprechen kommt – nur in diesen Einheiten ist ja der Gedanke so ausgedrückt, daß den Gegenständen des Gedankens Elemente des Satzzeichens entsprechen (vgl. 3.2) – nur sie haben direkt die gleiche logische Mannigfaltigkeit wie die von ihnen dargestellten Sachverhalte. Für komplexe Sätze gilt das nur, insofern sie als Funktion der ihren Sinn konstituierenden Elementarsätze dargestellt sind – was freilich beim Denken jedes Satzsinns schon der Fall sein soll. Damit erweist sich die ab Satz 5 entfaltete Theorie des Satzes als Wahrheitsfunktion von Elementarsätzen als eine Implikation der Bildtheorie *des* Satzes in LPA. Das macht noch einmal die Formulierungseigentümlichkeit des Satzes 4.05 deutlich. Nicht der Satz ist Ausgangspunkt des Vergleichs mit der Wirklichkeit zur Feststellung seiner Wahrheit oder Falschheit, sondern »die Wirklichkeit wird mit dem Satz verglichen«. Wirklichkeit war erklärt worden als »das Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten« (2.06). Sie ist als solche dargestellt in den Elementarsätzen: »4.25 Ist der Elementarsatz wahr, so besteht der Sachverhalt; ist der Elementarsatz falsch, so besteht der Sachverhalt nicht«. Wenn die Wirklichkeit mit dem komplexen Satz verglichen wird, dann wird festgestellt, welche der Elementarsätze, deren Wahrheitsfunktion er ist, wahr und welche falsch sind. Ergibt diese Feststellung eine Übereinstimmung der faktischen Wahrheitswertverteilung für die Elementarsätze mit der projizierten Wahrheitswertverteilung für die Elementarsätze, als deren Funktion allein der Satz Sinn hat (vgl. 4.2), dann ist der komplexe Satz wahr, andernfalls ist er falsch. Wittgenstein deutet also in Satz 4.05 nicht, wie manchmal vermutet, eine Verifikationstheorie *der Bedeutung* an, sondern er macht, indem er die Wahrheitsfunktionentheorie als Implikation der Bildtheorie des Satzes beansprucht, Wahrheit oder Falschheit des Satzes von einer Verifikation oder Falsifikation abhängig, die sich im Vergleich der Wirklichkeit (dem in Elementarsätzen dargestellten Bestehen und Nichtbestehen der Sachverhalte) mit dem Satz ergibt. Eine Verifikationstheorie der Bedeutung, an die Wittgenstein in der LPA noch gar nicht gedacht hat, hätte hier einen Angriffspunkt allenfalls an den Elementarsätzen selber. Satz 4.06 als der letzte der Sequenz, in der die allgemeine Bildtheorie auf Sätze der Wortsprache angewendet

wird, formuliert die durch diese Anwendung gegebene Erklärung der ›Wahrheitsbeziehung‹ – nur weil der Satz ein Bild der Wirklichkeit ist, kann er wahr oder falsch sein. Komplexe Sätze sind Bilder der Wirklichkeit, weil sie Sinn- und Wahrheitsfunktionen (vgl. 4.2 und 5) von Elementarsätzen sind, Elementarsätze sind Bilder vermöge ihrer Form der Abbildung, d.h. weil sie die gleiche logische Mannigfaltigkeit wie die von ihnen dargestellten Sachverhalte haben.

Indem sich einer genauen Lektüre der Sätze 4.01 bis 4.06, in denen die allgemeine Bildtheorie auf Sätze der Wortsprache angewendet wird, die Wahrheitsfunktionentheorie des Satzes als ein Implikat der Bildtheorie des Satzes erweist, ist mit diesen Sätzen der Grund für die folgende Darstellung bis Satz 5.5 einschließlich (jeweils mit Erläuterungen) gelegt. Denn das dominante Thema in dieser Passage ist die Wahrheitsfunktionentheorie des Satzes. Von Satz 4.2 ab ist die Beziehung zwischen komplexem Satz und Elementarsätzen zunächst vom komplexen Satz aus betrachtet, von Satz 5.3 ab umgekehrt von den Elementarsätzen aus. Diese elementaristische Perspektive führt zur Spezifikation der operativen Erzeugbarkeit aller Sätze durch Anwendung von Wahrheitsoperationen auf Elementarsätze (vgl. 5.5) und schließlich zur Angabe der allgemeinen Form der Wahrheitsoperation in Satz 6.

Ich bin nicht kompetent und werde daher nicht versuchen, diese umfangreichen Passagen wie die bisher erörterten auch nur im Überblick, geschweige denn in den Einzelheiten zu kommentieren. Sie standen im Zentrum des Interesses der großen Kommentare zur LPA, die Anfang der 60er Jahre erschienen<sup>27</sup>. In ihnen wurde Wittgensteins Konzeption vornehmlich vor dem Hintergrund Freges und Russells gelesen. Für meine Interpretation war die Frage nach den Beziehungen der Konzeption Wittgensteins in der LPA zu Schopenhauer leitend und sie soll auch die weitere Darstellung bestimmen<sup>28</sup>.

Das erforderliche nächste Thema in dieser Perspektive ist der Satz 5.6 und seine Erläuterungen. Wittgenstein schreibt dort, scheinbar unmotiviert, nicht mehr von *der* Sprache und ihrer Struktur, in Sätze zu zerfallen, die Wahrheitsfunktionen von Elementarsätzen sind, sondern von *meiner* Sprache, deren Grenzen die Grenzen meiner Welt bedeuten. Diese Wendung ins Subjektive ist von der Grundlegung der Thematik der der Satztheorie gewidmeten Passagen in den Erläuterungen zu Satz 4 her unvorhersehbar und deshalb besonders erklärungsbedürftig. Zugleich werden sich hier weitere Bezüge der Konzeption der LPA zu Schopenhauer aufweisen lassen, die nicht nur die besonders erklärungsbedürftige Passage beleuchten, sondern die Konzeption im ganzen.

#### IV. Die erste Kritik des Solipsismus (LPA 5.6 – 5.641)

Satz 5.6 »Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt« hat im Ganzen der LPA eine einzigartige Stellung. Äußerlich ist das schon daran deutlich, daß er die einzige Haupterläuterung ist, die eine Ordnungszahl der Form »n.6« trägt. Nach der in Kapitel I gegebenen Aufklärung der Struktur der LPA steht der Satz 5.6 in der Abschnittsgliederung am Ende des Zentrums des Buches, der allgemeinen und speziellen (auf Sätze angewendeten) Bildtheorie als Theorie von Darstellung überhaupt; im 49er-Quadrat ist er das verknüpfende Kettenglied zwischen der vorletzten und der letzten, siebenten Reihe.

Erklärtermaßen wird in den Erläuterungen zu Satz 5.6 erörtert, »inwieweit der Solipsismus eine Wahrheit ist« (5.62 a). Die Fragestellung schließt schon aus, daß der Solipsismus schlechthin wahr ist – denn dann würde nicht gefragt »inwieweit?« sondern »ob der Solipsismus eine Wahrheit ist« und diese Frage schlicht mit »ja« beantwortet sowie diese Antwort begründet. Schon die Fragestellung macht deutlich, daß es Wittgenstein um eine *Kritik* des Solipsismus<sup>1</sup> – eine Einschränkung seiner Geltung geht. Geübt wird diese Kritik von dem sprachphilosophisch-metaphysischen System her, das Wittgenstein in der LPA bis zum Satz 5.6 entfaltet hat – also gleichsam »von oben«, im Unterschied zu der späteren Solipsismus-Kritik z.B. im »Blauen Buch«, die »von unten«, vom normalen Sprachgebrauch aus geübt wird. Daß es sich in beiden Phasen von Wittgensteins Auseinandersetzung mit dem Solipsismus um eine Kritik desselben handelt, dafür ist das stärkste entwicklungsgeschichtliche Argument dies, daß sich eine zentrale Überlegung Wittgensteins gegen den Solipsismus in beiden Phasen, die mehr als zwanzig Jahre umspannen<sup>2</sup>, durchhält: Es ist die Überlegung, daß es das Subjekt, dessen Einzigkeit ein Solipsist behaupten muß, wenn er z.B. sagt »Nur meine Erfahrungen sind wirkliche Erfahrungen«, *nicht gibt*. In der LPA entwickelt Wittgenstein diese Überlegung u.a. an der Analogie zwischen den Verhältnissen Auge-Gesichtsfeld und Subjekt-Welt (vgl. 5.633, 5.6331) und in der zweiten Phase der Auseinandersetzung mit dem Solipsismus faßt er sie konzis in den Satz zusammen: »Der Gesichtsraum hat wesentlich keinen Besitzer« (PB 100 b). Der Besitzer des Gesichtsraumes wäre die Person, deren Einzigkeit ein Solipsist behauptete, der sagte »Nur ich sehe wirklich: nur was ich sehe, wird wirklich gesehen o.ä.«. Da unstrittig ist, daß es sich in der zweiten Phase der Auseinandersetzung Wittgensteins mit dem Solipsismus um eine diesen völlig verwerfende Kritik handelt, ist die beste (einfachste) Hypothese, die die Verwendung dieses Arguments gegen einen Besitzer des Gesichtsraumes auch in der LPA erklärt, daß es sich auch hier um eine Kritik am Solipsismus handelt (was nicht ausschließt, daß ihm in der LPA, anders als später, in bestimmter Hinsicht auch recht gegeben wird).

### 1. Ort, Motivation und Skopus der Solipsismus-Kritik

Bevor die Solipsismus-Kritik Wittgensteins in der LPA im einzelnen interpretiert werden kann, bedürfen drei Fragen der klärenden Beantwortung: (1) Warum überhaupt würdigt Wittgenstein den Solipsismus einer ausführlichen Kritik? (2) Warum tut er dies an der formal ausgezeichneten Stelle, an der er dies tut? (3) Wogegen richtet sich die Kritik am Solipsismus?

Die beiden ersten Fragen hängen miteinander zusammen. Die zweite mag auf den ersten Blick überhaupt keine wirkliche Frage sein und sich nur der Vorliebe des Autors gegenwärtiger Erörterungen für die Aufmerksamkeit auf architektonische Zusammenhänge verdanken. Das aber ist nicht so, vielmehr bezieht sich die Frage nach dem Grund für den ausgezeichneten Ort der Solipsismus-Kritik auf ein nachweisliches Sachproblem. Der Solipsismus ist nämlich eine skeptische Position. Über den allgemeinen erkenntnistheoretischen Skeptiker, der die objektive Existenz der (Außen-)Welt in Frage stellt, geht der Solipsist in der Leugnung anderer Bewußtseine, anderer Träger der Erfahrung von Wirklichkeit hinaus. Nun ist Wittgenstein mit dem Skeptizismus ausgesprochen kurz angebunden:

»6.51 Skeptizismus ist nicht unwiderleglich, sondern offenbar unsinnig, wenn er bezweifeln will, wo nicht gefragt werden kann.

Denn Zweifel kann nur bestehen, wo eine Frage besteht; eine Frage nur, wo eine Antwort besteht, und diese nur, wo etwas gesagt werden kann.«

Wenn der Solipsismus ein radikalierter Skeptizismus ist, warum trifft ihn dann nicht schon diese brüske Abweisung des allgemeinen Skeptizismus? Welchen Grund gibt es für die diskriminierende Behandlung des Skeptikers im Vergleich zum Solipsisten?

Diese Frage gewinnt noch dadurch an Gewicht, daß Wittgenstein zum einen auch gegen den Solipsismus die Unterscheidung zwischen dem, was gesagt werden kann und dem, was nicht gesagt werden kann und was sich allenfalls zeigt, zur Geltung bringt (5.62 b) – wenn sich auch seine Kritik keineswegs darauf reduziert, daß der Solipsist etwas zu sagen versucht, was sich nicht sagen läßt und allenfalls zeigt<sup>3</sup>. Zum anderen gewinnt die Frage nach dem Grund für die diskriminierende Behandlung des allgemeinen Skeptikers dadurch an Gewicht, daß Wittgenstein den Solipsismus in einer Darstellung bei Schopenhauer<sup>4</sup> kennengelernt hat, in der er als extremer Skeptizismus präsentiert wird:

»Ob aber die dem Individuo nur als Vorstellung bekannten Objekte dennoch gleich seinem eigenen Leibe Erscheinungen eines Willens sind; dies ist ... der eigentliche Sinn der Frage nach der Realität der Außenwelt: dasselbe zu leugnen ist der Sinn des theoretischen Egoismus, der eben dadurch alle Erscheinungen außer seinem eigenen Individuum für Phantome hält... Der theoretische Egoismus ist zwar durch Beweise nimmermehr zu widerlegen: dennoch ist er zuverlässig in der Philosophie nie anders denn als skeptisches

Sophisma, d. h. zum Schein gebraucht worden. Als ernstliche Überzeugung hingegen könnte er allein im Tollhause gefunden werden: als solche bedürfte es dann gegen ihn nicht sowohl eines Beweises als einer Kur. Daher wir uns insofern auf ihn nicht weiter einlassen, sondern ihn allein als die letzte Feste des Skeptizismus, der immer polemisch ist, betrachten.« (WWV I, § 19, S. 163)

Mit dem allgemeinen Skeptizismus verfährt also Wittgenstein genau so, wie es Schopenhauer mit dem Solipsismus tut, mit diesem selber aber nicht. Und in seiner Darstellung trennt er beide voneinander, obwohl sie sowohl der Sache als auch seinem Verständnis nach zusammengehören (denn insofern der Solipsismus auf jeden Fall etwas nicht Sagbares betrifft, hätte seine Behandlung wie die des allgemeinen Skeptizismus am Ende der LPA ab Satz 6.4 Platz gehabt). Der Solipsismus ist ans Ende des Zentrums der LPA, der Bild- und Satztheorie versetzt – warum?

Der Grund für die Vorzugsbehandlung für den Solipsisten kann nur sein, daß dessen Problematik mit der Konzeption Wittgensteins selber intern zusammenhängt. Nun ist das Zentrum der Solipsismus-Kritik die Leugnung der Existenz des Subjekts, dessen Einzigkeit der Solipsist behaupten müßte, der sagte »Nur *ich* habe wirkliche Erfahrungen« o.ä. Wenn Wittgenstein diese Problematik am Ende seiner eigenen Sprachkonzeption aufnimmt, dann könnte dies den Grund haben, daß diese Konzeption ein solches einziges Subjekt mit sich führte und Wittgenstein zeigen wollte, daß sie trotzdem nicht dem Solipsismus verfällt.

In (III.) habe ich dargelegt, daß im Zentrum, der mittleren Reihe der LPA, ein verborgener Psychologismus oder Mentalismus der Sprachkonzeption in Form der Denksprachenannahme entwickelt wird. Im Kern besteht dieser Mentalismus in der von Wittgenstein darum auch ins Zentrum seiner späteren Selbstkritik versetzten These, die Sprache diene ausschließlich dazu, Gedanken auszudrücken (vgl. PU §§ 32, 81 b, 97, 102, 304 b, 363 b). Die Denksprachenannahme fügt dieser These hinzu, Gedanken selber seien satzartig, und spezifischer: Im Denken des Sinnes jeden Satzes werde dieser in die seinen Sinn konstituierenden Elementarsätze analysiert. Diese Annahmen führen auf das Subjektproblem. Denn man kann fragen: Wenn es eine Denksprache gibt, muß es dann nicht auch ein Subjekt als Sprecher dieser Sprache geben? Es könnte sogar naheliegen, dieses Subjekt als ein überindividuelles, monistisches Subjekt zu konstruieren: Wenn jeder Satz der Sprache eine und nur eine vollständige Analyse in die seinen Sinn konstituierenden Elementarsätze hat und diese in jedem Denken von Satzsinnen schon operativ ist, muß dann nicht dasjenige, was in den Sprechern diese Analyse durchführt, in jedem Sprecher *dasselbe* sein? Ein solches monistisches Sprachsubjekt wäre zudem eine genaue sprachtheoretische Rekonstruktion des Erkenntnissubjekts bei Schopenhauer, das bei diesem der Träger der Welt als Vorstellung ist und als solcher »ganz und ungeteilt in jedem vorstellenden Wesen« (WWV I, § 2, S. 34).



Wittgenstein war sich, wie ich zeigen werde, im klaren darüber, daß eine solche sprachtheoretische Version des Erkenntnissubjekts dem Solipsismus verhaftet bleiben müßte, weil Schopenhauers eigene Version dem Solipsismus wider Willen verhaftet blieb. Er hat den Solipsismus, anders als den allgemeinen erkenntnistheoretischen Skeptizismus, einer ausführlicheren Kritik gewürdigt, um zu zeigen, daß seine eigene Konzeption *nicht aus Jiesem Grund* dem Solipsismus verwandt bleibt, indem er zeigte, daß seine Konzeption ein denkendes Subjekt, ein gedankenbildendes Subjekt nach dem Vorbild der Transzendentalphilosophie, nicht beansprucht, weil es ein solches nicht gibt, und Denken ein subjektloser, tatsächlicher Prozeß bleibt, dessen ›Subjekt‹ nichts Einheitliches ist, sondern ein Komplex von Tatsachen, Gedanken/Satzzeichen-Tatsachen (vgl. 5.541 f.)<sup>5</sup>.

Damit sind die beiden ersten Vorfragen nach Ort und Motivation der Solipsismus-Kritik in der LPA beantwortet. Noch nicht ausreichend ist der Skopus der Kritik bestimmt.

Bisher habe ich keinerlei Rücksicht genommen auf die Formulierung des Solipsismus, gegen den Wittgenstein sich in der LPA ausdrücklich wendet. Der Solipsist, der von Wittgenstein in erster Linie kritisiert wird, sagt nämlich nicht, wie bisher unterstellt, ›Nur *ich* habe wirkliche Erfahrungen‹ o.ä., sondern er sagt »daß die Welt *meine* Welt ist« (5.62 c). D.h. er formuliert sich nicht erkenntnistheoretisch, sondern metaphysisch, indem er eine Behauptung über das Wesen der Welt aufstellt: ›Die Welt ist meine Welt‹. Nun ist die Welt gemäß der Konzeption der LPA die Gesamtheit der Tatsachen, deren logische Bilder die sich notwendig in Sätzen ausdrückenden Gedanken sind. Von daher ist verständlich, daß Wittgenstein, wenn er den Solipsismus verwirft, die Existenz eines denkenden Subjekts leugnen muß. Aber die Formulierung dieser Leugnung zeigt, daß dies zwar die vorrangige, aber nicht ausschließliche Stoßrichtung der Kritik ist: »5.631 a Das denkende, vorstellende, Subjekt gibt es nicht«. Mit der eigentümlichen Interpunktion dieser Formulierung deutet Wittgenstein wiederum, wie im Fall von Satz 3.5<sup>6</sup>, an, daß der in Kommata eingeschlossene Ausdruck ›vorstellende‹ eine Doppelfunktion hat – er soll den vorhergehenden Ausdruck einerseits erläutern, andererseits einen Kontrast zu ihm markieren. In der Erläuterungsfunktion des parenthetischen Ausdrucks heißt Satz 5.631 a soviel wie: ›Das denkende, von der früheren Erkenntnistheorie, die die Problematik der Darstellung im menschlichen Erkennen übersprang, so genannte vorstellende Subjekt gibt es nicht‹.

Interessanter ist die Kontrastfunktion des parenthetischen Ausdrucks ›vorstellend‹, weil durch sie die Kritik des Solipsismus indirekt auch einen traditionellen, sich erkenntnistheoretisch formulierenden Solipsismus trifft. Mit dem Kontrast zwischen ›denken‹ und ›vorstellen‹ knüpft Wittgenstein nämlich an die traditionelle erkenntnistheoretische Unterscheidung zwischen ›urteilen‹ und ›empfinden‹ bzw. dem Verstand



als dem Vermögen zu urteilen und der Sinnlichkeit als dem Vermögen des Affiziertwerdens durch Empfindungen an, korrigiert diese aber in eigentümlicher Weise. Sein kritischer Bezugspunkt ist auch hier Schopenhauer. Dieser hatte sinnliche oder anschauliche von begrifflichen oder abstrakten Vorstellungen unterschieden. Ohne den Ausdruck ›Vorstellung‹ eigentlich zu erklären – der war ja in der gesamten neuzeitlichen Erkenntnistheorie undefinierter Grundbegriff –, hatte Schopenhauer in der Skizze einer reduktiven Erklärung von Vorstellungen doch erkennen lassen, als was er sie sich dachte:

»Was ist Erkenntnis? – sie ist zunächst und wesentlich Vorstellung. – Was ist Vorstellung? – ein sehr komplizierter physiologischer Vorgang im Gehirne eines Tieres, dessen Resultat das Bewußtsein eines Bildes ebendasselbst ist. – ... Hingegen, ob durch fernere Vorgänge im Innern eines Gehirns aus den darin entstandenen anschaulichen Vorstellungen oder Bildern Allgemeinbegriffe (universalia) abstrahiert werden zum Behuf fernerer Kombinationen, wodurch das Erkennen ein vernünftiges wird und nunmehr Denken heißt – dies ist ... von untergeordneter Bedeutung.« (WWV II, Kap. 18, S. 248)

Wittgenstein hielt Schopenhauers skizzenhafte Erklärung von Vorstellung als Bilder produzierendem physiologischem Vorgang im Gehirn von Tieren für philosophisch irrelevante Psychologie (die noch dazu normativ ist darin, daß sie uns sagt, was der Fall sein sollte) und verwendete daher den Ausdruck ›vorstellen‹ nicht wie Schopenhauer als undefinierbaren und nur reduktiv erklärbaren Grundbegriff, sondern, außer für die Bilder im allgemeinen definierende Leistung für die kognitiven Leistungen, die Schopenhauer unter den Sammeltitle ›Anschauung‹ gebracht hatte (vgl. SZG § 21, S. 68–74). Schopenhauers Theorie war, daß unsere Anschauung immer schon intellektuelle Anschauung ist und d.h., daß an ihren Leistungen der Verstand als Vermögen zu urteilen immer schon beteiligt ist. Denn die Sinne selber »liefern nichts weiter als den rohen Stoff, welchen allererst der Verstand mittelst der ... einfachen Formen, Raum, Zeit und Kausalität, in die objektive Auffassung einer gesetzmäßig geregelten Körperwelt umarbeitet« (ebd., S. 69 f.). Bei Wittgenstein wird aus der These der Intellektualität der Anschauung, daß alles Wahrgenommene nur objektiv ist als Vor- oder Dargestelltes. Auch das über Kant auf John Locke zurückgehende Produktionsmodell des Verstandes (›Verarbeitung des formlosen Stoffs durch Begriffe‹) wird bei Wittgenstein obsolet. Denn die Elemente der Darstellung und des Dargestellten zumal, die einfachen Gegenstände, sind ja gerade nicht formlos, sondern konstituieren über ihre Formen den logischen Raum<sup>7</sup>. Anstelle des Begriffs der Anschauung verwendete Wittgenstein daher, ohne sich an Schopenhauers spekulative Kognitionspsychologie zu binden, den Ausdruck ›Vorstellen‹ auch als Oberbegriff für die Leistungen der verschiedenen Sinne, wie folgende Frage andeutet: »Ist aber ein Wesen denkbar, das nur vorstellen (etwa sehen), aber nicht wollen könnte?« (Tb 21.7.16 e, Tb 171 – meine Hervorhebung).

Vor dem Hintergrund der Transformation von Schopenhauers These über die Intellektualität schon der empirischen Anschauung konnte Wittgenstein auch festhalten, daß etwas vorstellen heißt, sich ein Bild zu machen. Denn er faßte ja, wie gezeigt<sup>8</sup>, was ein Bild ist, viel spezifischer und auch andersartig als die empiristische Tradition. Bilder sind Darstellungen von etwas und gehören nicht zum gar nicht existenten formlosen Rohmaterial der Erkenntnis, sondern, in der Metaphorik der traditionellen Erkenntnistheorie gesprochen, zur Seite der ›Verarbeitung‹. Das aber erklärt, warum in seiner Solipsismus-Kritik ein vorstellendes (ein sehendes, hörendes, tastendes, riechendes und schmeckendes) Subjekt nur indirekt zur Kritik steht. Denn gemäß der Bildtheorie als allgemeiner Darstellungstheorie ist alles, was überhaupt dargestellt werden kann, formal und strukturell, und es kann auch nur dargestellt werden mittels Formen und Strukturen. Das zeigte sich ja als der Sinn der Thesen über die Form der Abbildung (2.17) und die logische Form als Form der Wirklichkeit (2.18), die alle Darstellungen mit dem von ihnen Dargestellten gemeinsam haben müssen, um es überhaupt darstellen zu können. Was immer uns gegeben ist, wir müssen es darstellen, um es objektiv zu haben. Gleichsam geht unaufhörlich und ständig eine Verwandlung des unmittelbar Gegebenen in Darstellung vor sich. Die »empirische Realität« (vgl. 5.5561), die uns als »Realität« (5.64), in der Form des qualitativen Gehalts von »Sachen« primär gegeben ist, nimmt immer schon die »Form der Wirklichkeit« an, d.h. des »Bestehens und Nichtbestehens von Sachverhalten« (2.06 a). Damit wird sie immer schon in der »logischen Form« des Wahr- oder Falschseins dargestellt. Was in dieser Darstellungsform draußen bleibt, ist der qualitative Gehalt des unmittelbar Gegebenen (Gesehenen, Gehörten, Ertasteten etc.), also die von der Erkenntnistheorie zum Rohmaterial eines Produktionsprozesses erklärten Sinnesdaten, auf die Wittgenstein eben mit dem Ausdruck ›Sachen‹ Bezug nimmt (vgl. 2.01, 2.15, 2.1514)<sup>9</sup>. Für Sachen, Sinnesdaten, gilt auch, was Wittgenstein über die Gegenstände sagt (weshalb immer wieder zu Unrecht<sup>10</sup> vermutet worden ist, seine *Gegenstände* seien Sinnesdaten):

»3.221 Die Gegenstände kann ich nur nennen. Zeichen vertreten sie. Ich kann nur von ihnen sprechen, sie aussprechen kann ich nicht. Ein Satz kann nur sagen, wie ein Ding ist, nicht was es ist.«

Die Dinge der alltäglichen Erfahrung, die uns als Sinnesdaten, Sachen, gegeben sind (die wir sehen, hören, tasten, riechen und schmecken können), sind für uns nur objektiv, wenn wir sie darstellen. Dann aber meinen wir sie immer schon unvermeidlicherweise als (formale, einfache) Gegenstände, die die Zeichen vertreten, mittels derer wir sie benennen, und der qualitative Gehalt unserer Affektion durch sie als Sachen bleibt ineffabel: man kann nur von ihnen sprechen, nicht sie aussprechen. Diese Ineffabilität

qualitativen Gehalts der Erfahrung hat Wittgenstein durch verschiedene Hinweise in Ontologie und Satztheorie deutlich zu machen versucht. Zwar ist die Substanz der Welt, die die Gegenstände bilden, »Form und Inhalt« (2.025). Aber in allen Darstellungsmitteln (Bildern, Gedanken, Sätzen) ist stets nur die Form des von ihnen Darstellbaren enthalten, nicht der Inhalt selber (2.203, 3.13 c/d). Die Elemente der Darstellungsmittel, Bilder im allgemeinen einerseits, Gedanken und Sätze andererseits, leisten freilich Unterschiedliches. Die Elemente allgemeiner Bilder können qualitativen Inhalt durch eine Zuordnung ihrer Elemente zu den Sachen – also durch ihre abbildende Beziehung, die zum Bild gehört (2.1514) – präsentieren oder ›vorstellen‹ (vgl. 2.15 a). Z.B. können farbige Flächen in einem durch Zweidimensionalität als »Form der Darstellung« (2.173) charakterisierten anschaulich darstellenden Bild die Farbigkeit der dreidimensionalen Gegenstände in ihrem Verhältnis zueinander auch vorstellen, vor Augen stellen und anschaulich werden lassen. Dies ist nach Wittgensteins Theorie möglich, weil die farbigen Flächen den Sachen, den Sinnesdaten der Wahrnehmung zugeordnet sind. Die Elemente von Gedanken und Sätzen dagegen, die Ausdrücke, die ihren Sinn charakterisieren (3.31 a), können den qualitativen Gehalt nicht vorstellig machen, sondern nur ›kennzeichnen‹: »Der Ausdruck kennzeichnet eine Form und einen Inhalt« (3.31 d). Gemeinsam ist Bildern im allgemeinen und rein logischen Bildern (vgl. 2.181–2) die logische Form als Form der Wirklichkeit (2.18), des Bestehens und Nichtbestehens von Sachverhalten (2.06) – also die Form, richtig (wahr) oder falsch sein zu können (2.21, 4.022–4, 4.05, 4.06). Allgemeine Bilder bedürfen dazu eines Interpretationsschlüssels (der Zuordnung der Bildelemente zu Sachen) wie Karten einer Legende bedürfen. Den Grund dafür sah Wittgenstein darin, daß sie nicht verneint werden können (Tb 26. 11. 14 g, Tb 123)<sup>11</sup>. Logische Bilder bedürfen keines Schlüssels zur Interpretation, weil sie als negierbare selber sagen, daß es sich so verhält, wie sie es zeigen (4.022 b). Die ›empirische Realität‹ ist uns zwar in Sachen, Sinnesdaten gegeben; als so gegebene ist sie ›Realität‹ (5.64). Aber ausdrückbar ist sie nur in Darstellungen; d.h. als ›Wirklichkeit‹ ist sie nur in der logischen Form der Wahrheit oder Falschheit, des Bestehens und Nichtbestehens von Sachverhalten gegeben. Deshalb wird aus ›meiner Welt‹ (5.6, 5.62 c, 5.63, 5.641 b) immer schon und unvermeidlich ›die Welt‹<sup>12</sup>. Weil qualitativer Gehalt der Erfahrung ineffabel, durch unsere ausnahmslos formal-strukturellen Darstellungsmittel unerreichbar bleibt, steht ein vorstellendes Subjekt in Wittgensteins Erörterung des Solipsismus nur indirekt zur Kritik. Er kann es mit der Kritik des denkenden Subjekts in einem Argumentationsgang kritisieren, weil es aus denselben Gründen nicht existent ist wie das denkende Subjekt: es ist nur ein Ensemble von, subjektiv gesehen, ›Sachen‹ (Humes ›bundle of perceptions‹), objektiv gesehen ›Tatsachen‹, und damit etwas Komplexes und nicht etwas Einfaches, wie ein Subjekt es sein müßte (5.5421 b).

## 2. Die Interpretation des Textes (Satz 5.6 bis 5.641)

- »5.6 Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.  
 5.61 Die Logik erfüllt die Welt; die Grenzen der Welt sind auch ihre Grenzen.  
 Wir können also in der Logik nicht sagen: Das und das gibt es in der Welt, jenes nicht.  
 ...  
 Was wir nicht denken können, das können wir nicht denken; wir können also auch nicht sagen, was wir nicht denken können.  
 5.62 Diese Bemerkung gibt den Schlüssel zur Entscheidung der Frage, inwieweit der Solipsismus eine Wahrheit ist.  
 Was der Solipsismus nämlich meint, ist ganz richtig, nur läßt es sich nicht sagen, sondern es zeigt sich.  
 Daß die Welt meine Welt ist, das zeigt sich darin, daß die Grenzen der Sprache (der Sprache, die allein ich verstehe) die Grenzen meiner Welt bedeuten.  
 ...  
 5.63 Ich bin meine Welt. (Der Mikrokosmos.)  
 ...  
 5.64 Hier sieht man, daß der Solipsismus, streng durchgeführt, mit dem reinen Realismus zusammenfällt. Das Ich des Solipsismus schrumpft zum ausdehnungslosen Punkt zusammen, und es bleibt die ihm koordinierte Realität.«

Es ist ein Test für jede Interpretation der Auseinandersetzung Wittgensteins mit dem Solipsismus in der LPA, ob sie den intendierten Zusammenhang der vorstehend aufgeführten Bemerkungen verständlich machen kann: 5.61 bis 5.64 müssen als gleichrangige Erläuterungen zu der Hauptidee 5.6, die sie den Grundsätzen des Nummerierungssystems nach sein sollen, auch verständlich zu machen sein. Ein weiterer Test für die Angemessenheit einer Interpretation ist es, ob sie eine klare Antwort auf die Frage geben kann, »inwieweit der Solipsismus eine Wahrheit ist« (5.62 a).

Diese Frage dominiert offenbar die Erörterungen aller auf 5.62 folgenden Bemerkungen. (Im ganzen umfaßt die Erörterung einschließlich des »Überschrift«-Satzes 5.6 zwölf gesondert nummerierte Bemerkungen. Die kritische Hauptthese gegen den Solipsismus, daß es ein denkendes, vorstellendes Subjekt nicht gebe, findet sich in der sechsten gesondert nummerierten Bemerkung, nach welcher ein auch markierter Einschnitt der Darstellung zu bemerken ist.) Eine Sonderstellung hat offenbar Satz 5.61, der allgemeinere Themen als das der ab Satz 5.62 dominanten Frage berührt. Er hat die Funktion, die Erörterungen in den Erläuterungen zu Satz 5.6 in Beziehung zum Ganzen der Darstellung in der LPA zu setzen. Was im Aufbau der Darstellung unter 5.6 fehlt, ist eine explizite Verknüpfung der Erörterung mit dem näheren Kontext, insbesondere dem unmittelbar vorhergehenden. Sie fehlt, weil der Autor die Gegenwärtigkeit des dort Ausgeführten beim Leser unterstellen darf. Für eine maximal aufschließende Interpretation ist aber, was dem Leser ab Satz 5.6 aus dem unmittelbar vorhergehenden Kontext noch präsent sein sollte, besser explizit darzustellen.

Im näheren Kontext von Satz 5.6 ist nirgends von ›meiner Sprache‹ oder ›meiner Welt‹ die Rede und a fortiori nicht von den Grenzen beider. Wohl aber ist in Bemerkung 5.5561 von den Grenzen der empirischen Realität die Rede: Sie seien in der Gesamtheit der Gegenstände zu finden, die sich wiederum in der Gesamtheit der Elementarsätze zeige. Die Bemerkung steht in einem Abschnitt ab Satz 5.55, der sich mit der Frage nach der Form aller Elementarsätze a priori beschäftigt. Das Ergebnis der Diskussion dieser Frage ist, daß sich eine solche Form nicht a priori angeben lasse, weil, welche Elementarsätze es gebe, von der Anwendung der Logik abhängen (5.557 a/b). Die Logik aber könne nicht vorausnehmen, was in ihrer Anwendung liege, sie dürfe andererseits aber auch nicht mit ihrer Anwendung kollidieren – vielmehr müßten die Logik und ihre Anwendung sich berühren (5.557 c/d). Diese dunklen Metaphern werden ein wenig erhellt durch eine vorhergehende Bemerkung (5.552) – zwar sei die Logik a priori, aber damit doch nur »vor dem Wie, nicht vor dem Was« (5.552 c). Was ist das ›Was‹, vor dem nicht einmal die Logik a priori sein soll? In letzter Instanz sind es die Gegenstände, die die Substanz der Welt (2.021) als Form und Inhalt (2.025) bilden. Sie bestimmen die Grenze jeder möglichen Welt und damit auch die Grenzen der wirklichen Welt und der empirischen Realität, weil sie »die Möglichkeit aller Sachlagen enthalten« (2.014), insofern ihre Form die Möglichkeiten ihres Vorkommens in sämtlichen Sachverhalten bestimmt (2.0141 in Verbindung mit 2.0123 a). Als »empirische Realität« wird die wirkliche Welt bezeichnet, insofern sie das objektive Korrelat der »Realität« ist, die einem vorstellenden (sehenden, hörenden, tastenden etc.) Subjekt in der Form von »Sachen« gegeben sein kann, aber unabhängig von ihrer faktischen Gegebenheit betrachtet wird<sup>13</sup>. Als »Realität« (5.64) ist die empirische Realität dem vorstellenden Subjekt gegeben, als solche ist die wirkliche Welt »meine Welt« und dem »metaphysischen Subjekt« (5.633) »koordiniert« (5.64). Auch die Logik setzt die unvordenkliche Kontingenz der Welt, das sich zeigende (6.522) Mystische »daß sie ist« (6.44), in Form der Gesamtheit der Gegenstände als Substanz der Welt darin voraus, daß Namen Bedeutung und Elementarsätze Sinn und sie damit eine Verbindung mit der Welt hat (vgl. 6.124, 3. Satz)<sup>14</sup>. Deshalb kann die Logik nicht a priori die Form aller Elementarsätze bestimmen – die ist nämlich davon abhängig, welche Sachverhalte es gibt, und das wiederum abhängig davon, Gegenstände welcher Formen die Substanz der Welt bilden, die von der Logik selber vorausgesetzt wird.

Gleichwohl soll sich, nach der kategorischen Formulierung in Satz 5.5561, die Grenze der empirischen Realität in der Gesamtheit der Elementarsätze zeigen. Wie kann das der Fall sein, wo doch nicht nur nicht diese Gesamtheit, sondern nicht einmal ein einziges wahrnehmbares Beispiel für einen Elementarsatz gegeben ist? Meine Antwort in Kapitel III war: Es gibt die Gesamtheit der Elementarsätze schon in der Denksprache, d.h. in dem ›inner process of analysis‹ (Malcolm), den jeder Sprecher der

Sprache operiert, wenn er einen Satz meint, und jeder Hörer, wenn er ihn versteht. Die als ›Realität‹, als ›meine Welt‹ gegebene empirische Realität ist nur objektiv als (denk)sprachlich dargestellte. Die als ›Sachen‹ gegebenen Dinge der Erfahrung meinen wir im Wege von bildlicher, gedanklicher, satzförmiger Darstellung immer schon als einfache (formale) Gegenstände, ihre Verhältnisse stellen sich uns als Wirklichkeit, als Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten dar, in denen die Gegenstände verkettet sind (vgl. 2.03). Jetzt aber kann die Unterstellung der Denksprachenannahme auch im textlichen Zusammenhang erläutert werden. Denn die auf die Bemerkung 5.5561 unmittelbar folgenden Erläuterungen zu Satz 5.556 sagen eben, jeder Sprecher der Sprache wisse, daß es Elementarsätze gibt, wenn er die Sätze in ihrer unanalysierten Form versteht (5.5562); und alle Sätze der Umgangssprache sind tatsächlich, so, wie sie sind, logisch vollkommen geordnet (5.5563), obwohl doch die Sprache die Form der Gedanken bis zur Unkenntlichkeit verkleidet, so daß es »menschenunmöglich (ist), die Sprachlogik aus ihr unmittelbar zu entnehmen« (4.002 c/d).

Dem Ausdruck ›meine Welt‹ in Satz 5.6 muß nach dem Ausgeführten ein doppelter Sinn zuerkannt werden. ›Meine‹ ist die Welt zunächst als mir subjektiv in ›Sachen‹ gegebene, als ›vorgestellte‹ (gesehene, gehörte, ertastete etc.) Realität. ›Meine‹ ist die Welt sodann objektiv als die vom von mir gedachten Sinn der Sätze der Sprache dargestellte Wirklichkeit, die insgesamt die Welt ist (vgl. 2.063). Damit ist auch der Sinn von ›meine Sprache‹ bestimmt. Meine Sprache ist die, deren Sätze ich verstehe und d.h.: den Sinn von deren Sätzen ich durch innere Analyse in die ihn konstituierenden Elementarsätze denken kann. Insofern nur die Sprache, die ich so verstehe (5.62 c), für mich Sprache ist, indizieren die Grenzen meiner Sprache die Grenzen meiner Welt. Daß für dieses Indizieren der Ausdruck ›bedeuten‹ verwendet wird, ist begründet zum einen in der Ineffabilität des qualitativen Gehalts der Erfahrung, der Sachen, zum andern in der Beziehung Namen/Gegenstände, die eben die Bedeutungsbeziehung ist, wenn sie von den Namen her gedacht wird (und die Vertretungsbeziehung, wenn sie von den Gegenständen her gedacht wird). Auch die Gegenstände, auf die die in denksprachlich gegebenen Elementarsätzen verketteten Namen sich beziehen, indem diese jene vertreten und benennen, sind als solche ineffabel (3.221). Weil die denksprachlich schon verfügbaren Elementarsätze die Grenzen der empirischen Realität in den Gegenständen zeigen (5.5561) – und das tun sie, weil die Gegenstände als Elemente der Substanz der Welt die Grenzen jeder möglichen Welt bestimmen – bedeuten sie auch nur als Grenzen meiner Sprache die Grenzen meiner Welt und sagen sie nicht etwa explizit aus. Damit ist Satz 5.6 in Beziehung auf den unmittelbar vorhergehenden Kontext hinreichend erläutert.

Satz 5.61, die erste Erläuterung zu Satz 5.6, hat nun die Funktion, den ganzen Abschnitt mit seinem weiteren Kontext im gesamten Text der LPA zu verknüpfen und



die besonderen Bezugspunkte hervorzuheben. Der erste Absatz (5.61 a) sagt etwas über die Logik im allgemeinen – sie erfüllt die Welt, und ihre Grenzen fallen mit denen der Welt zusammen. Die beiden Kontexte, auf die damit angespielt ist, sind die unmittelbaren Erläuterungen zweiter Stufe zu Satz 3 und die zusammenfassende Behandlung der Sätze der Logik als Tautologien unter Satz 6.1 ff. Der erste Bezug verankert den Abschnitt zu Satz 5.6 im Zentrum der Sprachkonzeption der LPA, ihrem hintergründigen Psychologismus oder Mentalismus<sup>15</sup>. Weil Gedanken logische Bilder der Tatsachen sind (3), das Denkbare mit dem überhaupt Möglichen koinzidiert (3.02), und weil die Welt aus der Gesamtheit der Tatsachen besteht, in die sie zerfällt (1.2), deshalb »erfüllt« die Logik die Welt, fallen ihre Grenzen mit denen der Welt zusammen. Denn die Gesamtheit der Tatsachen bestimmt auch, welche Tatsachen nicht bestehen (1.12), deshalb kann die Wirklichkeit, also das Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten (2.06), als gesamte mit der Welt in eins gesetzt werden, obwohl die Welt nur die Tatsachen enthält. Die Wirklichkeit aber enthält alle Möglichkeiten und von diesen als ihren Tatsachen ›handelt‹ die Logik (2.0121 c), sofern sie überhaupt von etwas handelt.

Das wird nämlich im Lichte des zweiten Kontextes, auf den Satz 5.61 a verweist, fraglich. Hier wird die ›Erfüllung‹ der Welt durch die Logik vor allem in Satz 6.124 behandelt, dessen zweiter Satz bestreitet, daß die logischen Sätze von etwas handeln. Sie beschreiben nicht eigentlich das Gerüst der Welt, sondern stellen es dar, sind es<sup>16</sup>. Nun wird man aber von einem Gerüst nicht sagen wollen, daß es dasjenige erfüllt, dessen Gerüst es ist. Deshalb ist auch die zweite schon angeführte Bestimmung wichtig, daß die logischen Sätze voraussetzen, daß Namen Bedeutung und Elementarsätze Sinn haben und dies ihre Verbindung mit der Welt sei. Denn Namen vertreten, wie erörtert, Gegenstände und diese, insofern sie alle möglichen Sachlagen vermöge ihrer Form enthalten, sind es, die die Welt letztlich erfüllen. Die Logik erfüllt sie über ihre Voraussetzung der Gegenstände in der Voraussetzung, daß Namen Bedeutung und Elementarsätze Sinn haben, und außerdem als das Gerüst, das die logischen Sätze darstellen.

Der zweite Absatz (5.61 b) sagt, wir könnten, weil die Logik die Welt erfülle, in der Logik nicht sagen, dies gebe es in der Welt und jenes nicht<sup>17</sup>. Wir können es nicht sagen, weil es sich nur zeigt, bedeutet wird durch die Grenzen meiner Sprache (5.6). Die nächste Begründung für diesen Absatz gibt aber der nächste (5.61 c), der am Anfang dieses Abschnittes nicht aufgeführt wurde. Um Existenzbehauptungen in der Logik aufstellen zu können, müßte die Logik über die Grenzen der Welt hinaus sein, so, daß »sie nämlich diese Grenzen auch von der anderen Seite betrachten könnte.« Das kann sie aber nicht, weil ihre Grenzen aus den zu Absatz 5.61 a erläuterten Gründen mit denen der Welt zusammenfallen. Die einzige direkte Bezugsstelle zu 5.61 c steht im

Vorwort (Absatz c): Die Grenzen zwischen Sinn und Unsinn müssen dem Ausdruck der Gedanken in der Sprache und nicht dem Denken selber gezogen werden, weil wir nicht beide Seiten der Grenze denken können (denn damit müßten wir »denken können, was sich nicht denken läßt«). Zwar begründet 5.61 c direkt den vorhergehenden Absatz 5.61 b, aber darüberhinaus auch die Haupterläuterung 5.6: daß die Grenzen der Sprache die der Welt nur bedeuten, die Sprache aber diese Grenzen nicht auch auszusagen erlaubt. Denn diese Grenzen sind in letzter Instanz die Gegenstände (5.5561 a) und Gegenstände können nur genannt, bedeutet, aber nicht ausgesprochen werden (3.221). Daß Absatz 5.61 c auch diesen Begründungssinn hat, macht der letzte Absatz (5.61 d) deutlich: Weil wir nicht beide Seiten der Grenze denken können (Vorwort c, 5.61 c) und Gedanken sich wesentlich in Sätzen ausdrücken (3.1), können wir auch nicht (in Sätzen) »sagen, was wir nicht denken können« (beide Seiten der Grenze). Satz 5.62: der erste Absatz dieser Erläuterung (5.62 a) sagt, diese Bemerkung gebe den Schlüssel zur Entscheidung der Frage, inwieweit der Solipsismus eine Wahrheit ist. Gemäß den Grundsätzen des Numerierungssystems in Wittgensteins eigener Erläuterung derselben zu Satz 1 kann mit »diese Bemerkung« nicht der letzte Absatz der vorhergehenden (5.61 d), sondern nur Satz 5.6 selber gemeint sein<sup>18</sup>.

Warum Satz 5.6 dieser Schlüssel ist, wird in den nächsten beiden Absätzen von 5.62 (b/c) ausdrücklich gesagt. Der Solipsismus meint, will sagen, daß die Welt meine Welt ist. Das aber läßt sich nicht sagen, sondern zeigt sich nur in dem, was Satz 5.6 formuliert und 5.62 c wiederholt: »daß die Grenzen *der* Sprache (der Sprache, die allein ich verstehe)« (5.62 c), also *meiner* Sprache (5.6), »die Grenzen *meiner* Welt bedeuten« (5.62 c). Daß die Welt meine Welt ist, kann anders nicht sein, insofern mir die Welt als Gesamtheit der Tatsachen in den wahren Sätzen, wahren Gedanken (3.01), die diese Tatsachen beschreiben, gegeben ist und ich nur die Sätze verstehe, deren Sinn ich denken kann (3.11 b in Verbindung mit 5.62 c). Weil diese sprachtheoretische Sachlage keinen sinnvollen Gegensatz hat, kann sie nicht ausgesagt werden – denn denken und sagen können wir nur, was auch anders sein könnte (5.634 c). Also läßt sich nicht sagen, daß die Welt meine Welt ist.

Die Bemerkung 5.62 wird erläutert durch: »5.621 Die Welt und das Leben sind Eins.« Die vorrangige Anordnung von 5.62, insbesondere Absatz c, macht deutlich, daß es Wittgenstein bei der Entscheidung der Frage, inwieweit der Solipsismus eine Wahrheit ist, in erster Linie um die Kritik i. S. der Einschränkung der Geltung eines Denksolipsismus ging, der sich mit seiner Konzeption des Denkens von Satzsinnen verbinden könnte. Die Erläuterung 5.621 spielt dann darauf an, daß mit einer solchen Kritik auch ein traditioneller, sich erkenntnistheoretisch und nicht metaphysisch formulierender Solipsismus getroffen ist. Ein solcher Solipsismus war bei Schopenhauer (wider Willen) zu einem Monismus des in Welt und Subjekt (dafür steht »Leben« in



5.621) gleichermaßen erscheinenden Einem, nämlich des Willens als Ding-an-sich fortentwickelt worden. Was ein sich traditionell erkenntnistheoretisch formulierender Solipsismus, zum Monismus eines Weltwillens fortbestimmt, zu sagen versuchen müßte, wird in Erläuterung 5.621 gleichsam zitiert – in untergeordneter Stellung, weil es noch unsagbarer ist als das, was der sich metaphysisch formulierende Solipsismus, der sagt, die Welt ist meine Welt, fälschlich zu sagen versucht. Denn das ist immerhin, in geeigneter Weise eingeschränkt (kein Subjekt – 5.631 ff.; kein Unterschied zum reinen Realismus – 5.64; und als unsagbar und sich allenfalls zeigend eingesehen – 5.62 b/c), »ganz richtig« (5.62 b).

Für meine Interpretation ist es entscheidend zu verdeutlichen, daß Wittgenstein in Bemerkung 5.621 nicht eine eigne Meinung äußert, nicht etwa eine Implikation seiner eigenen Konzeption verdeutlicht, sondern die einer indirekt kritisierten Position nur zitiert. Ich muß daher an dieser Stelle in dreierlei Hinsicht von der von mir befolgten Interpretationsmethodologie abweichen – vom Kommentieren in der Reihenfolge des Textes; von der nur anmerkungsweise erfolgenden Auseinandersetzung mit anderen Interpretationen; von der Verwendung von Tb-Eintragungen nur zur Stützung unabhängig begründeter Interpretationsthesen. Die traditionelle Interpretation, besonders Hacker 1986, nimmt bezüglich Satz 5.621 genau das von mir Bestrittene an: daß Wittgenstein eine eigene Position andeutet und damit den Solipsismus zum Monismus von Leben und Welt als Einheit zuspitzt. Dafür stellt sie den Text der LPA und das Tagebuch 1916 auf eine Stufe, verzichtet also darauf, die LPA als systematisches Werk in erster Linie aus sich selber verständlich zu machen. Darin sehe ich eine interpretationsmethodische Prinzipienlosigkeit, die den großen Nachteil hat, daß sie etwaige Positionsänderungen Wittgensteins zwischen 1916 und der Fertigstellung der LPA (im August 1918) nicht einmal erwägen kann. Und doch hat es genau in der hier in Rede stehenden Problematik eine solche Positionsänderung gegeben. Um das zu zeigen, führe ich zunächst eine Tb-Bemerkung an, die eine Vorform des Textes in LPA 5.64 darstellt:

»Der Weg, den ich gegangen bin, ist der: Der Idealismus scheidet aus der Welt als unik die Menschen aus, der Solipsismus scheidet mich allein aus, und endlich sehe ich, daß auch ich zur übrigen Welt gehöre, auf der einen Seite bleibt also nichts übrig, auf der anderen als unik die Welt. So führt der Idealismus streng durchdacht zum Realismus.« (Tb 15. 10. 16 u, Tb 180)

In Satz 5.64 der LPA ist es der Solipsismus, der, streng durchgeführt, mit dem reinen Realismus zusammenfällt. Wittgenstein hat also seinen eigenen Denkweg als im Realismus endend verstanden. Der Grund für den Übergang vom Solipsismus zum Realismus soll die Realisierung der Tatsache gewesen sein, daß auch ich zur übrigen Welt gehöre. Genauer ist der Grund die Bestreitung einer These von Schopenhauer, derzu-

folge der menschliche Körper, insbesondere mein Körper, unter den Erscheinungen insofern eine Sonderstellung einnimmt, als er mir nicht nur, wie alle anderen Objekte, als Vorstellung zugänglich ist, sondern auch direkt, in unmittelbarer Selbsterfahrung, als Wille (vgl. WWV I, § 18). Im Tagebuch 1916 wendet sich Wittgenstein mehrfach gegen diese spezifischere These Schopenhauers<sup>19</sup>. Die traditionelle Interpretation von Satz 5.621 beruft sich nun zentral auf Tagebuch-Notizen, die vor der explizit notierten Realisierung dieser für den Übergang vom Solipsismus zum Realismus von Wittgenstein für entscheidend gehaltenen Einsicht datieren, daß mein Körper keine Sonderstellung unter allen anderen Objekten einnimmt. Zwei dieser Eintragungen lauten:

»Die Welt und das Leben sind Eins.

Das physiologische Leben ist natürlich nicht ›das Leben‹. Und auch nicht das psychologische. Das Leben ist die Welt.« (24. 7. 16 a, Tb 172)

»Nur aus dem Bewußtsein der Einzigkeit meines Lebens entspringt Religion – Wissenschaft – und Kunst. (1. 8. 16 c)

Und dieses Bewußtsein ist das Leben selber.« (2. 8. 16 a, Tb 173 f.)

In der ersten Bemerkung denkt Wittgenstein selber noch solipsistisch, ja monistisch und sogar pantheistisch (vgl. dazu Tb 1. 8. 16 a/b, Tb 173). Aber die darin ausgedrückte Position ist für ihn mit der Preisgabe der Schopenhauerschen These über die Sonderstellung des eigenen Leibes des erkennenden Subjekts argumentativ nicht mehr zugänglich – der Realist kann sie nur noch als Überzeugung des sich selbst nicht durchsichtigen Solipsisten zitieren. Die beiden anderen, von mir zusammengefaßten Tb-Bemerkungen vom 1. und 2. 8. 1916 stehen dort zwar in einem solipsistischen Kontext, sind aber daran nicht gebunden. Mit der Bemerkung vom 1. 8. 16 verallgemeinert Wittgenstein nämlich nur eine These Schopenhauers über die Quelle des Bedürfnisses zur Philosophie in eine These über die Quelle von Religion, Wissenschaft und Kunst. Schopenhauer hatte diese Quelle darin gesehen, »daß jeder nur eines *sein*, hingegen alles andere *erkennen* kann, welche Beschränkung eben eigentlich das Bedürfnis der Philosophie erzeugt« (WWV I, § 19, S. 163). Schopenhauer präsentiert diese These im Kontext seiner kurzen expliziten Erörterung des ›theoretischen Egoismus‹ oder Solipsismus und Wittgenstein verstärkt im Tagebuch diesen bei Schopenhauer losen kontextuellen Bezug noch, indem er an die These vom Bewußtsein der Einzigkeit des Lebens als des Lebens selber die Erwägung knüpft, daß es, wenn die Ethik etwas Grundlegendes sein solle, auch dann eine Ethik geben können müsse, »wenn es außer mir kein Lebewesen gibt« (Tb 2. 8. 16 b/c, Tb 174). Aber wieder setzt das Dargestellte die Schopenhauersche Sonderstellung des eigenen Körpers, an den das Bewußtsein ja gebunden ist, voraus. Mit der Preisgabe dieser Überzeugung kann Wittgenstein so nicht mehr denken. Wenn es z.B. in der LPA 6.431 heißt, daß sich beim Tod die Welt nicht ändert, sondern aufhört, dann ist das nicht mehr solipsistisch gemeint. Mit Einzigkeit

des Lebens ist dann nur noch Einmaligkeit, Unwiederholbarkeit gemeint und die These beruft sich nicht auf die Sonderstellung des eigenen Bewußtseins (und des eigenen Körpers), sondern auf den auch hartköpfigen Empiristen einseharen unabhängigen Grund, daß man den eigenen Tod nicht erlebt (6.4311 a). Der Wechsel in der Begründung für die These über den Tod als Aufhören der Welt ist ein starkes Indiz dafür, daß Wittgenstein in der LPA als Realist den Solipsismus hinter sich gelassen zu haben beansprucht.

Aber auch unabhängig von auf das Tagebuch 1916 bezogenen entwicklungsgeschichtlichen Überlegungen zu Wittgensteins Denkweg kann eingesehen werden, daß er in LPA 5.621 keine eigene Überzeugung äußern kann, sondern die Implikation einer kritisierten Position nur zitiert. Denn als These Wittgensteins könnte der Satz nur verstanden werden, wenn man die fundamentalen darstellungstheoretischen Einsichten Wittgensteins überspringt. Denn man müßte unterstellen, er habe, 5.621 als seine eigene These verstanden, das Leben, das mit der Welt Eins sein soll, umstandslos mit dem Sprechen und Verstehen der Sprache identifiziert. Wittgensteins allgemeine Darstellungstheorie aber berücksichtigt in der primären Gegebenheit von Sachen, Sinnesdaten, gerade, daß Leben noch anderes ist als das Sprechen und Verstehen der Sprache, wenn auch dieses Andere unsagbar, unausdrückbar bleibt. Indirekt ist von Wittgensteins Abweisung eines Denk(sprach)solipsismus als möglicher, aber nicht wirklicher Implikation seines eigenen Ansatzes auch ein Vorstellungs- oder Bewußtseins-solipsismus getroffen. Denn – wenn wir für einen Augenblick die These über den Tod und das Aufhören der Welt als solipsistische lesen (also so, wie sie in LPA nicht mehr gemeint ist) – wenn beim Tod die Welt als objektiv sprachlich gegebene aufhört, weil mit ihm auch das Sprechen und Verstehen der Sprache aufhört, dann hört natürlich auch die Welt als subjektiv in Sachen gegebene, die sehend, hörend, tastend, riechend und schmeckend gegebene Welt auf. Satz 5.621 unterstellt eine Identität nicht von Leben und Sprechen/Verstehen der Sprache, sondern von Leben und Bewußtsein (Sehen, Hören, Tasten etc.) und er zieht die Konsequenz einer Position, die die Sprachvermittlung dieser sinnlichen Vermögen als Quellen der Erkenntnis für uns nicht berücksichtigt, um die doppelte Stoßrichtung der gegebenen Solipsismus-Kritik – primär gegen einen Denk(sprach)solipsismus, indirekt auch gegen einen Vorstellungs- oder Bewußtseins-solipsismus – anzudeuten<sup>20</sup>.

*Satz 5.63:* auch diese dritte Erläuterung zu Satz 5.6 ist häufig als die neben Satz 5.621 unzweideutigste Bekundung eines Solipsismus durch Wittgenstein in der LPA verstanden worden<sup>21</sup>. Sie lautet: »5.63 Ich bin meine Welt. (Der Mikrokosmos.)«

Eine Schwierigkeit hat diese Lesart aber damit, daß dieser Satz unmittelbar mit der Leugnung eines ›denkenden, vorstellenden, Subjekts‹ (vgl. 5.631 a) kommentiert wird. Auch das ›metaphysische Subjekt‹ (vgl. 5.633 a), dessen Einzigkeit im Unter-

schied zur vom Solipsisten beanspruchten Einzigkeit eines ›denkenden, vorstellenden, Subjekts‹ in gewisser Weise eingeräumt wird (»eine Grenze der Welt« – 5.632), läßt Wittgenstein zum »ausdehnungslosen Punkt« (5.64) schrumpfen. Ausweislich der Erläuterungen also, die Satz 5.63 erfährt, ist der primäre Sinn der Identifizierung von Ich und Welt nicht Bekundung eines Solipsismus, sondern Leugnung der von ihm benötigten Einzigkeit eines Subjekts eben durch die Identifizierung von Ich und Welt. Weder ein denkendes, noch ein vorstellendes Subjekt soll es geben, gerade wenn man sich, wie die traditionelle Erkenntnistheorie vor allem empiristischer Provenienz, das denkende Subjekt als Reservoir seiner Gedanken und das vorstellende Subjekt als Reservoir seiner Vorstellungen denkt.

Zunächst zum ›denkenden Subjekt‹ (d.h. dem Subjekt *als*<sup>22</sup> denkendem). Wittgenstein erläutert dessen Nichtexistenz in Satz 5.631 b mit Hilfe eines Gedankenexperiments zum Inhalt eines Buches unter dem Titel »Die Welt, wie ich sie vorfand«. In einem solchen Buch wäre auch über meinen Leib zu berichten und darüber, welche seiner Glieder meinem Willen unterstehen und welche nicht. In dem Sinn, in dem der Wille selber in diesem Buch nicht beschrieben werden könnte, soll es auch kein Subjekt geben. Wittgenstein qualifiziert das Subjekt ausdrücklich nicht als wollendes. Das soll verdeutlichen, daß die Überlegung analogischen Charakter hat. Was in dem Buch beschrieben werden könnte, sind bloße Tatsachen. Erwähnt werden bloß Tatsachen des Wollens, die Anwendung auf die Fälle des Denkens und Vorstellens bleibt dem Leser überlassen<sup>23</sup>. Helfen kann dem Leser dabei folgende retrospektive Selbstdeutung Wittgensteins (die ein weiterer wichtiger *ex post facto* Beleg für die Denksprachenannahme in der LPA ist):

»Der Ausdruck eines Glaubens, Gedankens etc. ist bloß ein Satz; – und der Satz hat nur als Glied in einem Sprachsystem Sinn; als ein Ausdruck in einem Kalkül. Nun sind wir versucht, uns diesen Kalkül gleichsam als ständigen Hintergrund eines jeden Satzes, den wir äußern, vorzustellen, und zu denken, daß in der geistigen Handlung des Denkens der ganze Kalkül auf einmal gegenwärtig ist, obwohl der Satz, so wie er gesprochen oder geschrieben wird, isoliert dasteht. Die geistige Handlung scheint auf wunderbare Weise das zu vollbringen, was durch keine Manipulation mit Symbolen vollbracht werden könnte« (BIB 71).

Wenn Wittgenstein in der LPA der Versuchung, von der er hier schreibt, erlegen ist – also angenommen hat, in der geistigen ›Handlung‹ des Denkens eines Satzsinnens, die in der LPA als objektiver Prozeß psychischer Elemente verstanden wird (vgl. Brief an Russell 19. 8. 19, Br. 90), sei der ganze Kalkül der Wahrheitsfunktionen zur Analyse des Satzes in die seinen Sinn konstituierenden Elementarsätze »auf einmal gegenwärtig« – dann wäre das die beste Erklärung dafür, inwiefern das Ich als Mikrokosmos (die Präsenz des Kalküls der Wahrheitsfunktionen) mit der Welt als Makrokosmos (als der Gesamtheit der durch Sätze dargestellten Tatsachen) identisch ist. Wittgenstein rekonstruierte hier also ein bei Schopenhauer in seiner Metaphysik des Willens als in

der Welt erscheinenden Dings-an-sich begründete Lehre – die Identität von Mikrokosmos und Makrokosmos (vgl. WWV I, § 29, S. 238) – in strenger Weise sprachtheoretisch. Nur diese Interpretation erlaubt es, Satz 5.63 als die Erläuterung zu Satz 5.6 zu verstehen, als die die Bemerkung gemäß den Grundsätzen des Nummerierungssystems intendiert ist – und nicht bloß als Bekundung eines Solipsismus oder als Zitat dessen, was der Solipsist im Unterschied zu dem, was er meint, tatsächlich sagt. Das angebliche Subjekt eines Denk(sprach)solipsismus ist bloß ein Ensemble von Tatsachen darstellenden Gedankentatsachen und insofern mit der Welt als Gesamtheit der Tatsachen identisch. Es ist nichts Einheitliches, wie ein Subjekt es sein müßte (vgl. 5.5421 b). Stützung erfährt diese Interpretation durch Wittgensteins Skizze der Analyse von sog. Einstellungssätzen, also Sätzen z.B. der Form »A denkt p«. Wittgenstein erörtert sie als mögliches Gegenbeispiel zu der mit der Wahrheitsfunktionentheorie des Satzes verbundenen ExtensionalitätsThese. Sie besagt, daß ein Satz in einem anderen ausschließlich wahrheitsfunktional vorkommen kann (5.54). Als Gegenbeispiel zu dieser These könnten Einstellungssätze angesehen werden, weil es bei ihnen »oberflächlich (so scheint), als stünde der Satz p zu einem Gegenstand A in einer Art von Relation« (5.541 b). Gegen diese von Russell und Moore (vgl. 5.541 c) auch vertretene These wendet Wittgenstein ein, tatsächlich seien solche Sätze »von der Form »p« sagt p ...: Und hier handelt es sich nicht um eine Zuordnung von einer Tatsache und einem Gegenstand, sondern um die Zuordnung von Tatsachen durch Zuordnung ihrer Gegenstände« (5.542). Mit dieser Skizze einer Analyse von Einstellungssätzen<sup>24</sup> wird das putative Subjekt A auf einen Komplex von Gedankentatsachen reduziert, wie Wittgenstein auch ausdrücklich hervorhebt: »Dies zeigt auch, daß die Seele – das Subjekt etc. – wie sie in der heutigen oberflächlichen Psychologie aufgefaßt wird, ein Unding ist. (–) Eine zusammengesetzte Seele wäre nämlich keine Seele mehr« (5.5421). Da Wittgenstein den Ausdruck »Seele« in Parenthese ausdrücklich durch den Ausdruck »Subjekt« erläutert, darf hinzugefügt werden: Ein zusammengesetztes Subjekt wäre kein Subjekt mehr. Dies ist die systematische Grundlage der Identifizierung von Ich und Welt in Satz 5.63. Und ohne Subjekt, ohne ein Selbst (»Ipse«) – wessen Einzigkeit kann ein Solipsismus dann noch behaupten? Jedenfalls auch nicht die Einzigkeit eines Subjekts als vorstellendem – denn ein solches ist in analoger Weise wie ein Denksubjekt für Wittgenstein nur ein Komplex von Tatsachen (nun der Affektion der Sinne) und als solcher ist es nichts Einheitliches, sondern etwas Zusammengesetztes. Der Solipsismus eines Vorstellungssubjekts (vgl. 5.5423) ist von der Destruktion des Denksubjekts indirekt mitgetroffen.

Der Gedankenstrich am Ende der Bemerkung 5.631 hat eine in der gesamten LPA einzigartige Funktion. Er markiert genau die Mitte des Abschnitts unter Satz 5.6, nämlich das Ende der sechsten von zwölf gesondert nummerierten Bemerkungen<sup>25</sup>. Deut-

licher hat Wittgenstein nicht machen können, daß die Grundlage der Kritik des Solipsismus nunmehr gelegt ist und daß im folgenden kritisch nur noch Konsequenzen aus der gelegten Grundlage gezogen werden, positiv aber von etwas anderem gehandelt wird.

Positiv nämlich ist nun die Rede von einem Subjekt, das es im Unterschied zum denkenden oder vorstellenden Subjekt als Einheitliches sehr wohl gibt – vom metaphysischen Subjekt als einer Grenze der Welt (5.632). Es wird auch »das philosophische Ich« genannt (5.641 c) und als »ausdehnungslose(r) Punkt« charakterisiert (5.64). Es fällt daher auch nicht zusammen mit dem Ich, das in Satz 5.63 mit seiner Welt identifiziert worden war. Dennoch soll das metaphysische Subjekt oder philosophische Ich »in die Philosophie dadurch ein(treten), daß ›die Welt meine Welt ist‹« (5.641 b). Also hängt das metaphysische Subjekt damit zusammen, daß die empirische Realität zunächst sinnlich gegebene ist. Denn diese wird objektiv nur als in Sätzen dargestellte Wirklichkeit und als Korrelat dieser Weltdarstellung durch Sprache fungiert das metaphysische Subjekt als ›ausdehnungsloser Punkt‹, dem gegenüber allein »die ihm koordinierte Realität« bleibt. Die Charakterisierung des metaphysischen Subjekts als ›ausdehnungslosem Punkt‹ nimmt eine Wendung Schopenhauers auf. Dieser hatte, wie Wittgenstein mit seinen Thesen über die Nichtexistenz von denkendem oder vorstellendem Subjekt, gegen eine Cartesische Seelensubstanz argumentiert und sein eigenes Erkenntnissubjekt von einer solchen Seelensubstanz abgegrenzt: »Jener Brennpunkt der Gehirntätigkeit (oder das Subjekt der Erkenntnis) ist als unteilbarer Punkt zwar einfach, deshalb aber doch keine Substanz (Seele), sondern ein bloßer Zustand« (WWV II, Kap. 22, S. 359 f.). Das metaphysische Subjekt Wittgensteins gehört nicht zur Welt wie das denkende oder vorstellende, die ihre Welt sind, sondern ist deren Grenze (5.632). Seine ›Außerweltlichkeit‹ i.S. seiner Grenzstellung wird an der Analogie zum Verhältnis Auge – Gesichtsfeld verdeutlicht (5.633, 5.6331). Auch diesen Vergleich hatte Schopenhauer für sein Erkenntnissubjekt als Träger der Welt als Vorstellung verwendet (WWV II, Kap. 41, S. 628). Wie das Auge weder innerhalb des Gesichtsfeldes ist, noch mit ihm identisch, noch auch, es selber sehend, von ihm distanziert, so ist auch das metaphysische Subjekt weder in der Welt, noch (wie das denkende oder vorstellende Subjekt) mit ihr identisch, noch auch ihr gegenüber. Das Auge ist vielmehr der Ursprung des Gesichtsfeldes, und das metaphysische Subjekt ist eine (formale) Grenze der Welt. Sein Verhältnis zur Welt ist eigentlich unaussagbar, weil aussagbar nur ist, was auch anders sein könnte (5.634 c). Daß aber das metaphysische Subjekt das formale Korrelat der Weltdarstellung durch Sprache ist, kann so wenig anders sein wie, daß das Auge (das Wittgenstein später als geometrisches Auge von den physischen Augen unterschieden hat – BIB 102 f.) Ursprung des Gesichtsfeldes ist. Diese Analogie verdeutlicht auch, warum das metaphysische Subjekt keine Substanz



ist, sondern, wie Schopenhauers Erkenntnissubjekt (jedenfalls in Schopenhauers nachträglicher Interpretation des ersten Bandes von WWV), ein Zustand. Denn jedes Gesichtsfeld hat einen formalen Ursprung, der in jedem Fall des Sehens von etwas auftritt, instantiiert ist. Und jedem Fall des Denkens von Satzsinnen korrespondiert das metaphysische Subjekt als »eine Grenze der Welt« (5.632), die immer dann (und also auch vielfach) instantiiert ist, wenn überhaupt der Sinn von Sätzen gedacht wird. Es handelt sich bei den Verhältnissen Auge – Gesichtsfeld und metaphysisches Subjekt – Welt um unike formale Strukturen, nicht aber um etwas, das allein oder einzig (>solus<) existiert. Damit hat sich gezeigt: Das metaphysische Subjekt ist kein Selbst (>Ipse<) und es existiert nicht nur einmal (>solus<) und d.h.: Das metaphysische Subjekt ist nicht solipsistisch.

Da der übrige Text unter Satz 5.63 in seinen Zusammenhängen transparent ist<sup>26</sup> und ich auf den Satz 5.64 in meiner Darstellung schon vorzugreifen Anlaß hatte<sup>27</sup>, kann jetzt zusammenfassend gesagt werden, 1. was Wittgenstein am Solipsismus kritisiert, 2. inwieweit der Solipsismus eine Wahrheit ist.

Ad 1.: Wittgenstein kritisiert am Solipsismus im einzelnen folgendes:

- er sagt nicht, was er meint; was er meint, muß ihm erst in Interpretation seiner tatsächlichen Äußerungen zugeschrieben werden. (Diese Kritik steckt in der Ersetzung erkenntnistheoretischer oder sprachtheoretischer Formulierungen für den Solipsismus durch die metaphysische Formulierung >Die Welt ist meine Welt<. 5.62 c).
- was er meint, sagen will, versucht er zu sagen, obwohl es sich nicht sagen läßt (5.62 b), sondern sich nur zeigt (5.6, 5.62 c).
- weder ein vorstellendes Subjekt, dessen Einzigkeit ein erkenntnistheoretischer Solipsismus bräuchte, noch ein Denk-, Urteils- oder Sprachsubjekt, dessen Einzigkeit ein sprachtheoretischer Solipsismus bräuchte, gibt es. Was es gibt, ist nur ein formaler Bezugspunkt der Welt Darstellung durch Sprache, die unik ist (der Kalkül der Wahrheitsfunktionen, der in der Denksprache operiert wird, ist für alle Sprecher derselbe) – das metaphysische Subjekt. Es ist als solches nicht einzig (>solus<) und auch kein Selbst (>Ipse<), sondern ein beliebig oft immer dann instantiiert Zustand, wenn der Sinn von Sätzen gedacht wird (5.632, 5.633, 5.641 c).
- weil der Solipsismus nicht sieht, daß es nur das formale, metaphysische Subjekt gibt, sieht er auch nicht, daß er »streng durchgeführt, mit dem reinen Realismus zusammenfällt.« (5.64)

Ad 2.: Der Solipsismus ist insoweit eine Wahrheit, als er die Einzigkeit von etwas behauptet. Eine Unwahrheit ist er insofern, als er dieses Etwas zu einer Substanz hypostasiert, die allein (einzig) existiere. Einzig ist allein das metaphysische Subjekt als formaler Bezugspunkt der Welt Darstellung durch Sprache, der mit jedem Operieren

des Kalküls der Wahrheitsfunktionen in der Denksprache zum Behufe des Denkens von Satzsinnen instantiiert ist und insofern ein Zustand ist und kein solipsistisches, allein existierendes Selbst.



## V. Die Solipsismus-Kritik als Kritik an Schopenhauer und die realistische Transformation der ›Welt als Vorstellung‹

Die Interpretation der Solipsismus-Kritik der LPA im vorigen Kapitel hat verschiedene Bezüge zu Schopenhauer erkennen lassen. Der wichtigste positive Bezug war die Charakterisierung des metaphysischen Subjekts mit der Metapher des ›ausdehnungslosen Punktes‹, die schon Schopenhauer für sein Erkenntnissubjekt verwendet hatte. In diesem Kapitel verlasse ich nun den Rahmen einer engen Interpretation nur des Textes der LPA, um die Schopenhauer-Bezüge ihrer Konzeption des Verhältnisses von Subjekt, Sprache und Welt als eine realistische Transformation der idealistischen Konzeption der Welt als Vorstellung zu explizieren. Unvermeidlich werden dabei einige der Thesen aus der bisherigen Darstellung in veränderter Perspektive zu rekapitulieren sein.

Wittgenstein hat der Solipsismus-Kritik in der LPA einen herausragenden Stellenwert gegeben, indem er sie ans Ende des Zentrums seiner Konzeption, der Bild- und Satztheorie, versetzt hat. Er kritisiert den Solipsismus im Namen eines Realismus der uniken Darstellung der Welt in der Sprache und revidiert damit Schopenhauers nur beiläufige Behandlung des ›theoretischen Egoismus‹ als einer Extremform des Skeptizismus, die zwar »unwiderleglich«, aber auch vernachlässigenswert sei. Meine These ist nun, daß dieser Kontrast zu Schopenhauer in der Behandlung des theoretischen Egoismus oder Solipsismus der Schlüssel zum Schopenhauer-Bezug der gesamten Konzeption der LPA ist. Denn Wittgenstein wollte mit seiner Version des metaphysischen Subjekts als einer Grenze der Welt Schopenhauers Konzeption des Erkenntnissubjekts berichtigen, weil diese als idealistische, trotz Schopenhauers brüsker Abweisung des Solipsismus als einer ernstzunehmenden Position, nach Wittgensteins Einsicht selber den Solipsismus nicht vermeiden kann. Um seine eigene sprachtheoretische Rekonstruktion des Erkenntnissubjekts von dem gegen Schopenhauer begründet zu erhebenden Solipsismus-Vorwurf als frei zu erweisen, hat Wittgenstein der Kritik des Solipsismus die erörterte herausragende Stellung gegeben. Soweit zu meiner These, nun zu ihrem Beweis. Um den Solipsismus-Vorwurf Wittgensteins gegen Schopenhauers Erkenntnissubjekt nachvollziehbar werden zu lassen, muß zunächst Schopenhauers Behandlung des Solipsismus und seine eigene Konzeption grob skizziert werden. Es wird sich dann zeigen, daß Wittgensteins Vorwurf auf seinem (begründeten) Unverständnis für Schopenhauers metaphysische Willenslehre beruht, die er als sinnlos (unverständlich) verwirft. Dann ist zu zeigen, wie Wittgenstein selber nach Verwerfung der metaphysischen Willenslehre auch die empirische Willenslehre Schopenhauers revidiert. Das wird die Rede von einer realistischen Transformation Schopenhauers bei Wittgenstein einleuchtend werden lassen. Dann wird gezeigt, wie sich

Wittgensteins Konzeption vom metaphysischen Subjekt in diese realistische Transformation einfügt. Und schließlich ist zu zeigen, daß eine solche Transformation bei Wittgenstein auch auf der ›Objekt‹-seite zu finden ist, so daß, gegen bestimmte Interpretationen<sup>1</sup>, gesagt werden kann, daß bei Wittgenstein auch nicht Relikte von idealistischen Dingen-an-sich, geschweige denn von Schopenhauers einem Ding-an-sich zu finden sind.

### *1. Schopenhauers Abweisung des Solipsismus und der Solipsismus seiner Konzeption des Erkenntnissubjekts*

Schopenhauers kurze und beiläufige abweisende Erörterung des theoretischen Egoismus oder Solipsismus habe ich schon einmal angeführt<sup>2</sup>. In ihr wird der Solipsismus als letzte Feste des Skeptizismus bezeichnet, der in der Philosophie zuverlässig nur als Sophisma, also zum Schein gebraucht worden sei und auch deshalb nicht widerlegt werden müßte, weil er als ernstliche Überzeugung nur im Tollhause möglich wäre. Dort bedürfte es aber gegen ihn nicht sowohl eines Beweises als einer Therapie (so, wie für Wittgenstein später alle philosophischen ›Probleme‹ einer Therapie bedurften – vgl. PU § 255). Aufschlußreich für das folgende ist nun die Fortsetzung des Textstücks über Solipsismus bei Schopenhauer:

»Daher wir uns insofern auf ihn [sc. den theoretischen Egoismus, EML] nicht weiter einlassen, sondern ihn allein als die letzte Feste des Skeptizismus, der immer polemisch ist, betrachten. Bringt nun unsere stets an Individualität gebundene und eben hierin ihre Beschränkung habende Erkenntnis es notwendig mit sich, daß jeder nur eines sein, hingegen alles andere erkennen kann, welche Beschränkung eben eigentlich das Bedürfnis der Philosophie erzeugt; so werden wir, die wir ebendeshalb durch Philosophie die Schranken unserer Erkenntnis zu erweitern streben, jenes sich uns hier entgegenstellende skeptische Argument des theoretischen Egoismus ansehen als eine kleine Grenzfestung, die zwar auf immer unbezwinglich ist, deren Besatzung aber durchaus auch nie aus ihr herauskann, daher man ihr vorbeigehn und ohne Gefahr sie im Rücken liegen lassen darf.« (WWV I, § 18, S. 163)

Im Bild vom Solipsismus als einer skeptischen Festung, deren Besatzung zwar nicht besiegt werden, die ihren Aufenthaltsort aber auch nicht verlassen kann, steckt durchaus ein Argument. Es kann von Wittgensteins späterer Solipsismus-Kritik im ›Blauen Buch‹ her so verständlich gemacht werden (vgl. BIB 95): Wenn uns ein Solipsist sagt ›Nur ich und meine Erfahrungen sind wirklich, alle anderen sind bloße Phantome‹, dann könnten wir ihm antworten: ›Warum sagst du uns das überhaupt, wenn wir es doch als bloße Phantome, die wir deiner These zufolge sind, gar nicht verstehen können?‹ Diese Common-Sense-Antwort an den Solipsisten ist völlig in Ordnung – sie macht ihn auf den pragmatischen Widerspruch aufmerksam, in den er sich mit einer an uns gerichteten Äußerung seiner These verstrickt. Aber diese Antwort fertigt den

Solipsisten auch nur ab. Sie löst seine Probleme nicht, klärt nicht die Mißverständnisse, die ihn in die Verwirrung seiner These treiben. Wittgenstein hielt es daher in seiner zweiten Kritik für erforderlich, sich nach dem Ursprung der Verwirrung des Solipsisten umzusehen.

Die spätere Auffassung macht also gut verständlich, warum Wittgenstein mit Schopenhauers brücker Abweisung des Solipsisten nicht zufrieden sein konnte. Weniger verständlich ist das vor dem Hintergrund der Auffassung in der LPA. Denn Schopenhauer präsentierte ja den Solipsismus als extremen Skeptizismus und *den* weist Wittgenstein selber genauso brüsk ab wie Schopenhauer den Solipsismus und geht in seiner Abweisung noch über Schopenhauers Zugeständnis der Unwiderleglichkeit beider jedenfalls bezüglich des Skeptizismus im allgemeinen hinaus (vgl. 6.51)<sup>3</sup>. Der Grund für die diskriminierende Behandlung des allgemeinen Skeptikers muß noch immer erst identifiziert werden. Den sachlichen Grund für die Vorzugsbehandlung für den Solipsisten und seine problemgeschichtliche Motivation nennt meine Ausgangsthese: daß Wittgenstein seine Konzeption des metaphysischen Subjektes von dem Solipsismusvorwurf als frei erweisen wollte, der gegen Schopenhauers Konzeption des Erkenntnissubjekts noch begründet erhoben werden kann, *obwohl* das metaphysische Subjekt eine sprachtheoretische Rekonstruktion des Schopenhauerschen Erkenntnissubjekts zu sein scheint.

Schopenhauer hat seine Metaphysik umstandslos als die Wahrheit des neuzeitlichen Idealismus verstanden. Zu ihrer Vorgeschichte rechnete er den Ausgangspunkt der Philosophie bei Descartes (WWV I, § 1, S. 32), Lockes Lehre von den sekundären Qualitäten (WWV I, Anhang, S. 565), Berkeley, Malebranche und vor und über allen anderen Kant (ebd. S. 573). Wittgenstein nun wollte auf seinem Denkweg vom Idealismus zunächst zum Solipsismus und von da aus zum Realismus gekommen sein (Tb 15. 10. 16 u, Tb 180). Da er keinen Philosophen ähnlich gut gekannt hat wie Schopenhauer (seine teilweisen Zeitgenossen Frege und Russell ausgenommen), ist es vernünftig anzunehmen, daß der Schritt vom Idealismus zum Solipsismus, den vor allem das Tagebuch 1916 in den Eintragungen vor dem 15. 10. dokumentiert, ihm im Zusammenhang mit seiner erneuten Auseinandersetzung mit Schopenhauer vorübergehend als zwingend erschienen ist<sup>4</sup>. Da Schopenhauer den Solipsismus aber *ex professo* abweist, muß Wittgenstein den Schritt vom Idealismus zum Solipsismus *angesichts von Schopenhauers eigener Konzeption* für unvermeidlich gehalten haben. Wittgenstein muß also Gründe dafür gehabt haben, Schopenhauers eigene Konzeption als wider Willen dem Solipsismus verhaftet bleibend aufzufassen.

Um diese Gründe auszumachen, ist Schopenhauers Konzeption grob zu skizzieren. Ihre wesentlichen Punkte treten hervor, wenn sie als eine Transformation der Transzendentalphilosophie Kants beschrieben wird, wie Schopenhauer selber es in

wünschenswerter Deutlichkeit im Anhang zu seinem Hauptwerk unter dem Titel ›Kritik der Kantischen Philosophie‹ getan hat. Für Kants wichtigste Errungenschaft hielt Schopenhauer die Unterscheidung zwischen Dingen-an-sich und (Dingen-als-)Erscheinungen. Aber schon mit dem Plural ›Noumena und Phänomena‹ (vgl. KrV B 294 ff./A 236 ff.) war er nicht einverstanden und Kants Ableitung dieser Unterscheidung mit Hilfe eines unausdrücklichen Kausalschlusses auf intelligible Ursachen der Objekte der Erfahrung hielt er, seinem Lehrer Schulze-Aenesidemus folgend, für widersprüchlich, weil gegen Kants eigene Beschränkung des Kategorienegebrauchs auf mögliche Erfahrung verstoßend (WWV I, Anhang, S. 585–90 und 673–80). Schopenhauer selber nimmt daher *ein* Ding-an-sich nicht aufgrund eines zweifelhaften Schlusses, sondern aufgrund unmittelbarer Erfahrung an, über die jedes Individuum verfüge. Sich auf Kants ›Einleitung‹ zur ›Kritik der Urteilskraft‹ (A XVIII f.) berufend, identifiziert er das Ding-an-sich als den »Willen, der sich Jedem als das Ansich seiner eigenen Erscheinung unmittelbar offenbaret« (WWV I, Anhang, S. 675). Bezüglich dieses monistischen Willens macht Schopenhauer aber, wie die Formulierung schon andeutet, selber wieder die Unterscheidung zwischen Ding-an-sich und Erscheinung und beansprucht in diesem Zusammenhang Kants Unterscheidung zwischen intelligiblem und empirischem Charakter (vgl. WWV I, § 20, S. 166 f.). Der Wille jedes einzelnen Wesens ist bloße Erscheinung des Willens-an-sich, der das Ding-an-sich ist. Diesen Gedanken verwendet Schopenhauer zur Erklärung der angeblichen Illusion von Willensfreiheit – frei ist nur der Wille-an-sich (ebd., S. 675 mit Rückverweis auf § 24, S. 191). Für die Welt bloß als Vorstellung betrachtet nahm Schopenhauer ein ebenso monistisches Erkenntnissubjekt an. Es soll als die eine Hälfte zur Welt-als-Vorstellung als der anderen Hälfte »ganz und ungeteilt in jedem vorstellenden Wesen« sein, jedoch nur, insofern es erkennt, nicht insofern es erkannt wird. An und für sich selber soll das Erkenntnissubjekt außerhalb von Raum und Zeit als Formen der Vorstellung sein (vgl. WWV I, § 2, S. 34). Es ›monistisch‹ zu nennen, ist sachlich gerechtfertigt, bleibt aber extern, weil Schopenhauer vom Erkenntnissubjekt ausdrücklich sagt, ihm komme »weder Vielheit noch deren Gegensatz, Einheit, zu« (ebd.).

Mit der Behauptung einer durchgängigen Korrelativität von Erkenntnissubjekt und Welt-als-Vorstellung zieht Schopenhauer einen Unterschied ein, von dem er behauptet, Kant habe ihn implizit gemacht: den Unterschied zwischen Dingen-an-sich und einem »Objekt an sich« als transzendentelem Gegenstand der Erfahrung, die Schopenhauer ›Vorstellung‹ nennt (vgl. ebd., S. 598 sowie S. 593–601 im Zusammenhang). Das bestimmt seine Stellung zur Kantischen Kategorienlehre. Während Schopenhauer die ›Transzendentele Ästhetik‹ Kants mit ihrer Lehre von der transzendentalen Idealität und zugleich empirischen Realität von Raum und Zeit in toto akzeptiert (ebd. S. 590) und sein Erkenntnissubjekt als Nachfolger des Kantischen ›Ich denke‹

betrachtet (ebd., S. 608), verwirft er die Kategorienlehre (ebd., S. 609 ff.) und behält als einzige Kategorie des Verstandes die Kausalität bei. Diese Kategorie fungiert für Schopenhauer freilich schon in der Anschauung bei der Konstitution von Gegenständen aus bloßen sinnlichen Empfindungen. Daher ist unsere Anschauung immer schon intellektual, weil der Verstand mit seinem Werkzeug an ihr immer schon mitwirkt – sie ist schon ›intellektuelle Anschauung‹, ein Ergebnis, das Schopenhauer mit Genuß gegen die Beanspruchung dieser Denkfigur im Deutschen Idealismus wendet.

Die vermutliche, durch den Gebrauch des Indikators ›Ich‹ angezeigte Identität von Willen und Erkenntnissubjekt hielt Schopenhauer als ein »Wunder kat' exochên« zunächst für gänzlich unerklärlich:

»Die Identität nun aber des Subjekts des Wollens mit dem erkennenden Subjekt, vermöge welcher (und zwar notwendig) das Wort ›Ich‹ beide einschließt und bezeichnet, ist der Weltknoten und daher unerklärlich.« (SZG § 42, 2. Absatz)

Dennoch soll dann dieses Wunder im Hauptwerk WWV in Buchlänge erklärt sein: »gewissermaßen ist die ganze gegenwärtige Schrift die Erklärung desselben« (WWV I, § 18, S. 160).

Zunächst hatte sich Schopenhauer das Problem einer Identität von Subjekt der Erkenntnis und Subjekt des Wollens im Kontext des Verständnisses von Selbstbewußtsein gestellt. Das Erkenntnissubjekt soll alles erkennen und von keinem erkannt werden. Wir haben aber doch eine Form innerer Selbsterkenntnis, und diese muß, wie alles Erkennen, ein Erkennendes und ein Erkanntes enthalten (SZG § 41, Absätze 1 bis 3). Im Selbstbewußtsein ist daher das Erkannte das Subjekt des Wollens. Die in ihm gegebene Einheit von Subjekt und ›Objekt‹ ist »als eine wirkliche Identität ... *unmittelbar gegeben*« (SZG, § 42, 2. Absatz sub finem). In der unmittelbaren Gegebenheit liegt ihre Unerklärlichkeit, weil etwas erklären für Schopenhauer heißt, es auf einen Grund außerhalb seiner zu beziehen. In WWV wird nun zur ›Erklärung‹ des unmittelbar gegebenen ›Wunders kat' exochên‹ einer Identität von Subjekt der Erkenntnis und Subjekt des Wollens eine ebenfalls ›kat' exochên‹ genannte, unmittelbar gegebene »*philosophische Wahrheit*« beansprucht: die Identität meines Willens mit meinem Leib. In SZG hat Schopenhauer gesagt, der Leib sei uns als ›unmittelbares Objekt‹ gegeben, unmittelbar, weil er der Ausgangspunkt aller Objektkonstitution sei, die nur vermittels der sinnlichen Affektionen des Leibes möglich ist. In WWV nun nennt er den Leib vor dem Hintergrund der Identifizierung des Willens als Ding-an-sich die »*Objektivität* meines Willens«. Eben desselben Leibes sei jeder sich in anderer, unvergleichlicher Weise als Willen direkt bewußt. Damit hat sich die Problemsicht auf die Identität von Subjekt des Erkennens und Subjekt des Wollens verschoben: Der ausschlaggebende Kontext ist nicht mehr das Verständnis epistemischen Selbstbewußtseins, sondern das Verständnis der Erfahrung des Wollens.

Es ist die doppelte Beziehung des Subjekts des Erkennens auf einen Leib – einerseits als Vorstellung oder Objekt, das wegen der beanspruchten philosophischen Wahrheit der Identität von Leib und Wille zugleich eine »Objektivität des Willens« ist, andererseits als Wille selber in actu –, die das Erkenntnissubjekt zu einem »Individuum« werden lassen soll (WWV I, § 19, S. 162). In diesem Kontext wirft Schopenhauer das Problem des theoretischen Egoismus auf und sieht diesen nur dann für theoretisch vermeidbar an, wenn die Verkörperung des Subjekts des Erkennens in einem Leib so verstanden werden kann, daß ihm (dem Erkenntnissubjekt) »nur in dieses eine anschauliche Objekt auf zwei Weisen zugleich die Einsicht offensteht, daß dies aber nicht durch einen Unterschied dieses Objekts von allen andern ... zu erklären ist« (ebd.). Wenn nämlich nicht nur epistemologisch, sondern auch ontologisch gälte, daß nur dieses eine Objekt (der »eigene« Leib) zugleich Vorstellung und Wille ist, dann wäre der theoretische Egoismus unvermeidlich.

Nun hat Schopenhauer ja in seiner kurzen Erörterung des theoretischen Egoismus eingeräumt, gegen den Solipsismus kein Argument zu haben (und zu brauchen), sondern ihn bloß als uneinnehmbares Festungsgefängnis in seinem Rücken liegen zu lassen. Aber er hat auch klar gesehen, daß ihn vor eigener Gefangenschaft in diesem Festungsgefängnis nur die Haltbarkeit eines einzigen Schrittes bewahren kann:

»Das angeschaute Objekt aber muß etwas an sich selbst sein und nicht bloß etwas für andere: denn sonst wäre es schlechthin nur Vorstellung, und wir hätten einen absoluten Idealismus, der am Ende theoretischer Egoismus würde, bei welchem alle Realität wegfällt und die Welt zum bloßen subjektiven Phantasma wird« (WWV II, Kap. 18, S. 250).

Was Schopenhauers Position, eigenem Urteil nach, vor dem Solipsismus bewahrt, ist die grundlose, für Wittgenstein unverständliche, d. h. sinnlose These über alle Objekte (Vorstellungen, Erscheinungen), sie seien Objektivationen oder »Objektivitäten« eines metaphysischen Willens. Schon für den Fall des Selbstbewußtseins mußte Schopenhauer für diese These »eine Erkenntnis ganz eigener Art« (WWV I, § 18, S. 161) beanspruchen<sup>5</sup>.

Diese Sachlage konnte Wittgenstein Schopenhauers brüske Abfertigung des theoretischen Egoismus nur als Ausflucht erscheinen lassen. Seine gegenüber Schülern wie Prof. Anscombe und Prof. Geach geäußerte Erklärung des Unverständnisses für die Objektivationsthese bezüglich des metaphysischen Willens war nicht idiosynkratisch und mit völligem Verständnis im normalen Sinn von »Verständnis« verbunden<sup>6</sup>, sondern sachlich begründet in der Einsicht in die Unabhängigkeit jeden Willens von der Welt, vermöge derer zwischen Willen und Welt kein logischer Zusammenhang bestehen kann (vgl. 6.373, 6.374). Schopenhauers Objektivierungsthese muß, besonders im Fall des »eigenen« Willens, einen solchen logischen Zusammenhang zwischen Wille



und Welt (eigenem Leib) unterstellen: Wenn mir mein Wille in actu so zugänglich ist, wie Schopenhauer unterstellt, und es eine philosophische Wahrheit ist, daß mein Wille mit meinem Leib identisch ist, dann ist der Zusammenhang zwischen Wille und Welt jedenfalls in diesem Fall ein logischer und bleibt als unerklärlich auch unverständlich (sinnlos). Darauf bezieht sich Wittgenstein, wenn er schreibt: »Es scheint nämlich durch die Betrachtung des Wollens, als stünde ein Teil der Welt mir näher als ein anderer (was unerträglich wäre)« (Tb 4.11. 16, Tb 183).

Über die Diagnose von Schopenhauers Metaphysik als wider Willen solipsistisch und über die Einsicht der Unabhängigkeit des Willens von der Welt, die es unmöglich macht, diese Metaphysik als eine des Willens konsistent zu formulieren, muß Wittgenstein schon früh verfügt haben. Denn seine erste auf den Solipsismus bezügliche Tb-Eintragung reformuliert Schopenhauers Metaphysik als eine der Weltseele:

» Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.

Es gibt wirklich nur eine Weltseele, welche ich vorzüglich meine Seele nenne, und als welche allein ich das erfasse, was ich die Seelen anderer nenne.

Die vorige Bemerkung gibt den Schlüssel zur Entscheidung, inwieweit der Solipsismus eine Wahrheit ist.« (Tb 23. 5. 15 a-c, Tb 141)

Schon hier ist das Bestreben erkennbar, den Solipsismus kritisch einzuschränken, denn es wird nicht behauptet, daß er eine Wahrheit ist, und auch nicht gefragt, ob er eine Wahrheit ist, sondern, inwieweit das der Fall ist. Diese Fragestellung impliziert, daß er nicht zur Gänze wahr sein kann. Und der mittlere Absatz der Eintragung zeigt auch, warum nicht. Die solipsistische Leugnung anderer Zentren der Erfahrung ist nicht aufrechtzuerhalten, die Rede von den Seelen anderer hat Sinn. Aber sie hat Sinn nur aufgrund eines Analogieschlusses von der eigenen Erfahrung aus.

Die Eintragung aus dem Tagebuch 1915 ist vereinzelt. Erst im Tagebuch 1916, über ein Jahr später, nimmt Wittgenstein die Problematik ausdrücklich wieder auf. Einer seiner Maximen für die Technik philosophischer Arbeit folgend<sup>7</sup>, stürzt er sich ins alte Chaos und experimentiert dann auch mit Formulierungen für den Monismus des Erkenntnissubjekts, die Schopenhauer viel näher sind, um einen Weg zu finden, auf dem der Solipsismus seiner Intention gemäß kritisch eingeschränkt werden kann. Sich im alten Chaos sogar wohlfühlend kommt er zu Formulierungen wie der folgenden: »Wie meine Vorstellung die Welt ist, so ist mein Wille der Weltwille« (Tb 17. 10. 16c). Aber dabei bleibt er nicht stehen, sondern erreicht (am 4. 11. 16<sup>8</sup>) eine Position, die seine Verwerfung der Willenslehre Schopenhauers begründet sein läßt und zu der gewünschten kritischen Einschränkung des Solipsismus auf sein gänzlichliches Aufgehen im Realismus führt.

Bevor ich die Auseinandersetzung mit der Willenslehre im nächsten Abschnitt genauer betrachte, möchte ich aber zeigen, daß Wittgenstein auch unabhängig von den



Problemen der Willenslehre Grund hatte, den Solipsismus angesichts Schopenhauers eigener Position für zunächst unvermeidlich zu halten.

Denn auch Schopenhauers gegenüber SZG veränderte Position in WWV kann auf die Auszeichnung des ›eigenen‹ Leibes des erkennenden Subjekts als des unmittelbaren Objekts, das als Ort der Affektion der Sinne die Erkenntnis aller anderen Objekte vermittelt, nicht verzichten. Wittgensteins diesbezügliche Begründung für das Solipsismus-Verdikt läßt sich aus einer späteren kritischen Argumentation gegen den Solipsisten rekonstruieren:

»Von Sinnesdaten, in dem Sinne des Wortes, in dem es undenkbar ist, daß der Andere sie hat, kann man aus eben diesem Grunde auch nicht sagen, daß der Andere sie nicht hat. Und aus eben diesem Grunde ist es sinnlos zu sagen, daß *i c h*, im Gegensatz zum Anderen, sie *h a b e*.« (PB § 61 a, PB 90)

Der Hintergrund dieser Bemerkung ist folgender: Es gibt für Sinnesdaten nur qualitative, nicht numerische Identitätskriterien. Wenn zwei Personen in Lokalisierung, Intensität, Verlauf und phänomenalem Empfinden gleichen Schmerz haben, dann haben sie *denselben* Schmerz. Wollte ich in solipsistischer Versuchung dagegen einwenden, wenn ich Schmerzen hätte, dann hätte ich doch jedenfalls etwas, was der andere nicht habe, dann würde ich nur eine Unterscheidung *in der Form* von numerischen Identitätskriterien einklagen, die die Umgangssprache auf andere Weise respektiert – nämlich in der Unterstellung der Regel, daß die leidende Person diejenige ist, die den Schmerz äußert (vgl. PU § 302 b). Ich machte also mit meinem Einwand keine sachhaltige Behauptung, sondern wendete mich gegen eine Sprachkonvention. Das zeigt sich daran, daß meine solipsistische Äußerung ›schließlich ist mein Schmerz meiner‹ sich nur als Vorschlag einer alternativen Konvention verstehen läßt. Denn meine Äußerung machte, in Wittgensteins Worten, »die besitzende Person« zum »Charakteristikum« ihres ›Besitzes‹, des Schmerzes (dessen, was sie ›hat‹ und der andere nicht). Wenn das aber gemacht wird, dann sagt eine Äußerung wie ›ich habe Zahnschmerzen‹ nicht mehr etwas empirisch Sinnvolles. Denn wenn die Person des Solipsisten Charakteristikum ihrer Schmerzen ist, dann sind Schmerzen, die überhaupt auftreten, analytischerweise ›ihre‹ (vgl. PB § 61 c).

Diese spätere Solipsismus-kritische Überlegung hat auf Schopenhauers Auszeichnung des ›eigenen‹ Leibes des erkennenden Subjekts Anwendung. Dieser Leib soll ›unmittelbares Objekt‹ sein und als solches der »Ausgangspunkt für die Anschauung aller anderen Objekte, also das diese Vermittelnde« (SZG § 22). Zwar schränkt Schopenhauer später die Rede vom ›unmittelbaren Objekt‹ ein, weil der Leib *als* Objekt im strengen Sinn auch nur mittelbar erkannt werde (WWV § 6, S. 53). Aber die Datenbasis für diese Objektkonstitution bezüglich des eigenen Leibes bleibt einzigartig und von ihr hängen alle anderen Objekte nach wie vor ab: ihre Gegenwart »im Bewußtsein

hängt demnach ab von der Stellung, welche sie in der alles verbindenden Verkettung der Ursachen und Wirkungen zu dem *jedesmaligen Leibe* des alles erkennenden Subjekts erhalten« (SZG § 22, S. 106 f., meine Hervorheb.). Was aber nun unterscheidet einen ›jedesmaligen Leib‹ des alles erkennenden Subjekts von einem anderen? Etwa nichts, so daß alle seine Leiber einer wären? Das hieße wohl den Monismus denn doch zu weit treiben. Dann aber bleibt nur, daß der jedesmalige Leib des alles erkennenden Subjekts als ›sein‹ Leib (in erster Person: ›mein Leib‹) ausgezeichnet ist. Wenn aber undenkbar ist, daß in einem Fall von Erkennen ein anderer Leib als der von ihm bewohnte der Leib des alles erkennenden Subjekts ist, dann ist es auch sinnlos zu sagen, der jedesmalige Leib des alles erkennenden Subjekts sei seiner (in erster Person ›meiner‹). Denn damit würde der jedesmalige Leib zum Charakteristikum der Vorstellungen gemacht, die das erkennende Subjekt *in* ihm und vermöge seiner hat, und seine Äußerung der Form ›Ich erkenne das-und-das‹ oder ›Ich habe die-und-die Erfahrung‹ sagt nichts empirisch Sinnvolles mehr, da sie analytischerweise wahr ist.

Durch die Bindung des Erkenntnissubjekts an die Individualität eines Leibes in Verbindung mit der repräsentationsidealistischen Auszeichnung des jedesmaligen Leibes des alles erkennenden Subjekts als Konstitutionsbasis für alle Vorstellungen (Objekte) fällt der Monismus des erkennenden Subjekts, mit dem Schopenhauer den theoretischen Egoismus hinter sich gelassen zu haben glaubte, in eben diesen, den Solipsismus zurück – ganz unabhängig davon, ob seine Willensmetaphysik akzeptiert wird oder nicht. Aber für Wittgenstein war 1916, als er sich im Tagebuch der Problematik erstmals (soweit dokumentiert) ausführlich zuwandte, die Willensproblematik vordringlicher. Denn wenn Schopenhauers Position, die Wittgenstein auf sprachtheoretischer Grundlage kritisch reformulieren wollte, so wie sie stand, dem Solipsismus wider Willen verfiel, dann stellte sich natürlich die Frage, ob mit dem Solipsismus auch die Willensmetaphysik akzeptiert werden mußte.

## 2. Wittgensteins Schopenhauer-Kritik im Tagebuch 1916

Wittgensteins Erörterung seiner Schopenhauer-Problematik beginnt mit der Eintragung am 11. 6. 1916, die ein eindrucksvolles solipsistisches Credo unter den Auspizien der ethischen Problematik eines Sinns des Lebens formuliert:

»Was weiß ich über Gott und den Zweck des Lebens?

Ich weiß, daß diese Welt ist.

Daß ich in ihr stehe wie mein Auge in seinem Gesichtsfeld.

Daß etwas an ihr problematisch ist, was wir ihren Sinn nennen.

Daß dieser Sinn nicht in ihr liegt, sondern außer ihr.

Daß das Leben die Welt ist.

Daß mein Wille die Welt durchdringt.

Daß mein Wille gut oder böse ist.

Daß also Gut und Böse mit dem Sinn der Welt irgendwie zusammenhängt.

Den Sinn des Lebens, d. i. den Sinn der Welt, können wir Gott nennen.

Und das Gleichnis von Gott als einem Vater daran knüpfen.

Das Gebet ist der Gedanke an den Sinn des Lebens.«

Der Solipsismus dieses Credo hängt an der Verwendung des Bildes vom Stehen des Auges im Gesichtsfeld. Weil ich (das Subjekt) so zur Welt stehe, ist mein Leben, d. h. die Erfahrungen, die ich mache, selber die Welt. Die Welt ist meine Vorstellung. Und mein Wille, sofern er die Welt durchdringt, ist der Weltwille (vgl. Tb 17. 10. 16 c). Das sind die solipsistischen Ausgangsthesen. Dann leitet der Text zur ethischen Problematik des Sinns des Lebens über, der Gott genannt werden könne. Aber in diesem Zusammenhang wird dann sofort die Einsicht formuliert, die die Unakzeptabilität der Willenslehre Schopenhauers begründete: die Einsicht in die Unabhängigkeit des Willens von der Welt. In den letzten beiden Absätzen der Eintragung vom 11. 6. 1916 wird diese Problematik in ethischer Perspektive als die der Machtlosigkeit des Willens formuliert, der die Geschehnisse der Welt nicht lenken könne. Daraus wird die ethische Schlußfolgerung gezogen, der Wille müsse sich von der Welt durch Verzicht auf »Einfluß auf die Geschehnisse« unabhängig machen. Aber schon die nächste Eintragung fast einen Monat später (Tb 5. 7. 16 a–b) formuliert die Einsicht in die Unabhängigkeit des Willens von der Welt als logische wie die LPA (6.373–4). An ihr, so muß sich Wittgenstein in der Zwischenzeit klar gemacht haben, ist festzuhalten. Deshalb zieht er dann sogleich Konsequenzen daraus, wie der ethische Wille, der unabhängig von der Welt und machtlos ist, dennoch eine Wirkung auf die Welt haben kann. Der Wille kann nur die Grenzen der Welt verändern: »Sie muß sozusagen als Ganzes zunehmen oder abnehmen. Wie durch Dazukommen oder Wegfallen eines Sinnes« (Tb 5. 7. 16 e, Tb 168; vgl. LPA 6.43). Die sachliche Frage, die sich angesichts dieser projizierten Lösung des Willensproblems stellt, ist: Wie muß der Wille (anders als bei Schopenhauer) gedacht werden, wenn er trotz Unabhängigkeit von der Welt eine Wirkung auf sie soll haben können, indem er ihre Grenzen verändert? Der in LPA 6.43 fehlende Nachsatz in der zuletzt zitierten Bemerkung ›Wie durch Dazukommen oder Wegfallen eines Sinnes‹ weist die Richtung der Lösung: Der Wille muß als die Welt als ganze interpretierende Stellungnahme verstanden werden, als eine Instanz dessen, was Wittgenstein später unter dem Titel ›Sehen-Als‹ erörtert hat<sup>9</sup>.

Ich versuche mich im folgenden nun nicht an einer vollständigen Interpretation der naturgemäß sprunghaften Durchführung dieser Problematik im Tagebuch 1916<sup>10</sup>. Ich beschränke mich darauf, die Ergebnisse vor dem Hintergrund der Solipsismus-Problematik bezüglich Schopenhauers Konzeption darzustellen.

Bei Schopenhauer hatte die Sonderstellung des ›eigenen‹ Leibes des alles erkennenden Subjekts einen erkenntnis- und einen handlungstheoretischen Grund. Erkenntnistheoretisch war der Leib, wie erörtert, ›unmittelbares Objekt‹. Handlungstheoretisch waren Willensakte unmittelbar Leibesbewegungen und eine Verallgemeinerung dieser These führt zu der die Willensmetaphysik fundierenden These, der ganze Leib sei Erscheinung des Willens, wie Schopenhauer schon in folgender programmatischer Übersicht über seinen Gedankengang deutlich macht:

»Jeder wahre Akt seines [sc. des Individuums, als das das Subjekt des Erkennens durch seine Identität mit dem Leibe auftritt] Willens ist sofort und unausbleiblich auch eine Bewegung seines Leibes: er kann<sup>11</sup> den Akt nicht wirklich wollen, ohne zugleich wahrzunehmen, daß er als Bewegung des Leibes erscheint. Der Willensakt und die Aktion des Leibes sind nicht zwei objektiv erkannte verschiedene Zustände, die das Band der Kausalität verknüpft, stehen nicht im Verhältnis von Ursache und Wirkung; sondern sie sind eines und dasselbe, nur auf zwei gänzlich verschiedene Weisen gegeben: einmal ganz unmittelbar und einmal in der Anschauung für den Verstand. Die Aktion des Leibes ist nichts anderes als der objektivierte, d. h. in die Anschauung getretene Akt des Willens. Weiterhin wird sich uns zeigen, daß dieses von jeder Bewegung des Leibes gilt, nicht bloß von der auf Motive, sondern auch von der auf bloße Reize erfolgenden unwillkürlichen, ja daß der ganze Leib nichts anderes als der objektivierte, d. h. zur Vorstellung gewordene Wille ist...« (WWV I, § 18, S. 157 f.)

Ausgangspunkt des Gedankengangs, der zur Objektivierungsthese über den (metaphysischen) Willen in allen Objekten/Vorstellungen führt, ist die handlungstheoretische These, die Wittgenstein akzeptieren wird, daß Willensakt und Leibesbewegung nicht im Verhältnis von Ursache und Wirkung zueinander stehen. Der Hauptgrund für Wittgensteins Ablehnung der metaphysischen Weiterung einer handlungstheoretisch akzeptablen These ist, daß sie zu einem unverständlichen, sinnlosen, logischen Verhältnis zwischen Wille und Welt (zunächst: Leib) führt. Aber an Schopenhauers programmatischer Skizze seines Gedankengangs im letzten Satz des Zitats wird auch ein zweiter Grund für Wittgensteins Sinnlosigkeitsverdikt greifbar. Schopenhauers Willenslehre geht aus vom intentionalen Handeln (der auf Motive erfolgenden Bewegung des Leibes) und führt im Ergebnis zur Einebnung des Unterschieds zwischen intentionalen und nicht-intentionalen (›auf bloße Reize erfolgenden unwillkürlichen‹) Bewegungen. Wittgenstein wird klar gesehen haben, daß diese Einebnung eines für die Bedeutung des Ausdrucks ›Willen‹ wesentlichen Unterschieds bei Schopenhauer durch das Problem des theoretischen Egoismus erzwungen ist. Nur die Auffassung, auch andere Objekte als der Leib des alles erkennenden Subjekts seien Erscheinungen, ›Objektivitäten‹ des Willens, läßt diese mehr sein als bloße Vorstellungen, Phantasmata (vgl. WWV II, Kap. 18, S. 250). Diese Zuschreibung aber trifft die anderen Objekte ontologisch, in toto, ohne daß schon ein Unterschied zwischen willkürlichen und unwillkürlichen Wirksamkeiten dieser Objekte gemacht werden könnte – geht es doch dabei um ihre Realität als Objekte im ganzen und nicht schon um den Charakter einzelner ihrer Wirkungsweisen. Wenn aber alle Objekte nur dadurch nicht bloße

Phantome sind, daß sie auch Objektitäten eines Willens sind, dann gilt das a fortiori auch vom Leib als »unmittelbarem Objekt«, dem »eigenen« Leib, weil der *als Objekt* im strengen Sinn auch nur mittelbar erkannt wird, auch nur dem anschauenden Verstand als Vorstellung gegeben ist.

Ein dritter Grund für die Verwerfung von Schopenhauers metaphysischer Objektivierungsthese über den Willen dürfte in der von Schopenhauer diesem attestierten Zwecklosigkeit gelegen haben. Schopenhauer hatte dieses Problem mit folgender Auskunft beantwortet:

»Jeder Wille ist Wille nach etwas, hat ein Objekt, ein Ziel seines Wollens: was will denn zuletzt und wonach strebt jener Wille, der uns als das Wesen der Welt dargestellt wird? – Diese Frage beruht wie so viele andere auf Verwechslung des Dinges an sich mit der Erscheinung. Auf diese allein, nicht aber auf jenes erstreckt sich der Satz vom Grunde, dessen Gestaltung auch das Gesetz der Motivation ist. Überall läßt sich nur von Erscheinungen als solchen, von einzelnen Dingen, ein Grund angeben, nie vom Willen selbst...« (WWV I, § 29, S. 238 f.)

Dagegen hält Wittgenstein im Ergebnis streng an einem empirischen Begriff des Willens fest, der ein Objekt, ein Ziel, als Halt in der Welt brauche – nachdem er in der solipsistischen Phase seiner Tagebuch-Notizen noch bis zum 17. 10. 1916 auch mit der Idee eines Weltwillens analog zu Schopenhauers metaphysischem Willen operiert hatte<sup>12</sup>. Seine definitive Position in der Willenslehre erreicht er erst in der Eintragung am 4. 11. 1916:

»Wenn der Wille ein Objekt in der Welt haben muß, so kann es auch die beabsichtigte Handlung sein. Und der Wille muß ein Objekt haben.  
Sonst hätten wir gar keinen Halt und könnten nicht wissen, was wir wollten.  
Und könnten nicht Verschiedenes wollen.« (Tb 4. 11. 16 s–v, Tb 183; vgl. Absatz d, Tb 182)

Der metaphysische Wille Schopenhauers und Wittgensteins eigener Weltwille sind keine Willen, sind als Willen unverständlich, sinnlos, weil sie kein Objekt (Ziel) haben, deshalb nicht wissen können, was sie wollen, und nicht Verschiedenes wollen können. Dies letzte macht das Verhältnis eines metaphysischen Willens zur Welt zu einem alternativlosen (Schopenhauers Wille kann nur eines wollen, sich zu objektivieren, und er scheint nicht scheitern zu können) und damit zu einem logischen und internen Verhältnis. Wittgensteins Bestehen auf dem empirischen Willensbegriff konvergiert also im Ergebnis mit dem ersten Grund gegen Schopenhauer, der Einsicht in die logische Unabhängigkeit des Willens von der Welt.

Mit dem Verwerfen eines metaphysischen Willensbegriffs geht bei Wittgenstein auch eine Revision der empirischen Willenslehre Schopenhauers einher. Sie führt zu einer Uminterpretation der handlungstheoretischen Einsicht in die Identität von Willensakt und Leibesbewegung, die Ausgangspunkt von Schopenhauers Überlegungen

war. Deren Pointe wird deutlich, wenn vor Augen geführt wird, daß Schopenhauer als den weltgeschichtlichen Vorzug seiner Willenslehre betrachtete, den Rationalismus der bisherigen philosophischen Willensauffassungen umgestürzt zu haben. Der Nachweis,

»daß zunächst in unserm eigenen Bewußtsein der *Wille* stets als das Primäre und Fundamentale auftritt und durchaus den Vorrang behauptet vor dem Intellekt, welcher sich dagegen durchweg als das Sekundäre, Untergeordnete und Bedingte erweist ..., ist um so nötiger, als alle mir vorhergegangenen Philosophen ... das eigentliche Wesen des Menschen ... in das *erkennende* Bewußtsein setzen und demnach das Ich ... als zunächst und wesentlich *erkennend, ja denkend* und erst infolge hievon sekundärer und abgeleiteter Weise als *wollend* aufgefaßt und dargestellt haben.« (WWV II, Kap. 18, S. 256 f.)

Schopenhauer erklärte sich die bisherige, beharrlich falsche Darstellung aller vorhergegangenen Philosophen damit, daß das christliche Zeitalter bestrebt war, den Unterschied zwischen Mensch und Tier besonders groß erscheinen zu lassen. Schopenhauers Umkehrung des vor ihm unterstellten Bedingungsverhältnisses zwischen Intellekt und Wille hat auch einen phylogenetischen Sinn. Der Wille, das Ding-an-sich, hat sich den Intellekt auf einer bestimmten Stufe seiner Erscheinung erst »als eine bloße Mechanē, ein Mittel zur Erhaltung des Individuums und der Art« geschaffen (WWV I, § 27, S. 225). Diese phylogenetische Perspektive ist es auch, die Schopenhauer zu einer tentativen Lösung des Problems der Einheit von Subjekt des Erkennens und Subjekt des Wollens führt – denn in dieser Hinsicht ist für den Willen als Ding-an-sich »das Subjekt der Erkenntnis ... er selbst oder seine Äußerung« (WWV I, § 54, S. 386).

Die beiden Vorzüge, die Schopenhauer für seine Willenslehre sah – Etablierung des Vorrangs für den Willen vor dem Intellekt; Verständnis der Einheit beider durch Erklärung des Intellekts als Objektivierung des Willens auf einer bestimmten Stufe seiner Erscheinung –, setzen nun gleichermaßen voraus, daß unter ›Wille‹ eine »strebende und wirkende Kraft« verstanden wird (WWV I, § 22, S. 171). Eben dies revidiert Wittgenstein, indem er nach Verwerfung der metaphysischen Willenslehre unter ›Wille‹ in jedem Fall »eine Stellungnahme des Subjekts zur Welt« versteht (Tb 4. 11. 16 e, Tb 182) und damit als etwas, was im Kontinuum der Rationalität verbleibt. Er akzeptiert weiter Schopenhauers Zwei-Aspekte-Theorie über Willensakt und Handlung (Leibesbewegung);

»Der Willensakt ist nicht die Ursache der Handlung, sondern die Handlung selbst.  
Man kann nicht wollen, ohne zu tun.« (Tb 4. 11. 16 p/q, Tb 183)

Aber die Zwei-Aspekte-Theorie gewinnt nun auf der Basis der Re-Rationalisierung des Willens aus einer wirkenden Kraft zu einer Stellungnahme zur Welt den Sinn, daß »die gewollte Bewegung des Körpers ... vom Willen begleitet ist« (Tb 4. 11. 16 v/w, Tb 183)<sup>13</sup>.

Denn den Schritt vom Solipsismus zum Realismus vollzieht Wittgenstein, indem er Schopenhauers Auszeichnung des »eigenen« Leibes des alles erkennenden Subjekts, die Sonderstellung des menschlichen Körpers, preisgibt, wodurch dieser mit allen anderen Objekten auf eine Stufe rückt:

»Der menschliche Körper aber, m e i n Körper insbesondere, ist ein Teil der Welt unter anderen Teilen der Welt, unter Tieren, Pflanzen, Steinen etc. etc.« (Tb 2. 9. 16 g, Tb 177)

Das Subjekt des Erkennens wird als nicht-existent verworfen, es ist bloßer »Aberglaube« (Tb 4. 8. 16 a, Tb 174) oder »leerer Wahn« (Tb 5. 8. 16 a, Tb 175). Das wollende Subjekt aber soll es geben (ebd.), denn anders »gäbe es auch nicht jenes Zentrum der Welt, das wir Ich nennen, und das der Träger der Ethik ist« (Tb 5. 8. 16 b, Tb 175). An den Körper als Objekt unter Objekten kann dieses Zentrum nicht gebunden sein, denn er ist Gegenstand der Erfahrung wie alle anderen Objekte – und: »Alle Erfahrung ist Welt und braucht nicht das Subjekt. (–) Der Willensakt ist keine Erfahrung« (Tb 9. 11. 16 c/d, Tb 184). Er ist keine Erfahrung, heißt: Er ist kein Prozeß, der innerlich beobachtet werden könnte, sondern eine Stellungnahme zur Welt, die Körperbewegungen begleitet. Das gilt vom empirischen, psychologischen Willen – und vom ethischen Willen, jenem Zentrum der Welt als Träger von Gut und Böse, soll nicht gesprochen werden können (6.423).

Grundlage der Destruktion des Subjekts des Erkennens ist in der LPA die Denksprachenannahme, aufgrund derer aus dem angeblichen Subjekt etwas Komplexes wird (vgl. 5.5421). Auch den empirischen Willen denkt sich Wittgenstein vermutlich als Stellungnahme auf der Basis der Denksprachenhypothese; jedenfalls überantwortet er die einzelnen Willensakte als objektive Prozesse der empirischen Psychologie (6.423 b). Die Lebenssinn konstituierende Stellungnahme des ethischen Willens muß Wittgenstein zwar anders denken – dieser muß ein Aktivitätszentrum sein –, aber der Auskunft darüber entzieht er sich, indem er ihn dem Unaussagbaren, sich nur Zeigenden überantwortet (6.423 a).

Hier bleiben ohne Zweifel ungelöste Probleme. Z.B. ist es fragwürdig, ob es Wittgenstein gelungen ist, die solipsistische Problematik bezüglich des ethischen Willens in gleicher Weise zu bannen wie bezüglich des Erkenntnissubjekts. Das liegt vor allem an der dogmatischen Annahme, was der Welt Sinn gebe, könne nur außerhalb ihrer liegen<sup>14</sup>. Es ist sicher im eigenen Fall richtig, daß man die grundsätzliche Stellungnahme zur Welt nicht als Innerweltliches, Vorfindliches beobachten kann, sondern daß sie sich zeigt – in Haltung, Handlungen, Äußerungen. Aber andere Subjekte nimmt man nicht nur als Objekte, sondern auch als ihren Lebenssinn konstituierende Subjekte wahr – und inwiefern sind diese nicht ›in der Welt‹? Wittgenstein bleibt mit der Annahme der Außerweltlichkeit des Sinns ›von Welt auch einfach einem undurchschauten



Erbe Schopenhauers verhaftet, der seine Wendung von der Erkenntnistheorie zur Metaphysik mit der Belanglosigkeit der Wissenschaft und der Erkenntnis der Welt als Vorstellung begründet hatte<sup>15</sup>. Seinen Weg hielt Wittgenstein zwar für ungangbar, weil in unsagbare Sinnlosigkeiten führend – aber den Ausgangspunkt des Weges zur Metaphysik hat er, sicher auch temperamentbedingt, nicht für kritikbedürftig gehalten. – Auch die Revision der empirischen Willenslehre, die den Willen, statt als wirkende Kraft, als Körperbewegungen begleitende Stellungnahme zur Welt begreift, ist in der Gefahr, ein epiphänomenalistisch reduktives Verständnis des Willens nicht vermeiden zu können, jedenfalls solange die Denksprachenannahme im Spiel ist<sup>16</sup>. Und sachlich mag es nach wie vor angemessener sein, den Willen sowohl als rationale Stellungnahme als auch als wirkende Kraft zu verstehen, auch wenn wir über den empirischen Aspekt des Willens im Rahmen der gewöhnlichen psychologischen Sprache, die vom rationalen Aspekt beherrscht ist, wenig Gehaltvolles sagen können.

Aber hinsichtlich der Revision der empirischen Willenslehre sind jedenfalls die Ergebnisse von Wittgensteins Denkbewegung klar: Erkennen und Wollen bleiben irreduzibel verschiedene Verhältnisse handlungsfähiger Wesen zur Welt. Und mit der Uminterpretation der Zwei-Aspekt-Theorie über Willensakte und Körperbewegungen wollte Wittgenstein Schopenhauers Konzeption in eine realistische transformieren. Vor dem Hintergrund dieser beiden Ergebnisse, die klar sind, kann auch eine Folgerung für das Verhältnis von metaphysischem Subjekt und ethischem Willen gezogen werden: Ihre bei Schopenhauer angenommene hintergründige Einheit muß von Wittgenstein preisgegeben werden – eine Grenze der Welt kann nicht zugleich das sein, was Grenzen der Welt verändert. Auch diese Trennung liegt in der Richtung einer realistischen Transformation Schopenhauers, aber es ist unklar, wie weit und wie überzeugend sie in diesem Bereich durchgeführt ist.

### *3. Das metaphysische Subjekt in der realistischen Transformation der Welt als Vorstellung*

Ein vollständiges Bild der von Wittgenstein intendierten realistischen Transformation der Konzeption Schopenhauers von der Welt als Vorstellung ergibt sich erst, wenn mindestens noch gezeigt wird, wie sich die Konzeption des metaphysischen Subjekts diesem Programm einfügt und in seiner Perspektive fortbestimmt wird.

Bei Schopenhauer war das Erkenntnissubjekt Träger der Welt als Vorstellung, aber durch die notwendige Beziehung auf den »jedemaligen Leib des alles erkennenden Subjekts« (SZG § 22) unvermeidlich individuiert. Die Preisgabe der Sonderstellung des menschlichen Körpers, insbesondere »meines« Körpers, führt Wittgenstein dazu

zu sagen, daß es das »denkende, vorstellende, Subjekt ... nicht gibt« (5.631 a; vgl. Tb 5. 8. 16 a, Tb 175). Die beiden Qualifikationen des geleugneten Subjekts sind nicht synonym – das vorstellende Subjekt ist das sehende, hörende, tastende, schmeckende und riechende Subjekt; das denkende ist das urteilende Subjekt. Wittgenstein hat keineswegs (wie manche analytische Philosophen nach ihm) geleugnet, daß uns die »Realität« zunächst subjektiv in der Sinneswahrnehmung gegeben und insofern die Sprache »hintergebar« ist. Im Gegenteil: Gerade so gegeben ist die Welt »meine Welt«. Nur läßt sich der qualitative Gehalt der Sinneswahrnehmungen nicht als solcher ausdrücken – er kann von den der Erfahrung allererst Objektivität gebenden Darstellungsmitteln nur »bedeutet« werden.

Die Ineffabilität allen qualitativen Inhalts der Sinneswahrnehmungen ist eine ganz allgemeine (und deshalb häufig übersehene) Folge der These Wittgensteins über die objektive Gegebenheit der Wirklichkeit in Bildern, Gedanken und Sätzen. Denn die allgemeine Darstellungstheorie, die diese These impliziert, besagt, daß, was immer abgebildet, gedacht und gesagt werden kann, nur mittels Strukturen und als Strukturen abgebildet, gedacht und gesagt werden kann. Im Rahmen der Gedankensatztheorie wird diese These zu der Formulierung: »Nur Tatsachen können einen Sinn ausdrücken, eine Klasse von Namen kann es nicht« (3.142). Namen aber können nicht nur Dinge (Gegenstände der Wahrnehmung) und Gegenstände (die Bedeutungen der kleinsten Einheiten der dimensional maximal aufgelösten Weltbeschreibung) bedeuten, sondern auch »Sachen«, die qualitativen Gegebenheiten der Sinneswahrnehmung (vgl. 2.01, 2.15 a). Das vorstellende Subjekt gibt es nicht, weil es nur ein qualitativ affiziertes Ding der Erfahrung unter anderen und damit ein Komplex von Tatsachen ist. Das denkende Subjekt gibt es aus dem gleichen Grund nicht – es ist nichts Einheitliches, sondern ein Komplex von Gedankentatsachen. Wittgenstein konzipiert Denken (der Ausdruck im Prozeßsinn taucht in der LPA nur zweimal auf – 3.11 b und 4.01 b) als einen objektiven Prozeß mit den Strukturen des Kalküls der Wahrheitsfunktionen.

Es bleibt, weil alle Erfahrung Welt ist und das Subjekt nicht braucht (Tb 9. 11. 16 c, Tb 184), nur das metaphysische Subjekt – als ausdehnungsloser Punkt, der der Bezugspunkt der uniken Welt Darstellung durch die Sprache ist (vgl. 5.64). Nun soll aber dieser Punkt als »Ich« dadurch in die Philosophie eintreten, »daß »die Welt meine Welt ist« (5.641 b). Bleibt Wittgenstein damit nicht doch einem transzendentalen Solipsismus verhaftet, wie er ihn an Schopenhauer zu kritisieren Grund gesehen hatte?<sup>17</sup> Man kann sehen, daß das nicht so ist, jedenfalls so nicht intendiert ist, wenn man untersucht, was aus einer Metapher Schopenhauers bei Wittgenstein geworden ist – der Metapher vom »Spiegel der Welt«.

Bei Schopenhauer hatte diese Metapher primär idealistischen Sinn:

»Die einzige Selbsterkenntnis des Willens im Ganzen ... ist die Vorstellung im Ganzen, die gesamte anschauliche Welt. Sie ist seine Objektivität, seine Offenbarung, sein Spiegel.« (WWV I, § 29, S. 241)

Nur abgeleiteter Weise war bei Schopenhauer auch ein Modus des Erkennens, das ästhetische Erkennen als von allen Zwecken des Willens frei »bloßer, klarer Spiegel der Welt« (WWV I, § 27, S. 225; vgl. § 34, S. 257). Das Bild der Welt, das das ästhetische Erkennen als Spiegel zurückwirft, wäre insofern Spiegelbild eines Spiegels (der die gesamte anschauliche Welt als Offenbarung des Willens sein soll).

Nun hat Wittgenstein die metaphysische These von der Objektivierung des Willens als Ding-an-sich in der Welt völlig verworfen. Die Spiegelmetapher kann also bei ihm nur auf das Erkennen Anwendung haben. Insofern hat sie bei ihm realistischen, nicht idealistischen Sinn. Wittgenstein gebraucht die Metapher auch konsistent in diesem Sinne, etwa wenn er fragt:

»Wie kann die allumfassende, weltspiegelnde Logik so spezielle Haken und Manipulationen gebrauchen? Nur, indem sich alle diese zu einem unendlich feinen Netzwerk, zu dem großen Spiegel verknüpfen.« (5.511)

Hier wird die Logik selber als Spiegel bezeichnet, aber Wittgenstein korrigiert das später, wenn er nicht nur beiläufig, sondern die abschließende Erörterung der Logik in der LPA unter Satz 6.1 selber abschließend schreibt: »Die Logik ist keine Lehre, sondern ein Spiegelbild der Welt« (6.13). »Spiegelbild« ist hier so zu verstehen, daß der Ausdruck das von einem Spiegel gezeigte, zurückgespiegelte Bild meint (vgl. Tb 6. 3. 15, Tb 131). Und an diese Bedeutung knüpft sich natürlich die Frage: Welcher Spiegel zeigt das Spiegelbild der Welt, das die Logik sein soll? Diese Frage hat intern nur eine Antwort: Der Spiegel ist das metaphysische Subjekt. Als solcher ist es tatsächlich nur Bezugspunkt der Welt Darstellung durch Sprache und weder ein passiv affiziertes vorstellendes, noch ein aktives denkendes Subjekt. Schopenhauer hatte sein Subjekt des ästhetischen Erkennens als »reines, willenloses, schmerzloses, zeitloses *Subjekt der Erkenntnis*« charakterisiert (WWV I, § 34, S. 257). Wittgensteins metaphysisches Subjekt ist gleichsam das Resultat der Versetzung von Schopenhauers Subjekt des ästhetischen Erkennens in den theoretischen Kontext der kognitiven Darstellung der Welt.

Warum aber muß Wittgenstein am metaphysischen Subjekt festhalten, wenn er doch Vorstellen und Denken gleichermaßen als subjektlose Prozesse konzipiert (konzipieren kann?). Und wie kommt das metaphysische Subjekt dadurch in die Philosophie, »daß ›die Welt meine Welt ist‹? Beginnen wir mit der zweiten Frage. Wittgensteins allgemeinste These über Darstellung überhaupt ist, so ist gezeigt worden, daß alles Darstellbare nur mittels Strukturen und als Strukturen dargestellt werden kann. Die Erfassung des qualitativ Gegebenen in Darstellungen verwandelt dieses gleichsam in Strukturen, gibt der ›Realität‹ die ›Form der Wirklichkeit‹. Nun sind diese Struktu-

ren auf einer Oberfläche konventionell. Nicht mehr konventionell aber sind die Formen, die die Strukturen möglich machen (vgl. 2.033):

»An unseren Notationen ist zwar etwas willkürlich, aber d a s ist nicht willkürlich: Daß, w e n n wir etwas willkürlich bestimmt haben, etwas anderes der Fall sein muß.« (3.342)

Und in der Logik, so sagt Wittgenstein im sechsten und siebenten Satz der wichtigen Bemerkung 6.124, drückt nur das Nichtwillkürliche aus:

»Wir sagten, manches an den Symbolen, die wir gebrauchen, wäre willkürlich, manches nicht. In der Logik drückt nur dieses aus: Das heißt aber, in der Logik drücken nicht w i r mit Hilfe der Zeichen aus, was wir sollen, sondern in der Logik sagt die Natur der naturnotwendigen Zeichen selbst aus: Wenn wir die logische Syntax irgendeiner Zeichensprache kennen, dann sind bereits alle Sätze der Logik gegeben.«

Am metaphysischen Subjekt als dem Spiegel der Welt muß Wittgenstein festhalten, weil er die logische Form zur Form der Wirklichkeit (2.18) und die Logik zum Spiegelbild der Welt (6.13) antikonventionalistisch hypostasiert. Ohne das metaphysische Subjekt gäbe es keine Instanz, die, was in der Logik ausdrückt, aufnehmen könnte – keinen Spiegel, der das Spiegelbild der Welt, das sie ist, zeigt (zurückspiegeln würde).

Eine Entsprechung hat diese Konstruktion des Verhältnisses von Subjekt, Logik und Welt auf der Ebene der wirklichen Namen, die ontologisch Einfaches, nämlich die Gegenstände bedeuten. Sie können nämlich im Unterschied zu Namen für Komplexe nichts Willkürliches mehr sein. Dafür steht der von Wittgenstein für die Beziehung Name/Gegenstand neben den semantischen Ausdrücken »nennen« und »bedeuten« verwendete Ausdruck »vertreten« (vgl. 3.22, 3.221). Die Vertretungsbeziehung ist vom Gegenstand her gedacht, die Benennungs- oder Bedeutungsbeziehung vom Namen her (vgl. Tb 22. 6. 15 j, Tb 164). Damit diese Vertretungsbeziehung »realisiert« werden kann, damit »die Dinge wirklich repräsentiert sind« (Tb 4. 11. 14 e, Tb 115), muß es eine für die Form der Gegenstände rezeptive Instanz geben. Und diese ist das metaphysische Subjekt als Spiegel, in dem die Form der Gegenstände als (deshalb als Ausdruck nicht verwendete) logische »Form der Namen« gespiegelt wird.

Erst diese Konzeption des Benennens und nicht schon die Vorstellung der Taufe auf einen Namen macht verständlich, daß Wittgenstein sie später als gleichsam magisch kritisiert hat:

»Das Benennen erscheint als eine s e l t s a m e Verbindung eines Wortes mit einem Gegenstand. – Und so eine seltsame Verbindung hat wirklich statt, wenn nämlich der Philosoph, um herauszubringen, was d i e Beziehung zwischen Namen und Benanntem ist, auf einen Gegenstand vor sich starrt und dabei unzählige Male einen Namen wiederholt, oder auch das Wort »dieses«<sup>18</sup>. Denn die philosophischen Probleme entstehen, wenn die Sprache f e i e r t.« (PU § 38 d)

Wittgenstein erläutert nämlich das das Starren des Philosophen begleitende vielfache Aussprechen des Namens damit, daß dieser den Gegenstand gleichsam mit seinem Namen *anspricht*. Jemanden oder etwas mit seinem Namen ansprechen kann man aber nur, wenn dieser oder dieses seinen Namen (gleichsam von selber) schon hat. In der LPA haben Gegenstände ihre Namen schon als ihre Formen. Auf der Ebene der wirklichen Namen feiert die Sprache in der LPA auch in dem Sinn, daß an ihrer Stelle gleichsam die Substanz der Welt selber spricht, die Gegenstände sich in Gestalt ihrer Formen gleichsam mit ihren Namen vorstellen.

Das zum bloßen theoretischen Spiegel der letzten Struktur der Welt in ihrer Substanz sublimierte ›metaphysische Subjekt‹ ist bei Wittgenstein auch insofern als realistische Transformation des Subjekts des Erkennens bei Schopenhauer gedacht, als es im Unterschied zu diesem *nicht monistisch* konzipiert ist. Sehr genau sagt Wittgenstein bei seiner Einführung, es sei *eine* Grenze der Welt (5.632 – in 5.641 c wird es freilich auch ›die Grenze‹ genannt).

Mit dem unbestimmten Artikel in der Einführungsformulierung ist wohl zweierlei gemeint: eine Grenze unter anderen Grenzen (das zieht den Kontrast zu den Gegenständen, aber auch zum Grenzen verändernden ethischen Willen); und eine Grenze unter vielen gleichartigen (das ermöglicht vielfache Instantiierungen der Grenze in derselben Dimension, der kognitiven Darstellung der Welt). Im Kontext der Solipsismus-Kritik ist das zweite relevant. Wittgenstein denkt das metaphysische Subjekt antimonistisch als eine in jedem Fall des Denkens von Satzsinnen instantiierte Struktur. Dafür hat er sich Schopenhauers Verteidigung gegen den Vorwurf, sein Erkenntnis-subjekt sei nur die cartesische Seelensubstanz in anderer Gestalt, zu eigen machen können:

«Jener Brennpunkt der Gehirntätigkeit (oder das Subjekt der Erkenntnis) ist als unteilbarer Punkt zwar einfach, deshalb aber doch keine Substanz (Seele), sondern ein bloßer Zustand.» (WWV II. Kap. 22, S. 359 f.)

Wittgenstein nimmt nichts ausdrücklich über Gehirntätigkeit an, denkt aber das metaphysische Subjekt als mit dem Operieren des Kalküls der Wahrheitsfunktionen zum Denken der Satzsinne verbundenen Bezugspunkt der sich darin ergebenden Welt-darstellung, als Spiegel, der das Bild der Struktur der Welt, das die Logik ist, zeigt.

Auf der ›Subjekt‹seite hat also Wittgensteins realistische Transformation Schopenhauers die folgenden Momente:

- Destruktion des metaphysischen Willens als Ding-an-sich;
- Revision der empirischen Willenslehre;
- Dissoziation des Ich in (metaphysisches) Subjekt und (ethischen) Willen, die irreduzibel verschiedene Verhältnisse zur Welt haben (Rezeption vs. Stellungnahme);

- Verweisung des menschlichen Körpers aus einer Sonderstellung privilegierter Zugänglichkeit aus erster Person auf die Stufe aller anderen Körper;
- Preisgabe der monistischen Konzeption des Subjekts zugunsten einer ›Zustandskonzeption.

Die Konzeption des metaphysischen Subjekts mag, insbesondere wenn man ihre Tiefendimension der Verknüpfung mit der Logik als Spiegelbild der Welt und der Vertretungstheorie über Namen und Gegenstände berücksichtigt, sachlich problematisch sein. Aber man wird nicht bestreiten können, daß sie bis in die Konsistenz des Metapherngebrauchs hinein als eine realistische Transformation des idealistisch-monistischen Subjekts des Erkennens bei Schopenhauer intendiert ist.

#### *4. Zur ›Objektseite der realistischen Transformation der Welt als Vorstellung*

Die Frage, ob in Entsprechung zur realistischen Transformation der ›Subjektseite (Wille und Erkenntnis- bzw. Sprachsubjekt) auch auf der ›Objektseite bei Wittgenstein eine solche zu finden ist, ist zu einem guten Teil gleichbedeutend mit der Frage, ob es in seiner Konzeption Analoga von Dingen-an-sich gibt. Wäre diese letzte Frage überzeugend negativ zu entscheiden, könnte die erste bejaht werden. Zugleich ist mit der Frage das Problem einer Interpretation der LPA als einer Form von Kantianismus aufgeworfen.

Zunächst könnte man Analoga zu kantischen Dingen-an-sich in Wittgensteins Gegenständen sehen wollen, insofern sie als Elemente der Substanz der Welt unabhängig davon bestehen sollen, was der Fall ist (vgl. 2.024). Aber dabei würde nicht beachtet, daß die Gegenstände in ihrer Konfiguration zu Sachverhalten auch die materiellen Eigenschaften bilden sollen, die durch Sätze dargestellt werden (2.0231). Die Funktion der Lehre von den Gegenständen als Elementen der Substanz der Welt mit dieser doppelten Charakteristik, gleichsam sowohl transzendental als auch empirisch real zu sein, scheint gerade zu sein, daß eine Differenz zwischen Erscheinungen und Dingen-an-sich als ontologische eingezogen wird und durch die modale Differenz zwischen einer wirklichen und vielen möglichen Welten ersetzt wird. In der Korrelativität zwischen Bildern, Gedanken, Sätzen einerseits, der Wirklichkeit als dem Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten andererseits, die durch die gemeinsame logische Form als der minimalen Form der Abbildung ermöglicht sein soll, mag man einen Nachfolgedanken zu Schopenhauers Korrelativität von Subjekt und Objekt sehen<sup>19</sup>. Aber eine transzendentalphilosophisch zu verstehende ›Phänomenalität der Welt‹ ist darin nicht begründet. Daß Wittgenstein mit Schopenhauer über die letzthinnige

Irrelevanz des kognitiven Verhältnisses zur Welt einig war (vgl. 6.52 mit WWV I, § 24, S. 185), ist bei ihm nicht damit begründet, daß wir mit vorstellendem Erkennen und Wissenschaft »nimmermehr in das innere Wesen der Dinge (dringen)«, sondern ethisch damit, daß die wirklichen Lebensprobleme keine kognitiven Probleme sind.

Relikte »objektiver« Dinge-an-sich könnte man bei Wittgenstein aber an zwei anderen Punkten sehen wollen: beim ineffablen qualitativen Gehalt der die Realität gebenden Sinnesempfindungen; und beim Mystischen, Unausprechlichen, das sich nur zeigt.

Was das erste angeht, so scheint mir Wittgensteins Auffassung, wie immer sie in philosophiegeschichtlicher Perspektive nezu beschreiben sein mag, jedenfalls sachlich richtig zu sein. Die empfundenen Qualitäten, in denen uns die Realität sinnlich gegeben ist, sind als solche unausdrückbar und doch gibt es sie nicht nicht. Man erwäge nur die Schwierigkeiten, den Geschmack eines Weines aufschlußreich zu beschreiben. Wittgenstein scheint sich für seine These besonders an Musik und den durch sie hervorgerufenen Hörempfindungen orientiert zu haben. Entsprechend hat er seine Auffassung über das allein Darstellbare auch im Hinblick auf die Notenschrift entwickelt. Sein Freund Drury hat berichtet, Wittgenstein habe bezweifelt, von jemandem verstanden werden zu können, der nicht empfänglich sei für Schopenhauers Auffassung, die Musik sei eine Welt für sich<sup>20</sup>.

In der LPA sind die Bezugnahmen auf die musikalische Notation spärlicher als im »Prototractatus« und den Tagebüchern<sup>21</sup>. Auf die in der LPA und im »Prototractatus« aufgenommene Bemerkung, ein musikalisches Thema sei so wenig ein »Gemisch von Tönen« wie der Satz ein »Wörtergemisch«, folgt in letzterem noch die explizite Behauptung: »Das musikalische Thema ist ein Satz« (3.16021). Tatsächlich ist es ein Gebilde, das einem Satz als Funktion von Elementarsätzen sehr nahekommt, wenn man das musikalische Thema nicht als Vorschrift, sondern als Beschreibung eines Klangeignisses auffaßt<sup>22</sup>. Nicht etwa ist die schriftliche Notierung eines Themas selber Beispiel für einen Elementarsatz, weil jede Note für einen Ton steht und die Noten im Thema verkettet sind wie Gegenstände im Sachverhalt oder Namen im Elementarsatz (2.03, 4.22). Denn für die Töne stehen ja nicht die Notenköpfe allein. Zur Darstellung des musikalischen Themas gehören ebenso die Notenhälse und die Form der Notenköpfe für die Zeitwertbezeichnung der Töne; der Notenschlüssel für die Stimmlage, Vorzeichen für die Tonart, die Linien und Hilfslinien des Notensystems zur Bezeichnung der Tonhöhe; die Taktangaben und -einteilungen für die Markierung von Takt und Rhythmus; Phrasierungsbezeichnungen, dynamische Bezeichnungen, Tempo- und Charakterbezeichnungen. Alle diese Dimensionen der Darstellung eines musikalischen Themas in der Notenschrift sind Einfache, Wertangaben in den Dimensionen hängen zusammen wie Glieder in einer Kette und sind daher Analoga der wirklichen



Namen in Elementarsätzen, die ontologisch Einfaches bezeichnen sollen. Jeder Ton oder Akkord eines Themas ist durch Wertangaben in den Dimensionen der Darstellung gleichsam als ein Elementarsatz dargestellt, der Zusammenhang der Töne oder Akkorde im Thema ist ein Funktion dieser Elemente und insofern ein Satz. In ihm wird das musikalische Thema strukturell dargestellt. Aber ein noch so genau notiertes Thema *klingt nicht auch schön*. In diesem Sinn bleibt der qualitative Gehalt des in musikalischer Notation Dargestellten unrepräsentiert. Er läßt sich nicht darstellen, sondern nur in Ausführung der Notationsvorschriften vorführen.

Wittgenstein hat an der Unrepräsentierbarkeit qualitativen Gehalts auch in seiner späteren Philosophie unbeirrt festgehalten, obwohl ihren Einsichten zufolge sehr viel mehr ausdrückbar ist als der Konzeption der LPA nach. Die Kontinuität seiner Auffassung steckt vor allem in der These, daß grundlegende Ausdrücke der Sprache, insbesondere solche für sinnliche Qualitäten, nur *paradigmatisch* erklärt werden können, d.h. durch Vorführen eines Musters (z.B. einer Farbe) in Verbindung mit der Aufforderung, diese Erklärung nun in bestimmter Weise zu verwenden. Und Wittgenstein besteht darauf: »Das Exemplifizieren ist hier nicht ein *indirektes* Mittel der Erklärung – in Ermangelung eines Bessern« (PU § 71 u. ff.).

In jedem Fall scheint die These von der Unaussprechlichkeit qualitativen Gehalts in der LPA *kein* Relikt erkenntnistheoretischer Dinge-an-sich zu sein, sondern eine unabhängige sachliche Einsicht in Bedingungen und Grenzen von Darstellbarkeit überhaupt, eine Einsicht, die nach wie vor Gültigkeit hat.

Zu einer vergleichbaren Schlußfolgerung gelangt man hinsichtlich des Mystischen, Unaussprechlichen, wenn man ihm die karge Interpretation angedeihen läßt, die durch den Textbestand der LPA allein gerechtfertigt ist. Danach ist das sich nur zeigende Mystische in erster Linie die ›Tatsache‹, daß die Welt überhaupt ist und nicht vielmehr nicht ist (6.44 in Verbind. mit 6.522). Wittgenstein weist damit die Leibnizsche Grundfrage der Metaphysik ab<sup>23</sup>. Gegen den Sinn dieser Frage muß er dieselbe Überlegung wenden, wie gegen den allgemeinen Skeptizismus, dessen im Vergleich zum Solipsismus diskriminierende Behandlung jetzt aufgeklärt werden kann<sup>24</sup>. Gegen den Skeptizismus wird eingewendet:

»Zweifel kann nur bestehen, wo eine Frage besteht; eine Frage nur, wo eine Antwort besteht, und diese nur, wo etwas gesagt werden kann.« (6.51 b)

Wie erinnerlich, wird die Unerfragbarkeit der Existenz der Welt von Wittgenstein in der LPA selber respektiert, obwohl er doch die von ihm gesehenen Grenzen des Sinns durchgängig und bewußt verletzt. Denn die unsagbare Ontologie zu Beginn der LPA sagt ja, im Unterschied zum Tagebuch (11. 6. 16 b, Tb 167), *nicht*, daß die Welt ist, sondern nur, was alles zu ihr gehört – »alles, was der Fall ist«. Und doch ist die Existenz

der Welt für diese Angabe offensichtlich vorausgesetzt – ein Umstand, der bei der Aufklärung der Form der LPA hinsichtlich des Zusammenhangs von Anfang und Ende des Textes eine Rolle gespielt hat. Die metaphysische Grundfrage nach dem Grund der Existenz der Welt ist damit, neben Skeptizismus und Solipsismus, das einzige ernsthafte Beispiel für ein philosophisches Problem, das »auf dem Mißverständnis der Logik unserer Sprache« zu beruhen eingesehen werden kann (denn die von Wittgenstein einmal gestellte Frage, »ob das Gute mehr oder weniger identisch sei als das Schöne« – 4.003 b – ist kein Beispiel, sondern eine Karikatur). Warum ist das der Fall? Damit die Welt als ganze in der Frage nach dem Grund ihrer Existenz Gegenstand der Rede sein könnte, müßte sie Gegenstand sein. Das aber ist sie nicht. ›Welt‹ ist ontologisch gesehen ein Totalitätsbegriff, semantisch gesehen ein ›formaler Begriff‹ (vgl. 4.122 bis 4.1274). In einer Begriffsschrift wäre ein formaler Begriff nicht als Individuenkonstante oder Individuenvariable (›die Gesamtheit der Dinge« – vgl. 1.1), sondern als *die* Variable darzustellen, die die allgemeine Satzform ist (4.53, vgl. 6). *Deshalb*, und nicht, weil Wittgenstein von einer quasi-transzendentalphilosophischen Konzeption der ›Welt als Satz‹ oder der ›Welt als Darstellung‹ Gebrauch machte, ist die Angabe der allgemeinen Satzform die Angabe des Wesens der Welt (5.471, 5.4711) – weil Welt ein formaler Begriff ist. Die Frage nach dem Grund der Existenz der Welt mißverstehen die Logik dieses Ausdrucks (›Welt‹) als die eines Namens. Mit eben diesem Mißverständnis hängt auch die im Vergleich zum Solipsisten diskriminierende Behandlung des Skeptikers zusammen. Der Skeptiker bezweifelt die Realität der (Außen-)Welt. Damit bezweifelt er sinnloserweise die Existenz eines formalen Begriffs (vgl. 4.1274), sinnloserweise, weil eine Variable für Wittgenstein mit ihren Werten bereits gegeben ist (vgl. 3.316 b, 4.12721). Sätze aber, die Werte der Variablen allgemeine Satzform, deren Angabe die Angabe des Wesens der Welt bedeutet, – Sätze aber gibt es und auch der Skeptiker verwendet unvermeidlich welche, wenn er seine These nur äußert.

In der Überzeugung von der Unbeantwortbarkeit und daher Unstellbarkeit der metaphysischen Grundfrage nach dem Grund der Existenz der Welt war Wittgenstein schließlich mit Schopenhauer völlig einig – zunächst, was wissenschaftliches und alltägliches empirisches Erkennen angeht. Alle Wissenschaften setzen unvermeidlich durch sie Unerklärbares voraus (WWV I, § 15). Aber auch die Philosophie, die Schopenhauer anders als Wittgenstein nicht als »eine Tätigkeit« (4.112), sondern doch als eine »Lehre«, nämlich als »allgemeinstes Wissen« versteht, kann die Grundfrage der Metaphysik nicht beantworten:

»Es kann keinen Satz geben, infolgedessen allererst die Welt mit allen ihren Erscheinungen wäre: daher läßt sich nicht eine Philosophie, wie Spinoza wollte, *ex firmis principiis* demonstrierend ableiten. Auch ist die Philosophie das allgemeinste Wissen, dessen Hauptsätze also nicht noch Folgerungen aus einem andern noch

allgemeineren sein können. Der Satz vom Widerspruch setzt bloß die Übereinstimmung der Begriffe fest; gibt aber selbst nicht Begriffe. Der Satz vom Grund erklärt Verbindungen der Erscheinungen, nicht diese selbst; daher kann die Philosophie nicht darauf ausgehen, eine *causa efficiens* oder eine *causa finalis* der ganzen Welt zu suchen. Die gegenwärtige wenigstens sucht keineswegs, woher oder wozu die Welt dasei; sondern bloß, was die Welt ist.« (WWV I, § 15, S. 134 f.)

Schopenhauers Antwort auf die Was-Frage ist bekannt: die Welt ist Vorstellung und als solche Objektivität des Willens, der das Ding-an-sich ist. Wittgenstein hielt dagegen (offiziell) auch nicht einmal für sagbar, was die Welt ist, sondern nur, wie sie ist. Das Was der Welt wird sogar noch von der Logik vorausgesetzt (vgl. 5.552 b/c). Seine Konzeption hat insofern keinen Bedarf für ein Ding-an-sich oder für Dinge-an-sich. Sie sagt nicht, daß die Welt-an-sich, unabhängig von ihrer Darstellung in Bildern, Gedanken und Sätzen, ein Nichts wäre<sup>25</sup>, sondern nur – mit einer Formulierung aus anderem Zusammenhang –, »daß ein Nichts die gleichen Dienste täte wie ein Etwas, worüber sich nichts sagen läßt« (PU § 304 a). Weder sagt sie es, noch impliziert sie es; denn das Problem beruht auf einem Mißverständnis der Logik unserer Sprache, dem Mißverständnis des einen formalen Begriff ausdrückenden Wortes ›Welt‹ als Namen eines Dings.

Die Mystische, Unaussprechliche, sich nur Zeigende ist bei Wittgenstein also nicht Relikt des metaphysischen Dings-an-sich. Vielmehr stehen diese Ausdrücke für die konsequente Weigerung, die Dimension des Unsinnns überhaupt zu betreten, in der allein über ein Ding-an-sich oder Dinge-an-sich geredet und doch nichts gesagt werden könnte. Andererseits ist die Verwendung dieser Ausdrücke auch Ausdruck dessen, daß Wittgenstein das sinnlose Anrennen der Metaphysik gegen die Grenzen des Sinns als Folge eines achtenswerten menschlichen Sinnverlangens verstanden hat (vgl. WWK 68 f.), dem rational freilich nur auf andere Weise genügt werden könnte (vgl. PU §§ 111, 119–20, 122, 133). Insofern in Wittgensteins Konzeption in der LPA auch auf der ›Objekt‹seite kein Relikt des Dings-an-sich oder der Dinge-an-sich verbleibt, darf diese Konzeption im ganzen als realistische Transformation der idealistischen Konzeption Schopenhauers von der Welt als Vorstellung verstanden werden. An die Stelle eines Verhältnisses zwischen Subjekt, Erkenntnis und Welt, in dem das Subjekt als Träger der Welt den Vorrang hat, tritt bei Wittgenstein in der LPA ein Verhältnis von Subjekt, Sprache und Welt, in dem die Welt als gesamte Wirklichkeit (vgl. 2.063) den Vorrang hat.

Dieses Fazit sollte schon gegen Interpretationen entscheiden, die Wittgensteins Konzeption in der LPA als linguistische Version der Transzendentalphilosophie oder sogar als ›linguistischen Idealismus‹ (Stenius) darstellen. Solche Interpretationen sind entweder so vorgegangen, daß sie ein Modell der Kantischen Transzendentalphilosophie in einer Reihe von Thesen bildeten, um dann Übereinstimmungen und Differen-

zen der Konzeption Wittgensteins zu einem solchen Modell anzugeben (und die Übereinstimmungen überwiegen zu sehen)<sup>26</sup>; oder sie haben ihre Thesen hermeneutisch mit dem Aufweis von Übereinstimmungen zwischen Wittgenstein und Schopenhauer zu begründen gesucht<sup>27</sup>. Der erste Weg darf als zumindest hermeneutisch unangemessen bezeichnet werden, weil auch die, die ihn verfolgt haben, zustimmen, daß Wittgenstein seinen ›Kantianismus‹ von Schopenhauer gehabt haben muß<sup>28</sup>. Um solche Interpretationen abzuweisen, rekapituliere ich noch einmal einige der behaupteten Übereinstimmungen zwischen Schopenhauer (Kant) und Wittgenstein, halte mich dabei in der hermeneutisch angemessenen Perspektive der Konzentration auf die Beziehung zu Schopenhauer<sup>29</sup> und unterscheide zwischen angeblichen doktrinalen und angeblich methodischen Übereinstimmungen.

Als Schlüssel zu den Schopenhauer-Bezügen der LPA insgesamt hat sich in meiner Darstellung die Auseinandersetzung mit dem Solipsismus erwiesen. Sie führt bei Wittgenstein zur Verwerfung eines denkenden oder vorstellenden Subjekts, das es allein als formalen Bezugspunkt der Welt Darstellung durch Sprache und Spiegel ihrer Struktur geben soll. Schopenhauer hatte insofern an einem aktiven denkenden Subjekt festgehalten, als er das kantische Produktionsmodell des Verstandes, der sinnliche Empfindungen begrifflich zu verarbeiten aufgefaßt wird, beibehalten hatte. Andererseits hatte er Wittgenstein in der Charakterisierung des Erkenntnissubjekts als ›ausdehnungslosem Punkt‹ und ›Zustand‹ vorgearbeitet<sup>30</sup>. Aber implizit hatte er die Kantische Dichotomie sinnlich-begrifflich schon tiefgreifend revidiert, insofern er Kants Lehre von der Spontaneität des Verstandes in der Begriffsbildung durch eben die empiristische Theorie der Begriffsbildung durch Abstraktion aus sinnlichen Eindrücken ersetzt hatte (vgl. WWV I, § 9, S. 79 ff.), gegen die Kants Lehre u. a. gerichtet war. Wittgenstein hat diese partielle Einziehung des Unterschieds sinnlich-begrifflich noch verstärkt durch seine Ineffabilitätsthese über den qualitativen Gehalt der Sinneswahrnehmung, die in seiner allgemeinen Theorie der Darstellung impliziert ist. (Mit dieser These wird freilich, im Gegensatz zu Schopenhauer, das Begriffliche tendenziell total.)

Schon Schopenhauers eigener Kantianismus war also in einem entscheidenden Punkt äußerst reduziert und Wittgenstein kehrt nicht zu Kant zurück. Für Kants wichtigste Errungenschaft hielt Schopenhauer die idealistische Unterscheidung zwischen Ding(en)-an-sich und Erscheinungen<sup>31</sup> und ich glaube hinreichend gezeigt zu haben, daß Wittgenstein diese Unterscheidung schleift. Daß es neben einem denkenden Subjekt bei ihm auch keine transzendentalphilosophische Phänomenalität der Welt gibt, kann auch noch auf andere Weise gezeigt werden. Schopenhauer hatte Kants Transzendente Ästhetik in toto akzeptiert und es ist behauptet worden, Wittgenstein habe zumindest implizit an einer transzendentalen Idealität der Zeit festgehalten<sup>32</sup>. Aber

wenn Wittgenstein Raum und Zeit (und Farbe) zu Formen der Gegenstände erklärt (2.0251), dann eben gerade nicht zu Formen der Anschauung – und die Gegenstände haben gleichsam sowohl transzendental als auch empirisch realen Status<sup>33</sup>.

Da zwischen den Interpretationen, die in der LPA eine Form von Kantianismus sehen, und den im wesentlichen gegensätzlichen Interpretationen der Konzeption als realistisch<sup>34</sup> Übereinstimmung darüber besteht, daß Wittgenstein keine synthetischen Urteile a priori kennt<sup>35</sup>, muß dieser Punkt nicht im Kontrast zu Schopenhauer erläutert werden. Im ganzen bleibt hinsichtlich etwaiger doktrinaler Übereinstimmungen nur das Fazit, daß sie genau besehen nicht bestehen.

Nun stützen sich Kantianismus-Interpretationen aber nicht in erster Linie auf doktrinale Übereinstimmungen, sondern auf die angeblich bestehende Strukturanalogie zwischen Kants transzendentaler Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis und Wittgensteins jedenfalls impliziter Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Darstellung überhaupt. Stenius spricht sogar von einer transzendentalen Deduktion bei Wittgenstein. Nun kann man die Übereinstimmung in der Zielsetzung (Bestimmung der Grenzen empirischer Erkenntnis bzw. sinnvollen Sprechens) und im Ausgangspunkt (vom Faktum der Erkenntnis bzw. des Bildermachens) anerkennen<sup>36</sup> und doch darauf bestehen, daß nicht jede Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von etwas eine transzendente Fragestellung konstituiert. Um die Kantische Fragestellung zu charakterisieren, sind beide Bedingungen keinesfalls hinreichend. Für diese konstitutiv war die doppelte Frontstellung sowohl gegen die überschwänglichen Ansprüche des Rationalismus als auch gegen die fatalistischen Einsprüche des Skeptizismus. Der Skeptizismus war weder für Schopenhauer noch für Wittgenstein eine ernstzunehmende Position (WWV I, § 19, S. 162 f.; 6.51), der Rationalismus allenfalls für Schopenhauer. Nicht die Absicht auf Grenzziehung allein schon, erst die Art der Durchführung konstituiert eine Position als transzendente – und insofern war schon Schopenhauers Einschränkung der Geltung des Satzes vom zureichenden Grunde auf die Welt als Vorstellung keine transzendente Theorie<sup>37</sup>.

Sicher kann man darüber streiten, wie stark die Anforderungen an einen ›Kantianismus‹ bei Wittgenstein sein dürfen, um noch sinnvoll zu sein. Aber wenn man sich an den historischen Positionen von (in diesem Fall) Kant einerseits, Schopenhauer und Wittgenstein andererseits orientiert, gibt es eine Übereinstimmung im Methodischen zwischen ihnen nicht. Auch wenn man der Gemeinsamkeit von Zielsetzung und Ausgangspunkt großes Gewicht gibt, sollte man daher im Hinblick auf die LPA allenfalls von einem sich selbst aufhebenden Kantianismus sprechen.

## VI. Elemente der Selbstkritik Wittgensteins an Philosophieauffassung und Sprachkonzeption der LPA

Wittgensteins LPA ist ein imponierend geschlossenes systematisches philosophisches Werk mit nur sehr wenigen ›losen Enden‹ (dem ethischen Willen einerseits, den fehlenden Beispielen für Elementarsätze und Gegenstände andererseits). Ohne Zweifel ist es der größte deutschsprachige *Text*, den es in der Philosophie des 20. Jahrhunderts gab. Denn Heideggers ›Sein und Zeit‹, das man Wittgensteins Philosophie gelegentlich gleichrangig zur Seite stellt, ist viel weitergehend Fragment geblieben. Auch in der englischsprachigen Philosophie, jedenfalls der ›analytischen‹, gab es vielleicht nur einen vergleichbar geschlossenen Text. W. V. O. Quines ›Word and Object‹<sup>1</sup>.

Max Black hat deshalb in der Einleitung zu seinem großen ›Companion‹ zurecht geurteilt, daß noch bewunderungswürdiger als die Hervorbringung dieses Kunstwerks<sup>2</sup> die Tatsache sei, daß Wittgenstein »could overcome in himself the fascination of the grandiose philosophical myth so memorably expressed in his great book«<sup>3</sup>.

Es kann im folgenden nicht darum gehen, Wittgensteins Selbstkritik auch nur umfassend zu skizzieren, geschweige denn erschöpfend darzustellen. Denn diese Absicht würde erfordern, fast seine ganze spätere Philosophie zu interpretieren, die sich *wesentlich* in solcher Selbstkritik entfaltet<sup>4</sup>. Aber weil ein Buch nur über die LPA dem Anspruch der geistigen Statur Wittgensteins nicht gerecht würde, weil es auf seine imponierende, in dieser Form einzigartige durchgreifende Selbstkritik nur anmerkungsweise einging, möchte ich im nächsten Kapitel Wittgensteins zweite, erst wirklich erfolgreiche Kritik des Solipsismus behandeln. Und dies setzt ein wenig Bühneneinrichtung in diesem Kapitel voraus. Ich beschränke mich aber darauf, oft nur zu nennen, was aus für Philosophieauffassung und Sprachkonzeption wichtigen Annahmen der LPA in der späteren Selbstkritik wird.

Der Hauptwiderspruch der Konzeption in der LPA betrifft das Selbstverständnis der Philosophie. Offiziell verstand Wittgenstein die Philosophie nicht wie Schopenhauer und Russell (oder auch Frege) als ›allgemeinstes Wissen‹ in Kontinuität mit den Wissenschaften, sondern *reflexiv* als die Tätigkeit der logischen Klärung der Gedanken (vgl. 4.122 a/b). Aber die mit dieser Auffassung verbundene, zur allein richtigen erklärte Methode der Philosophie, die dialogische Sinnkritik an den metaphysischen Äußerungsversuchen anderer (6.53), wendet Wittgenstein in der LPA selber nicht an. Statt dessen ist die Darstellung von der früheren, dogmatischen Auffassung bestimmt, die Philosophie bestehe aus Logik und Metaphysik und erstere sei ihre Grundlage (vgl. Tb 206 g). Auch in dieser Auffassung ist die Philosophie von den Wissenschaften abgehoben, »gibt keine Bilder der Wirklichkeit« und »kann die wissenschaftliche Forschung weder bestätigen noch widerlegen« (ebd., e/f). Aber sie gibt in dieser Auffas-



sung gleichwohl »einen Aufschluß über das Wesen der Welt« (3.3421). Wie kann sie das, wenn sie doch nichts als »Sprachkritik« ist (4.0031)? Sie kann es, weil die Sprache in den Elementarsätzen und der Vertretungsbeziehung zwischen Gegenständen und Namen ein ontologisches Fundament hat. Zwischen Philosophiekonzeption und Sprachkonzeption bestehen bei Wittgenstein interne Zusammenhänge – der Widerspruch zwischen offizieller und inoffizieller Philosophie-Auffassung ist auch in einer mit der offiziellen nicht umstandslos vereinbaren Sprachkonzeption begründet<sup>5</sup>.

Wittgenstein selber hat diesen Widerspruch, der für eine reflexive Philosophie-Auffassung desaströs ist, weil er dazu führt, daß die Philosophie über ihren eigenen Status keine konsistente Auskunft geben kann<sup>6</sup>, auf eine dogmatische Einstellung zurückgeführt, an der auszusetzen ist, »daß sie gewissermaßen arrogant ist« (WWK 182). Arrogant ist es, sich über den Umstand einfach hinwegzusetzen, daß sich nach der explizierten Sprachauffassung und den für sie konstitutiven Grenzen des Sinns etwas Philosophisches gar nicht sagen läßt.

Dogmatismus charakterisiert aber auch die grundlegenden Postulate der Sprachkonzeption selber: das Bipolaritätsprinzip, die Forderung der Bestimmtheit des Sinns, die Forderung der alternativelosen vollständigen logischen Analyse jedes Satzes in die seinen Sinn konstituierenden Elementarsätze sowie die Überzeugung, diese vollständigen Analysen seien etwas, was *entdeckt* werden könnte.

Das Bipolaritätsprinzip behält Wittgenstein für empirische Aussagesätze bei. Seine Reichweite und sein sinnkritisches Gewicht schrumpfen gleichwohl beträchtlich, weil Wittgenstein nun auf die große Mannigfaltigkeit der Verwendungsweisen von Sätzen aufmerksam wird:

»Wir erkennen, daß, was wir ›Satz‹, ›Sprache‹, nennen, nicht die formelle Einheit ist, die ich mir vorstellte, sondern die Familie mehr oder weniger miteinander verwandter Gebilde.« (PU § 108)

»Es ist interessant, die Mannigfaltigkeit der Werkzeuge der Sprache und ihrer Verwendungsweisen, die Mannigfaltigkeit der Wort- und Satzarten, mit dem zu vergleichen, was Logiker über den Bau der Sprache gesagt haben. (Und auch der Verfasser der *Logisch-Philosophischen Abhandlung*.)« (PU § 23 d)

Die wichtigste Folge der Einsicht in die verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten von Sätzen ist, daß es nun auch offiziell Sätze des philosophischen, sprachkritischen und sprachbeschreibenden Sprachspiels geben kann. Wittgenstein erkennt das nur sehr selten ausdrücklich an (z.B. PU § 120), dann aber unmißverständlich:

»Wenn auch ›die Klasse der Löwen ist kein Löwe‹ wie ein Unsinn erscheint, dem man nur aus Höflichkeit einen Sinn beilegen könne; so will ich diesen Satz doch nicht so auffassen, sondern als rechten Satz, wenn er nur richtig aufgefaßt wird. (Also nicht wie in der *Log. Phil. Abh.*) Meine Auffassung ist also hier sozusagen anders. Das heißt aber: es gibt auch ein Sprachspiel mit *d i e s e m* Satz.« (BGM 402 f.)



Weil es nun auch ein philosophisches Sprachspiel geben kann, sogar, wie das Beispiel zeigt, eines mit satzförmiger Verwendung von gemäß der Konzeption in der LPA nicht in Sätzen verwendbaren formalen Begriffen (›Klasse‹), kann Wittgenstein seine, in der LPA zur allein richtigen erklärte, sprachkritische und therapeutische Methode (6.53) auch ausdrücklich selber befolgen (vgl. WWK 183 unten). Freilich ist diese Methode gleichsam nur ein Methodenschema: »Es gibt nicht *eine* Methode der Philosophie, wohl aber gibt es Methoden, gleichsam verschiedene Therapien.« (PU § 133 d)

Den Dogmatismus der logischen Analyse gibt Wittgenstein gänzlich auf (WWK 182 f., 209 f.; PU §§ 60–4), insbesondere die Vorstellung, »die logische Analyse müsse verborgene Dinge an den Tag bringen (wie es die chemische und physikalische tut)« (PG 210). A fortiori geht das frühere Konzept des Elementarsatzes über Bord (PG 211 f.) und damit auch die Idee wirklicher, absolut einfache Gegenstände vertretender und benennender Namen (PU §§ 40–59). Damit aber ist auch die Idee absolut einfacher Gegenstände selber obsolet.

Die Ontologie der LPA zeihet der spätere Wittgenstein der Sache nach einer Verwechslung von Intensionen und Extensionen, wenn er sich vorwirft, Komplexe und Tatsachen verwechselt zu haben (PB 301–3 = PG 199–201; vgl. BIB 57 f.). Das Zutreffen dieser Selbstkritik wird gelegentlich bezweifelt<sup>8</sup>, aber man kann sehen, daß sie zutrifft, auch wenn Wittgenstein in der LPA nie behauptet hat, *ein* bestehender Sachverhalt (eine Verbindung von Gegenständen) sei eine Tatsache. Denn die Verwechslung kommt durch den Doppelstatus der Gegenstände zustande: Gegenstände sind einmal Bedeutungen, die Referenten der einfachen Zeichen, der wirklichen Namen. Zugleich aber müssen sie extensionale Entitäten sein, denn Wittgenstein sagte auch, daß die »materiellen Eigenschaften ... durch die Konfiguration der Gegenstände gebildet« werden (2.0231).

Seine neue Auffassung formuliert Wittgenstein provokativ dahin, daß es keine »Verbindung der Sprache mit der Wirklichkeit« (WWK 210) gebe, wie sie in der LPA in den Beziehungen zwischen Namen und Gegenständen gedacht war. Diese Verbindung war gemäß der LPA immer schon in den ›Erläuterungen‹ (3.263) in der Denksprache zustandegebracht. Die Konfusion dieses Konzepts zwischen Regel (ostensiver Definition) und Aussage-(Elementar-)satz wird jetzt durch die klare Unterscheidung zwischen beiden ersetzt. Und die Muster, Paradigmata, die in ostensiven Definitionen verwendet werden, werden zur Sprache selber und nicht zur Wirklichkeit gerechnet (PU § 16 a/b). Damit verschwindet ein Unterschied zwischen den Regeln der wahrheitsfunktionalen Verknüpfung von Sätzen und den die Verbindung zwischen Sprache und Wirklichkeit herstellenden ›Regeln‹, der in der LPA impliziert war – und damit die am Logikkalkül orientierte Auffassung der Sprache als einer interpretationsbedürftigen Struktur:

»Man möchte zwischen Regeln der Grammatik unterscheiden, die ›eine Verbindung von Sprache und Wirklichkeit‹ herstellen, und solchen, die es nicht tun. Eine Regel der ersten Art ist: ›diese Farbe heißt ›rot‹«, – eine Regel der zweiten Art: ›– – p = p. Über diesen Unterschied besteht ein Irrtum; die Sprache ist nicht etwas, dem eine Struktur gegeben, und das dann der Wirklichkeit aufgepaßt wird.« (PG § 46 d, PG 89; vgl. PG 311 c)  
 »Die Verbindung zwischen ›Sprache und Wirklichkeit‹ ist durch die Worterklärungen gemacht, – welche zur Sprachlehre gehören, so daß die Sprache in sich geschlossen, autonom, bleibt.« (PG § 55 c, PG 97)

Die allgemeinste Folge der Liquidation einer Verbindung zwischen Sprache und Wirklichkeit in den Beziehungen Namen/Gegenstände – in der Wahrheit und Falschheit von Sätzen, der Befolgung und Nichtbefolgung von Befehlen, der Erfüllung und Nichterfüllung von Wünschen etc. bezieht sich die Sprache natürlich nach wie vor auf die Wirklichkeit – ist die Lehre von der ›Autonomie der Grammatik‹ (PG 184 ff.; Z §§ 301 ff., bes. 350–64). Sie über die bloße Erwähnung hinaus erläutern zu wollen, erforderte, den Bezug zur LPA in den Hintergrund treten zu lassen, weshalb das hier unterbleibt.

Mit der nur postulierten Ebene der Elementarsätze, den wirklichen Namen und den einfachen Gegenständen und der in den Beziehungen beider beruhenden Verbindung von Sprache und Wirklichkeit, geht selbstverständlich auch die für sie konstitutive Forderung der Bestimmtheit des Sinns dahin. Vagheit führt nicht länger zu Sinnlosigkeit, wenn sie nicht eliminierbar ist (vgl. PU § 71). Die Namenstheorie der Wortbedeutungen, die ihr Fundament im Konzept des Elementarsatzes hatte, wird als ein pervasiver Fehler erkannt und im sog. ›augustinischen Bild der Sprache‹ (vgl. PU §§ 1, 4, 32) zu einem Modell verallgemeinert, das die gesamte Selbstkritik der früheren Sprachkonzeption aus der LPA in den PU im ganzen orientiert<sup>9</sup>.

Eine Voraussetzung der Forderung der Bestimmtheit des Sinns war neben und vor dem Bipolaritätsprinzip, daß Wittgenstein das von Frege übernommene propositionale Zusammenhangsprinzip als unumstößliche Wahrheit akzeptiert hat. Diesem Prinzip in Wittgensteins Deutung zufolge ist es für die Bedeutung eines Wortes notwendig und hinreichend, daß es im Satzzusammenhang auftreten kann. An den einfachen Sprachspielen zu Beginn der PU (bes. §§ 19–20) zeigt Wittgenstein nun aber, daß ein Auftretenkönnen in Sätzen für die Bedeutung von Wörtern weder notwendig noch hinreichend ist. Deshalb formuliert er seine spätere Auffassung in allgemeiner, synoptisch zusammenfassender Weise nie mehr in bezug auf Sätze, sondern in bezug auf Wörter, für diese aber ist der bedeutungskonstitutive Kontext die ganze Sprache: »Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache« (PU § 43). Ein Zusammenhangsprinzip für Sätze und als theoretischen Grundsatz zu formulieren, hält Wittgenstein nun sogar für sinnlos (vgl. PB § 14 a, PB 59). Diese Konsequenz zieht er freilich überwiegend so, daß er den bedeutungskonstitutiven Kontext ins Unbestimmte hinein erweitert: »Nur in dem Fluß der Gedanken und des Lebens haben die Worte Bedeutung« (Z 173, Z 135). Wegen der Ersetzung des Satzzusammenhangs als bedeutungsstiftend durch weiteste Zusammenhänge (›Sprachspiel‹; die ganze Sprache, der

Fluß der Gedanken und des Lebens) kann Wittgensteins spätere Sprachphilosophie holistisch genannt werden, obwohl auch die frühere nicht nur atomistisch war<sup>10</sup>.

Mit den Elementarsätzen und der für sie bestimmenden Forderung nach Bestimmtheit des Sinns geht schließlich auch die Bildtheorie des Satzes als explanatorische Theorie der Darstellungsleistung und Bipolarität von Sätzen dahin. Zu sagen, daß der Satz ein Bild ist, kann nur noch den Status eines partiell erhellenden Vergleichs beanspruchen. Jeder stärkere Anspruch führt entweder zu einem grundlegenden Fehler oder aber jedenfalls in die Irre. Ein grundlegender Fehler ist es, explanatorisch die interne Beziehung zwischen Satz und Sachverhalt/Tatsache über den Begriff der gemeinsamen Form der Abbildung auf etwas Faktisches zu reduzieren. Damit wird das Element der Intention aus der internen Beziehung entfernt (es entsteht auf der elementaren Ebene die Frage: warum ist nicht die Tatsache Bild des Bildes, wenn beide isomorph sind?) und das hat die Folge:

»Eine falsche Auffassung des Funktionierens der Sprache zerstört natürlich die ganze Logik und alles, was mit ihr zusammenhängt, und bringt nicht an irgendeiner Stelle nur eine kleine Störung hervor. Wenn man das Element der Intention aus der Sprache entfernt, so bricht damit ihre ganze Funktion zusammen.« (PB § 20 b/c, PB 63)

Wird aber die elementaristische Deutung der These über die Gemeinsamkeit der Form, die zur erklärenden Reduktion führt, aufgegeben, dann kann die Bildtheorie des Satzes in die Explikation der grammatischen Regeln für intentionale Beziehungen übersetzt werden. Das tat Wittgenstein in dem wichtigen III. Kapitel der PB von 1930. Die Irreführung: Die Bildauffassung des Satzes erweckt als Theorie den Eindruck, da sei etwas erklärungsbedürftig i. S. v. aus Einfacherem abzuleiten – tatsächlich ist bezüglich grammatischer Regeln kein Raum für erklärende Theorie und das einzige, was an ihnen erklärt werden kann, ist, wie sie zu verstehen und d. h. zu befolgen sind, wie die von ihnen bestimmten sprachlichen Ausdrücke und Formen verwendet werden müssen, wenn sie richtig verwendet werden sollen:

»Wenn man nun fragt: Ist also die Tatsache durch die Erwartung auf ja und nein bestimmt, oder nicht, – d. h., ist es bestimmt, in welchem Sinne die Erwartung durch ein Ereignis – welches immer eintreffen mag – beantwortet werden wird, – so muß man antworten: Ja! wenn nicht der Ausdruck der Erwartung unbestimmt ist, insofern er z. B. eine Disjunktion verschiedener Möglichkeiten enthält.

»Der Satz bestimmt doch schon im voraus, was ihn wahr machen wird.« Gewiß, der Satz »p« bestimmt, daß p der Fall sein muß um ihn wahr zu machen; und das heißt:

(der Satz p) = (der Satz, den die Tatsache p wahr macht). ...

Wie alles Metaphysische ist die Harmonie zwischen Gedanken und Wirklichkeit in der Grammatik der Sprache aufzufinden.« (PG § 112 e/f und g, PG 161 f.)

Die für Bildhaftigkeit für konstitutiv gehaltene Gemeinsamkeit der Form zwischen Dargestelltem und Darstellendem wird also als dogmatische Forderung und als Irrtum eingesehen (PG 212 e – 214).

Die Bestimmung, daß ein Bild mit den abbildenden Beziehungen seiner Elemente als Fühlern die Wirklichkeit berühre (2.1515), wird als ein verzweifelter Versuch, Bestimmtheit des Sinns durch Bestimmtheit der ›Bedeutung‹ zu sichern und der Kontingenz des freien Gebrauchs von Darstellungsmitteln zu entziehen, eingesehen:

»Man kann sagen: eine Werkzeichnung dient als Bild des Gegenstandes, den der Arbeiter nach ihr anfertigen soll.

Und man könnte hier ›Projektionsmethode‹ die Art und Weise nennen, wie der Arbeiter so eine Zeichnung in die Arbeit umzusetzen hat. Man könnte sich nun so ausdrücken: die Projektionsmethode vermittele zwischen der Zeichnung und dem Objekt, sie reiche von der Zeichnung zum Werkstück. Man vergleicht da die Projektionsmethode mit Projektionsstrahlen, die von einer Figur zu einer andern reichen. – Wenn aber die Projektionsmethode eine Brücke ist, dann ist sie eine, die nicht geschlagen ist, solange die Anwendung nicht gemacht ist. – Dieser Vergleich läßt es erscheinen, daß das Bild *m i t s a m t* Projektionsstrahlen nun nicht noch verschiedene Anwendungsarten zuläßt, sondern daß durch Bild und Projektionsstrahlen das Abgebildete, auch wenn es tatsächlich nicht vorhanden, ätherisch bestimmt ist, so bestimmt nämlich, als *s e i* es vorhanden. (Es ist ›auf ja und nein bestimmt.‹)« (PG 213 a/b)<sup>11</sup>

Daß ein Bild auch mit Projektionsstrahlen, ja sogar mit angefügter Beschreibung der auf es anzuwendenden Projektionsmethode, nicht noch verschiedene Anwendungsmöglichkeiten zuläßt, ist einfach ein Irrtum. Wittgenstein zeigt das an Beispielen der vielfachen Lesbarkeit von Tabellen (z.B. PG 93 f.; BIB 58–62; PU §§ 85–6). Erklärungen, wie die Beschreibung der Projektionsmethode eines Bildes eine wäre, haben irgendwo ein Ende (PG 94 a; BIB 32–4; PU § 217) und an ihrem Ende hängt alles weitere vom Handeln, von den (natürlichen und kulturellen) Gewohnheiten und Neigungen, so-und-so zu handeln, ab. Deshalb wird der *Gebrauch*, die *Gepflogenheit* des Gebrauchs und sonst nichts konstitutiv für Bedeutung (vgl. PU §§ 197–206). Gleichwohl ist es nicht so, daß eine Gebrauchstheorie der Bedeutung die Bildtheorie des Satzes ersetze – die Gebrauchsauffassung ist keine Theorie, sondern eine allgemeine, synoptische Beschreibung unserer gewöhnlichen Weisen von Sprachgebrauch und Bedeutungserklärungen<sup>12</sup>. Die Bildtheorie des Satzes als Folge der dogmatischen Forderung nach Bestimmtheit des Sinns verdankte sich letztlich dem Irrglauben: »Jedes Zeichen kann im Prinzip gedeutet werden; aber die *Bedeutung* darf nicht gedeutet werden; sie ist die letzte Deutung.« (BIB 61)

Diese Bestimmtheit hatte Bedeutung in der LPA nach der gegebenen Interpretation dadurch, daß der Sinn der Sätze beim Äußern oder Hören *gedacht* wird und die Sätze darin gemeint oder verstanden werden, und zwar derart, daß sie in die ihren Sinn (und seine Bestimmtheit) konstituierenden Elementarsätze analysiert werden. Dieser hintergründige Psychologismus oder Mentalismus der Sprachkonzeption in der LPA ist der Grund dafür, daß in Wittgensteins späterer Philosophie die psychologischen Begriffe, besonders die mit der Sprachverwendung direkter zusammenhängenden des Meinens, Verstehens, Denkens etc. so im Zentrum stehen, wie das der Fall ist. Mit

welchem Argument die spezifische Form des sprachphilosophischen Mentalismus in der LPA, die Denksprachenannahme, abgewiesen wird, habe ich schon als externen Beleg für die Unterstellung dieser These in LPA angeführt: Diese Annahme vermehrt die Sprache nur um etwas Gleichartiges und erklärt darum nichts – ganz abgesehen davon, daß es irreführend ist, hier eine ›Erklärung‹ zu suchen (PG § 104 a, PG 152). Aber seine Behandlung der psychologischen Begriffe, auch der für die Sprachverwendung wichtigen, beschränkt Wittgenstein nicht auf die bestimmte Form des Mentalismus, von der er in PU § 81 ausdrücklich sagt, daß er zu ihm »verleitet« gewesen ist<sup>13</sup>.

Die Denksprachenannahme nun war in gewisser Weise das Fundament von Wittgensteins erster Solipsismus-Kritik in der LPA, insofern sie durchgeführt wurde, um primär die Annahme abzuweisen, mit der Denksprachenannahme sei die Konzeption eines Denksubjekts verbunden, das wie Schopenhauers Erkenntnissubjekt den Solipsismus unvermeidlich werden lasse. Wenn die Denksprachenannahme, mit der die erste Kritik des Solipsismus auch positiv verknüpft war (denn sie erlaubte zu zeigen, daß ein Denksubjekt nichts Einheitliches sein kann, wie ein Subjekt sein müßte), nun preisgegeben werden muß, dann wird auch eine andere Solipsismus-Kritik sachlich erforderlich, wenn man, wie Wittgenstein es auch aus lebensgeschichtlichen Gründen getan hat<sup>14</sup>, den Solipsismus überhaupt für ein wichtiges Problem hält. Die zweite Kritik des Solipsismus, die Wittgenstein ab 1929/30 in mehreren Anläufen und Versionen gegeben hat, soll nun im folgenden letzten Kapitel anhand der Version im ›Blauen Buch‹ ausführlicher dargestellt werden.

## VII. Die zweite Kritik des Solipsismus im ›Blauen Buch‹

### 1. Die Methode der Solipsismuskritik

Auf das Vorsatzblatt von Moritz Schlicks Exemplar der LPA soll Wittgenstein geschrieben haben: »Jeder dieser Sätze ist der Ausdruck einer Krankheit«<sup>1</sup>. Dieses Urteil ist Ausdruck von Wittgensteins späterer therapeutischer Philosophiekonzeption, der gemäß er selber die LPA nur noch als hervorragendes Exempel jener philosophischen Illusion behandelt hat, die er gelegentlich treffend als ein »Mythologie des Symbolismus oder der Psychologie« bezeichnet hat (PG § 18 b, PG 56; vgl. PB § 24 b, PB 65, Z 211). Eine ›Mythologie des Symbolismus‹ gibt die LPA in ihrer Hypostasierung der logischen Form zur Form der Wirklichkeit und der Konstruktion einer Verbindung zwischen Sprache und Wirklichkeit in den Beziehungen Namen/ Gegenstände; aber auch allgemeiner in der Kalkülauffassung der Sprache, die eine Äquivalenz von Regeln und Symbolen unterstellt (vgl. 5.514), vermöge derer die Regeln ihre eigene Anwendung zu garantieren vermögen. Diese allgemeinere Form der Mythologie des Symbolismus ist Gegenstand der späteren Erörterungen über ›einer Regel folgen‹. Eine ›Mythologie der Psychologie‹ gibt die LPA in der Unterstellung der Denksprachenannahme<sup>2</sup>.

Weil in der späteren Sprachkonzeption die Sprache nicht mehr die »formelle Einheit ist« (PU § 108), die die Kalkülauffassung unterstellte, werden die in der Konzeption der LPA miteinander eng zusammenhängenden Themen voneinander unabhängiger. Darin vor allem beruht, daß es zur Kritik an philosophischer Illusion nicht nur eine Methode gibt, sondern »Methoden, gleichsam verschiedene Therapien« (PU § 133 d). Weil das aber so ist, muß die in der Kritik einer bestimmten philosophischen Illusion angewandte Methode selber erst interpretativ bestimmt werden.

Die zweite Kritik des Solipsismus ist im Unterschied zu der in der LPA gegebenen, die ›von oben‹, von dem sprachphilosophisch-metaphysischen System der LPA her prozediert, eine Kritik ›von unten‹, vom normalen Sprachgebrauch her. In ihr befolgt Wittgenstein eine Methode, die der Kritik sachlich drei Schritte vorschreibt.

Ein Aspekt des ersten Schritts der Kritik ist die einzig richtige Methode der Philosophie, die die LPA proklamierte (6.53), aber selber nicht befolgte. Denn Wittgenstein geht so vor, daß er den Solipsisten durch Nachweise, die Verwendung bestimmter Wörter in für den Ausdruck seiner Überzeugung gewählten Formulierungen habe keinen bestimmten Sinn, von einer Formulierung zur nächsten und schließlich in die Sprachlosigkeit treibt. Aber die Befolgung dieses Aspekts der Methode der Kritik in ihrem ersten Schritt hätte allein keine Chance, den Solipsisten zu therapieren – sie müßte ihn nur verstockt machen. Denn der Nachweis, in den Formulierungen seiner Überzeugung den Sinnbedingungen für die Verwendung bestimmter Wörter, die in

der normalen Sprache gelten, nicht zu genügen, wäre bloß eine ungenügende Common-Sense-Antwort an den Solipsisten, die seine Probleme nicht löste (BIB 95). Wittgenstein ergänzte darum den ersten Schritt der Kritikmethode durch ein anderes, sachlich vorgängiges Erfordernis: Er verlangt (von sich), die Irrtümer des Solipsisten möglichst sprechend, möglichst charakteristisch zu formulieren. Zu diesem Aspekt schrieb er in im Zusammenhang leider immer noch unveröffentlichten Ausführungen zum Philosophiebegriff im sog. »Big Typescript« (dem Text, aus dem Rush Rhees die PG ediert hat):

»Eine der wichtigsten Aufgaben ist es, alle falschen Gedankengänge so charakteristisch auszudrücken, daß der Leser sagt »ja, genau so habe ich es gemeint«. Die Physiognomie jedes Irrtums nachzuzeichnen. – Wir können ja auch nur den Andern eines Fehlers überführen, wenn er anerkennt, daß dies wirklich der Ausdruck seines Gefühls ist // wenn er diesen Ausdruck (wirklich) als den richtigen Ausdruck seines Gefühls anerkennt. // Nämlich, nur wenn er ihn als solchen anerkennt, i s t er der richtige Ausdruck. (Psychoanalyse.)« (BT 410)

Der parenthetische Hinweis auf die Psychoanalyse weist auf die Gemeinsamkeit hin, daß auch in der psychoanalytischen Kur die intellektuelle (und affektive) Annahme einer Deutung ein Test für ihre Richtigkeit sein muß. Auch den Aspekt der affektiven Annahme sieht Wittgenstein als ein Problem für seine Versuche, die Physiognomie jedes Irrtums nachzuzeichnen: »Es kann schwer sein, einen Ausdruck nicht zu gebrauchen, wie es schwer ist, die Tränen zurückzuhalten, oder einen Ausbruch des Zorns // der Wut.« (BT 406)<sup>3</sup>

Der zweite Schritt der gegenüber dem Solipsisten gebrauchten Kritikmethode besteht darin, durch eine Neubeschreibung dessen, was der Solipsist in seinen Thesen eigentlich tut, zu einer Erklärung-was zu kommen. Diesem Schritt entspricht in der Psychoanalyse die theoretische Deutung von Analysedaten durch den Therapeuten. In beiden Fällen ist dieser Schritt, anders als der Formulierungsaspekt des ersten, von der Anerkennung des Klienten unabhängig.

Der dritte Schritt der Kritik besteht schließlich darin, ein Fundament für die Möglichkeit der solipsistischen Verirrung in den Regeln der normalen Sprache aufzufinden und damit eine Erklärung-wie-möglich zu geben. Diesem Schritt entspricht in der Psychoanalyse keine bestimmte Operation, aber man kann ihn den umfassenden Interpretationen zur Seite stellen, die Psychoanalytiker in vollständigen Falldarstellungen für die Diskussionsgemeinschaft der Therapeuten geben.

Im folgenden organisiere ich meine Darstellung der zweiten Solipsismus-Kritik im »Blauen Buch« nach den Schritten der Kritikmethode in der angegebenen Reihenfolge, die von der tatsächlichen Reihenfolge in Wittgensteins Text z.T. abweicht.



## 2. Die Formulierungen für den Solipsismus und die Nachweise ihrer Sinnlosigkeit

Folgende Formulierungen für den Ausdruck der Überzeugung des Solipsisten bietet Wittgenstein im Verlauf seiner Darstellung an (für einige der sachlich unterscheidbaren vier Versionen gibt es Varianten):

- (a) »Wenn irgendetwas gesehen (wirklich g e s e h e n) wird, dann bin immer ich es, der es sieht.« (BIB 98)
- (b) »Immer wenn irgendetwas (engl. ›anything‹) gesehen wird, dann wird etwas Bestimmtes (engl. ›something‹) gesehen.« (BIB 101)
- (c) »Immer wenn irgendetwas gesehen wird, dann ist es d i e s e s, was gesehen wird.« »Ich hätte dabei das Wort ›dieses‹ mit einer mein Gesichtsfeld umgreifenden Geste begleitet.« (BIB 103)
- (d) »Nur das, was i c h sehe (oder: jetzt sehe), wird wirklich gesehen.« (BIB 103)

Formulierung (c) soll ausdrücklich Formulierung (a) ersetzen. Formulierung (d) ist offenbar als Endpunkt der Reihe von Formulierungen gedacht. In einer Variante für (d) heißt es: »Ich bin das Gefäß des Lebens«. Daß dies den Endpunkt der Formulierungsversuche für den Solipsismus bilden soll, macht Wittgenstein mit folgendem Kommentar deutlich:

»es ist wesentlich, daß jeder, zu dem ich das sage, außerstande sein müßte, mich zu verstehen ... zu verstehen, was ich wirklich m e i n e, ... Von mir aus ... soll es l o g i s c h unmöglich sein, daß er mich verstehen kann; ... zu sagen, daß er mich versteht, soll sinnlos, nicht falsch sein. Demnach ist mein Ausdruck einer von den vielen, die bei verschiedenen Gelegenheiten von Philosophen gebraucht werden und von denen angenommen wird, daß sie demjenigen, der sie gebraucht, etwas mitteilen, obwohl es wesentlich unmöglich ist, daß sie irgendjemand anderem etwas mitteilen.« (BIB 103 f.)

Formulierung (d) gibt also auf der Grundlage der Erörterung im BIB eine Position wieder, die Wittgenstein selber im Tagebuch 1916 eingenommen hatte, wenn er Schopenhauers Willenslehre zu einem solipsistischen Monismus zugespitzt hatte: »Wie meine Vorstellung die Welt ist, so ist mein Wille der Weltwille« (Tb 17. 10. 16 c, Tb 181). Auf der Basis eines sich erkenntnistheoretisch, mit Bezug auf mögliche Erfahrung formulierenden Solipsismus ist ›Ich bin das Gefäß des Lebens‹ auch eine Reformulierung der Einheit von Welt und Leben (5.621) sowie der Identität des Ich als Mikrokosmos mit seiner Welt als Makrokosmos (vgl. 5.63). So verstanden sind diese Sätze freilich aus dem sprachphilosophisch-psychologischen Begründungskontext in der LPA herausgelöst. Wittgenstein verfuhr jedoch selber so, weil er die sprachphilosophisch-psychologische Denksprachenannahme im BIB unabhängig vom Solipsismus-Problem kritisiert (vgl. BIB 18–9, 71 f.).

Die Formulierungen (a) bis (c) sind solche, die die Genese der letzten Formulierung (d) verständlich machen sollen. Denn die Bewegung der Dialektik von (a) zu (d) ist, metaphorisch gesprochen, eine Bewegung vom Subjekt und Objekt (obwohl in (d) der das Subjekt indizierende Ausdruck ›ich‹ wieder auftritt). Denn zunächst ist der Übergang von (a) zu (b) durch die Eliminierung von ›immer ich‹ gekennzeichnet. Zu dieser Eliminierung kommt es so, daß Wittgenstein die normalen Verwendungsbedingungen von ›ich‹ so weit aufklärt, daß gesehen werden kann, daß die solipsistische Rede von ›ich‹ diesen Bedingungen nicht genügt. (Der Einfachheit halber rede ich jetzt und im folgenden noch öfter als Solipsist in erster Person.) Wenn ich sage ›was immer gesehen wird, immer bin ich es, der es sieht‹, dann kann ich mit ›ich‹ nicht EML meinen. Das macht eine Untersuchung der Identitätskriterien für Personen deutlich. Der Gebrauch des Personennamens, des Ausdrucks ›dieselbe Person‹ sowie von Kennzeichnungen (›der so-und-so‹) beruht darauf, daß die Merkmale, die wir als Kennzeichen (Kriterien) für Diesselbigkeit verwenden, in den allermeisten Fällen koinzidieren. Man erkennt mich in der Regel aufgrund meiner körperlichen Erscheinung, meiner Stimme, meiner Gewohnheiten, und, wenn man mich näher kennt, u.U. aufgrund meiner Erinnerungen. Dies sind sämtlich Merkmale, die sich nur wenig und nur langsam ändern. Wenn ich aber als Solipsist ›ich‹ sage, dann meine ich nicht die Person, die andere bei verschiedenen Gelegenheiten aufgrund der genannten Kriterien als dieselbe wiedererkennen können. Ich wollte solipsistisch mit ›immer ich‹ ausdrücken, daß alle Fälle wirklichen Sehens etwas gemeinsam haben: »es war nicht irgendein bestimmtes Wesen ›ich‹, sondern die Erfahrung des Sehens selbst, von der ich sagte, daß sie allen Erfahrungen des Sehens gemeinsam wäre« (BIB 101). Dieser Intention versucht Formulierung (b) gerecht zu werden. Daß auch sie als Ausdruck des Solipsismus nicht haltbar ist, zeigt Wittgenstein mit der Überlegung, daß die Erfahrung des Sehens selber nicht an meine physischen Augen gebunden ist, sondern an meine sog. ›geometrischen Augen‹. Diese sind der Ursprung meines Gesichtsfeldes im Sinne der Darstellung in der LPA 5.633 f. und damit nichts mir individuell Eigenes, sondern eine formale Eigenschaft des Gesichtsfeldes jedes sehfähigen Wesens. Das Kriterium für die Erfüllung des Befehls ›Zeige auf dein geometrisches Auge‹ könnte in dem bestehen, was man beim Versuch der Befolgung des Befehls im Spiegel sehen kann. Logisch ist es aber möglich, daß man sich im Spiegel statt auf die physischen Augen auf die Nase oder auf den Bauchnabel zeigen sieht. Das zeigt, daß geometrische und physische Augen nicht zusammenfallen müssen. Da die geometrischen Augen als formale Eigenschaft des Gesichtsfeldes jedes sehfähigen Wesens nichts Individuelles sind, ist dem Solipsisten auf der zweiten Stufe des kritischen Sprachspiels, das Wittgenstein zu therapeutischen Zwecken mit ihm spielt, der Ausdruck ›ich‹ und mit ihm die Bezugnahme auf das Subjekt genommen. Im Grunde war das ja schon die These der Darstellung in der LPA,

die Wittgenstein auch so zusammengefaßt hat: »Der Gesichtsraum hat wesentlich keinen Besitzer.« (PB § 71 b, PB 100)

Mit der Formulierung (c) wird daher, metaphorisch gesprochen, vom Subjekt zum Objekt übergegangen und untersucht, ob das Gesehene irgendwie etwas wesentlich Individuelles, Einziges ist, wie der Solipsist es für seine These braucht. Die den Satz »Immer wenn irgendetwas gesehen wird, dann ist es *dieses*« begleitende Zeigegeste, die das Gesichtsfeld umfassen soll, gehört wesentlich zum Sinn der Formulierung. Denn nicht auf bestimmte Gegenstände *im* Gesichtsfeld soll gezeigt werden, sondern auf es als solches. Da dies sich stets gleichbleibt, was immer auch gesehen wird, ist das Zeigen sinnlos. Denn das Gesichtsfeld ist, »was in meiner Grammatik keinen Nachbarn hat« (BIB 113), wie Wittgenstein in Bemühung um größtmögliche Charakteristik des Ausdrucks sagt. Das Zeigen ist daher »visuelles Zeigen«, es hat für den Solipsisten nur in Richtung des von ihm aktuell Gesehenen Sinn: »Wenn ich in die Richtungen seitlich von mir oder hinter mir zeigen würde – gleichsam auf Dinge, die ich nicht sehe –, dann wäre in diesem Fall das Zeigen sinnlos für mich« (BIB 112). Normalerweise weist eine Zeigegeste auf etwas im Unterschied zu anderem in einem mit anderen geteilten »gemeinsamen Raum« (BIB 114), also auf etwas, das Nachbarn hat. Der Gesichtsraum jedes sehfähigen Wesens hat für es keine Nachbarn; die Sprache, die ihn als subjektiv beschreibt, ist nur eine Darstellungsweise des allen gemeinsamen Raumes, der dadurch zum objektiven wird (vgl. PB § 71 c, PB 100). Damit ist auch Formulierung (c) als sinnlos erwiesen, hier sogar im spezifischen Sinn der LPA, denn die Formulierung »erinnert an eine Tautologie« (BIB 113).

Da auch der Gesichtsraum, das Objekt, auf das der Solipsist zeigen wollte, um die Einzigkeit seiner Erfahrung auszudrücken, zur Spezifizierung der gemeinten Einzigkeit ungeeignet ist, wird er mit (d) nun wieder auf eine »subjektive« Formulierung zurückgeworfen. Für die Variante »Ich bin das Gefäß des Lebens« führt der Solipsist begründend an, daß »dieser Körper der Sitz dessen ist, was wirklich lebt« (BIB 106). Weil aber im Übergang von Formulierung (a) zu Formulierung (b) gezeigt worden ist, daß er »ich« nicht im normalen Sinn verwenden kann, muß der Solipsist seine Äußerung in der Formulierung (d) als eine für den Adressaten notwendigerweise unverständliche *intendieren*<sup>4</sup>. Damit ist er bei einer Position angelangt, für die Wittgensteins Fazit im verwandten Zusammenhang des Privatsprachenproblems gilt: »So gelangt man beim Philosophieren am Ende dahin, wo man nur noch einen unartikulierten Laut ausstoßen möchte.« Aber gegen diese verständliche Neigung wäre zu bemerken: »ein solcher Laut ist ein Ausdruck nur in einem bestimmten Sprachspiel, das nun zu beschreiben ist.« (PU § 261)

Wittgenstein treibt also den Solipsisten in der Dialektik, die von Formulierung (a) zu (d) führt, in die intendierte Unverständlichkeit für andere, in eine nur ihm selber ver-

ständige Privat>sprache«. Tatsächlich berührt Wittgenstein dieses Nachfolgeproblem zum Solipsismus in seinem Denken in Varianten zur Formulierung (c) für den Ausdruck der Überzeugung des Solipsisten:

»Ich könnte jedoch versuchen, meinen Solipsismus auf andere Art auszudrücken: Ich stelle mir vor, daß ich und andere Leute Bilder zeichnen von dem, was jeder von uns sieht. Diese Beschreibungen werden mir vorgelegt. Ich zeige auf die, die von mir stammt, und sage: »Nur dieses wird (oder wurde) wirklich gesehen«. In anderen Worten, ich bin versucht zu sagen: »Nur diese Beschreibung beruht auf Wirklichkeit (visueller Wirklichkeit)«. Die anderen Beschreibungen könnte ich »leere Beschreibungen« nennen. Ich könnte mich auch mit folgenden Worten ausdrücken: »Nur diese Beschreibung wurde von der Wirklichkeit abgeleitet; nur sie wurde mit der Wirklichkeit verglichen.« (BIB 114)

Wittgenstein wendet sich vor allem gegen die letzte Formulierung, die eine Ableitung einer sprachlichen (oder bildlich darstellenden) Beschreibung von den privaten Sinnesdaten unterstellt. Die Rede von einem »Ableiten« habe nur Sinn im Blick auf eine Tabelle oder Formel, die als Regeln, öffentliche Standards der Richtigkeit und Falschheit verwendet werden können, nicht aber in bezug auf Sinnesdaten. Der Fehler des Solipsisten sei hier, »nach einer Rechtfertigung für seine Beschreibung (zu suchen), wo es keine Rechtfertigung gibt« (BIB 115).

Warum das nicht der Fall ist, wird erst im Privatsprachenargument, das die Möglichkeit einer privaten Sprache bestreitet, expliziert. Eine solche Sprache dürfte ja nicht Ausdrücke der öffentlichen Sprache einfach übernehmen, sondern müßte ihren Ausdrücken Sinn geben allein in Beziehung auf das, was der Solipsist oder der Privatsprachler vom eigenen Fall her kennt und als einziges sicher wissen zu können meint, »seine unmittelbaren, privaten, Empfindungen« (PU § 243 b). Die Erklärung der Ausdrücke einer privaten Sprache müßte also in inneren, privaten ostensiven Definitionen erfolgen. Und solche, das ist der Kernpunkt des Privatsprachenarguments – ein semantischer, kein epistemologischer –, kann es nicht geben, weil in Beziehung auf Sinnesdaten und phänomenale Gegebenheiten der für eine Regel (die eine ostensive Definition ja wäre) fundamentale Unterschied zwischen einem Paradigma oder Muster des Definierten und einem Anwendungsfall des definierten Ausdrucks nicht gemacht werden kann. Das liegt auch daran, daß es für Sinnesdaten keine numerischen, sondern nur qualitative Identitätskriterien gibt (vgl. BIB 88–90; PU §§ 253–4). Die Unmöglichkeit innerer, privater ostensiver Definitionen (vgl. PU § 380 b) formuliert Wittgenstein schon in den Vorlesungsnotizen aus den 30er Jahren klar:

»The private experience is to serve as a paradigm, and at the same time admittedly it can't be a paradigm.« (NFL 314)

Weil es keine Paradigmata für das vermeintlich innerlich ostensiv Definierte geben kann, kann es auch keine Regeln, Standards der Richtigkeit und Falschheit für

Ausdrücke in einer privaten Sprache geben, so daß gilt: »richtig ist, was immer mir als richtig erscheinen wird. Und das heißt nur, daß hier von ›richtig‹ nicht geredet werden kann« (PU § 258). Die Rechtfertigung, die der Solipsist für die Auszeichnung des von ihm Gesehenen als allein wirklich gibt – es sei vom Gesichtseindruck abgeleitet – ist keine: die Rede vom Ableiten hat in bezug auf Sinnesdaten keinen Sinn und auch in der Idee einer privaten Sprache könnte ihm kein Sinn gegeben werden, weil innere ostensive Definitionen unmöglich sind und eine private Sprache im Sinn von PU § 243 keine Sprache ist (denn die Begriffe der Sprache und der Übersetzbarkeit sind, wie Wittgenstein schon in der LPA bemerkt, koextensiv – vgl. 3.343). Der Sache nach endet der Solipsist also nicht bei einer privaten Sprache oder einer nur ihm verständlichen Äußerung mit Ausdrücken der normalen Sprache, die ihren gewöhnlichen Sinn nicht haben, sondern in der Sprachlosigkeit.

### 3. Die Erklärung-was der solipsistischen Verirrung

Mit der These, der Solipsist mache den Fehler, dort nach einer Rechtfertigung zu suchen, wo es keine gibt, ist der Sache nach der Anfang mit dem zweiten Schritt der Kritik gemacht. Aber auch nur der Anfang, denn noch ist ja gar nicht verständlich geworden, wie man in die solipsistische Verirrung überhaupt geraten kann.

Die Erklärung dafür als eine Erklärung, was der Solipsist eigentlich tut, wenn er seine Überzeugung zu formulieren sucht, gibt Wittgenstein im BIB, *bevor* er sich mit dem Solipsisten in dem im vorigen Abschnitt beschriebenen Sprachspiel auseinandersetzt. Die Erklärung lautet zunächst: der Solipsist versucht, mit den Formulierungen seiner Überzeugung einen metaphysischen Anspruch zu verteidigen, keinen empirischen Anspruch. Wenn er etwa sagt ›Nur meine Schmerzen sind wirkliche, weil gefühlte Schmerzen‹, will er nicht sagen, er hätte alle anderen Personen mittels der üblichen Kriterien für Schmerzen Haben des Simulantentums überführt (BIB 92): »Der Solipsist, der sagt ›Nur ich fühle wirkliche Schmerzen‹, ..., äußert keine Meinung, und deswegen ist er dessen, was er sagt, so sicher. Er ist in unwiderstehlicher Versuchung, eine bestimmte Ausdrucksform zu gebrauchen« (BIB 96). Aber warum ist er in dieser Versuchung?

Der Solipsist ist Epistemologe, Erkenntnistheoretiker. Ihm geht es um die Auszeichnung wirklichen Wissens und seine Abgrenzung von bloßer Meinung, bloßem Glauben. Und die Prämisse seiner Thesen ist: »Ich kann nur wissen, daß *ich* persönliche Erfahrungen habe, und nicht, daß irgendjemand anders welche hat« (BIB 80). Von dieser Prämisse ausgehend kann aber der Solipsist nicht einmal *vermuten*, daß auch andere Personen persönliche Erfahrungen haben. Denn ›vermuten‹ und

›glauben‹ haben ihren Sinn aus dem Kontrast zu ›wissen‹ – sie gehören zusammen mit diesem Wort in dasselbe Sprachspiel wie die Ausdrücke ›lernen‹, ›in Erfahrung bringen‹, ›sich überzeugen‹, ›nachprüfen‹ etc. etc. Aber Wissen gibt es für den Solipsisten aufgrund seiner Generalprämisse nur im eigenen Fall. Also kann er den Ausdruck nicht im Gegensatz zu ›vermuten‹, ›glauben‹ etc. verwenden und umgekehrt diese Ausdrücke nicht in ihrem normalen Kontrast zu ›wissen‹. Damit wird aber für ihn auch schon die bloße Vermutung, auch andere Personen hätten persönliche Erfahrungen, sinnlos, für ihn selber unverständlich: »In Wahrheit fragt der Solipsist: ›Wie können wir glauben, daß der andere Schmerzen hat; was bedeutet es, das zu glauben. Wie kann der Ausdruck einer solchen Annahme sinnvoll sein?‹« (BIB 80; vgl. 88) Mit dieser Frage ist das Bedeutungsproblem für Ausdrücke zur Bezeichnung persönlicher Erfahrungen aufgeworfen; und die dem Solipsisten allein offenstehende Möglichkeit anzunehmen, sie hätten Bedeutung von dem her, was er im eigenen Fall hat und allein sicher zu wissen meint, führt in die Aporien der Privatsprachenannahme.

Tatsächlich haben unsere Ausdrücke für persönliche Erfahrungen, Sinnesdaten, psychologische Zustände etc. ihre Bedeutung nicht nur nicht vom eigenen Fall her, aus der Perspektive der 1. Person, sondern sie haben ihre Bedeutung, als Ausdrücke der öffentlichen Sprache, wesentlich auch aus der Beobachterperspektive der 3. Person und sie haben darüberhinaus in 1. und 3. Person einheitliche Bedeutung. Das schließt Verwendungsunterschiede nicht aus. In 3. Person werden solche Ausdrücke aufgrund von Verhaltenskriterien verwendet. Zu ihnen gehören alle Äußerungen von Personen einschließlich der sprachlichen in 1. Person. Aus der Perspektive der 1. Person dagegen werden die Ausdrücke für persönliche Erfahrungen etc. *kriterienlos*, ohne Rechtfertigung und Rechtfertigbarkeit mit Beziehung auf beobachtbare Kennzeichen verwendet (vgl. Z 472 b). *Deshalb* macht der Solipsist einen Fehler, wenn er nach Rechtfertigungen für Äußerungen in 1. Person mit psychologischen Prädikaten sucht – für Äußerungen, Bekundungen (im Englischen spricht man von ›avowals‹) gibt es solche Rechtfertigungen nicht: sie erfolgen kriterienlos. Darauf bezieht sich eine der wenigen allgemeinsemantischen Bemerkungen im Kontext des Privatsprachenarguments:

»Glaub nicht immer, daß du deine Worte von Tatsachen abliest; diese nach Regeln in Worte abbildest! Denn die Anwendung der Regel im besondern Fall müßtest du ja doch ohne Führung machen.« (PU § 292)

Wenn der Solipsist nämlich meint, die Ausdrücke für persönliche Erfahrungen etc. hätten vom eigenen Fall her Bedeutung, meint er, er lese diese Bedeutung von den Tatsachen seiner inneren Erfahrung ab.

Die Kriterienlosigkeit psychologischer Äußerungen charakterisiert auch eine andere allgemeinsemantische Bemerkung im Kontext des Privatsprachenarguments (wenn sie sich auch keineswegs ausschließlich auf Wörter für psychologische



Phänomene bezieht): »Ein Wort ohne Rechtfertigung gebrauchen, heißt nicht, es zu Unrecht gebrauchen« (PU § 289 b). Warum ist das bei der Verwendung psychologischer Ausdrücke in 1. Person der Fall? Nun, für jeden Äußerungsfall gilt folgendes: »Ich sage es *nicht* auf die Beobachtung meines Benehmens hin. Aber es hat nur Sinn, weil ich mich so benehme« (PU § 357)<sup>5</sup>. Die Sinnbedingungen für psychologische Äußerungen liegen in dem, was Juristen konkludentes Verhalten nennen, und das ist genau, woraufhin andere 3. Person-Aussagen über mich und meine psychischen Zustände *mit* der Möglichkeit der Rechtfertigung machen können. Diese Verklammerung von 1. und 3. Person im Sprachspiel mit psychologischen Prädikaten sichert ihnen einheitliche Bedeutung in beiderlei Gebrauch.

Vor dem Hintergrund einer solchen (selbstverständlich unendlich verfeinerbaren) Klärung des normalen Sprachgebrauchs kann die Versuchung des Solipsisten aufschlußreich neubeschrieben werden, so daß sich die vom zweiten Schritt der Kritikmethode verlangte Erklärung-was ergibt. Der Solipsist macht Einwendungen gegen die Verwendungsregeln der normalen Sprache für psychologische Ausdrücke, er wendet sich gegen Konventionen:

Er »lehnt sich gegen den Gebrauch dieses Ausdrucks in Verbindung mit diesen Kriterien auf. Das heißt, er hat Einwände gegen die besondere Weise, in der dieser Ausdruck gemeinhin gebraucht wird. Andererseits ist es ihm nicht klar, daß seine Einwände sich gegen eine Konvention richten. Er sieht, wie man das Land auf andere Weise teilen kann als nach der Methode, der die gewöhnliche Landkarte entspricht. Er fühlt sich versucht, etwa den Namen »Devonshire« nicht für die Grafschaft mit ihren konventionellen Grenzen, sondern für ein andersartig begrenztes Gebiet zu gebrauchen. Er könnte das folgendermaßen ausdrücken: »Ist es nicht absurd, aus diesem hier eine Grafschaft zu machen, die Grenzen hier zu ziehen?« Was er jedoch sagt, ist folgendes: »Das wirkliche Devonshire ist dieses.« Wir können antworten: »Du willst nur eine neue Bezeichnungsweise, und mit einer neuen Bezeichnungsweise werden keine geographischen Tatsachen geändert.« (BIB 92 f.)

Es ist eine Implikation dieser Erklärung-was für die Versuchung des Solipsisten, daß ihm eingeräumt werden muß, die von ihm gewünschte alternative Bezeichnungsweise sei *möglich*. Wenn ich als Solipsist sagte »Nur ich sehe wirklich«, dann könnten die anderen statt »EML sieht wirklich« durchaus sagen »So-und-so wird wirklich gesehen«. Sie räumten mir damit die von mir gewünschte Sonderstellung ein. Über Gesichtswahrnehmungen anderer Personen müßten sie dann etwa sagen »X, Y, Z benehmen sich so, wie wenn so-und-so wirklich gesehen wird« (vgl. BIB 105). Entsprechendes wäre für das Beispiel Schmerzen Haben möglich, nur daß dann für den Unterschied zwischen wirklichen und simulierten Schmerzen auf andere Weise aufgekommen werden müßte (vgl. BIB 96). Ein den Wünschen des Solipsisten entsprechendes Bezeichnungssystem wäre umständlich und unbequem, aber es wäre möglich.

In keinem Fall aber ist es möglich, die Wahl eines Bezeichnungssystems dadurch zu rechtfertigen, daß es den Tatsachen besser entspreche. Hier gewinnt die Diagnose,



der Solipsist machen den Fehler, dort nach Rechtfertigungen zu suchen, wo es keine mehr gibt, einen umfassenderen Sinn. Wenn der Solipsist seine Äußerung ›Ich bin das Gefäß des Lebens‹ dadurch zu begründen sucht, daß sein Körper der Sitz dessen sei, was wirklich lebe (vgl. BIB 106, 103), dann verkennt er die ›Autonomie der Grammatik‹:

»Die Grammatik ist keiner Wirklichkeit Rechenschaft schuldig. Die grammatischen Regeln bestimmen erst die Bedeutung (konstituieren sie) und sind darum keiner Bedeutung verantwortlich und insofern willkürlich.« (PG § 133 b, PG 184)

*Kein* Bezeichnungssystem läßt sich damit rechtfertigen, daß es den mit seiner Hilfe darstellbaren Tatsachen am besten entspreche, also auch nicht das vom Solipsisten gewünschte. Rechtfertigung gibt es nur innerhalb von Sprachspielen, nicht für Sprachspiele. Allerdings können uns die in einem Sprachspiel beschreibbaren Tatsachen die Wahl eines anderen nahelegen – erzwingen können sie es nicht. Wittgenstein macht das im Kontext seiner zweiten Solipsismus-Kritik am Beispiel der Kriterien für persönliche Identität und auf der Grundlage anderer Tatsachen denkbaren Alternativen zu ihnen klar (BIB 98–100). Ein von Wittgenstein unabhängiges Beispiel wäre das folgende: In unserer Sprache befolgen wir die Konvention, Befehle und Aufforderungen nur an Wesen zu richten, die die Befolgung solcher gelernt haben oder (haben) lernen können. Wir könnten aber natürlich eine andere Konvention haben und Befehle und Aufforderungen auch an nicht lernfähige Gegenstände richten – z.B. ›Öffne dich Tür‹, ›Schließe dich Fenster‹ etc. Wir müßten dann freilich in Kauf nehmen, daß sehr viel mehr Befehle und Aufforderungen als unter der tatsächlich geltenden Konvention nicht befolgt werden.

#### 4. Die Erklärung-wie-möglich für die solipsistische Verirrung

Wittgenstein sieht, den sachlichen Kern seiner Erklärung-wie-möglich entschieden hervorgehoben, die Bedingung der Möglichkeit der solipsistischen Verirrung im kriterienlosen Gebrauch psychologischer Äußerungen oder Bekundungen. Weil diese ohne Rechtfertigung und doch nicht zu Unrecht verwendet werden, der Solipsist aber das epistemologische Rechtfertigungssprachspiel für kognitive Ansprüche verabsolutiert, sucht er für das, was ›nicht zu Unrecht‹ erfolgt, doch nach Rechtfertigungen und wird auf dieser Suche zu Einwänden gegen und Revisionen von geltenden Konventionen getrieben.

So beschrieben enthält die Angabe, wie Wittgensteins Erklärung-wie-möglich für die solipsistische Verirrung aussieht, eine Kritik an seinem tatsächlichen Vorgehen

im BIB. Denn dort möchte er die Möglichkeit der solipsistischen Illusion spezifischer darin finden, daß der Solipsist einen besonderen Gebrauch des Indikators ›ich‹ mißverstehet und nicht nur den Gebrauch psychologischer Äußerungen im allgemeinen.

Wittgenstein unterscheidet für ›ich‹ einen Subjekt- von einem Objektgebrauch. Der Subjektgebrauch soll in Sätzen wie ›Ich sehe so-und-so‹ vorliegen, der Objektgebrauch in Sätzen wie ›Ich bin 1 Meter 80 groß‹. Offenbar unterscheiden sich beide Verwendungen so, daß der Subjektgebrauch für die mit ihm verbindbaren Prädikate für persönliche Erfahrung, psychische Zustände, Absichten etc. keine direkte Überprüfung zuläßt, der Objektgebrauch für die mit ihm verbindbaren Prädikate aber eine solche Überprüfung auch für den Äußerer selber zu verlangen scheint. Denn, daß ich 1 Meter 80 groß bin, weiß auch ich nur dadurch, daß ich meine Körperlänge gemessen habe oder habe messen lassen. Wittgenstein dagegen möchte aber sagen, im Subjektgebrauch von ›ich‹ werde im Unterschied zum Objektgebrauch gar keine Person bezeichnet. Die wiederum um größtmögliche Charakteristik bemühte Formulierung dieser These lautet: »Der Mann, der vor Schmerz aufschreit, oder der sagt, daß er Schmerzen hat, wählt den Mund nicht aus, der das sagt« (BIB 108). Dazu kann man nur sagen: Der Mann, der sagt, ich bin 1 Meter 80 groß, tut das auch nicht.

Die semantische Eigentümlichkeit, auf die Wittgenstein mit seiner Hervorhebung eines Subjektgebrauchs von ›ich‹ aus ist, wird in der Literatur technisch die Immunität gegen Irrtum durch Fehlidentifizierung genannt. Die These, eine solche Eigentümlichkeit bestehe, setzt aber voraus, daß der Objektgebrauch eine Identifizierung mit einer Irrtumsmöglichkeit einschließt. Wenn ich mich jedoch darin irre, 1 Meter 80 groß zu sein, dann irre ich mich nicht darüber, wen ich mit ›ich‹ meine, sondern in meiner Körpergröße. Die behauptete Differenz zwischen Subjekt- und Objektgebrauch von ›ich‹ liegt nicht in diesem Indikator, sondern in den jeweils mit ihm verbundenen Prädikaten. Wittgenstein ist auf seinen Versuch der Unterscheidung zweier Verwendungsweisen von ›ich‹ nach dem BIB auch aus gutem Grund nicht mehr zurückgekommen.

›Ich‹ ist, wie die anderen persönlichen Fürwörter, ein Indikatoren Ausdruck mit einheitlicher Bedeutung. Diese Ausdrücke stehen in einem komplizierten Zusammenhang mit Personennamen und Kennzeichnungen für Personen sowie den Konventionen nicht nur für die Beschreibung, sondern z.B. auch für die Anrede, in die sie eingebunden sind. ›Ich‹ bezeichnet, auch in dem von Wittgenstein ausgesonderten Subjektgebrauch, vermöge seines semantischen Zusammenhangs mit den anderen Klassen von Ausdrücken zur Bezeichnung (und Anrede) von Personen (Namen und Kennzeichnungen). Mit ›ich‹ meine ich immer mich, d.i. die Person, auf die andere mit EML oder beschreibenden Kennzeichnungen (›der Verfasser vorliegender Untersuchung‹) Bezug nehmen können. In diesem Punkt kritisiere ich also Wittgenstein: Die Aussonderung eines Subjektgebrauchs von ›ich‹ ist unbegründet. Seiner eigenen

Kritikmethode dem Solipsisten gegenüber folgend, schulde ich eine Erklärung-wie-möglich für den von mir gesehenen Irrtum Wittgensteins. Ich denke, er ist durch *eben dieses Erfordernis seiner Kritikmethode*, eine Erklärung-wie-möglich für die solipsistische Versuchung in den Regeln des normalen Sprachgebrauchs auffinden zu müssen, zu seiner diagnostischen Überinterpretation der Bedingung der Möglichkeit für den Solipsismus in der Sprache verführt worden. Das macht folgende Stelle deutlich:

»Wir haben dann das Gefühl, daß wir in den Fällen, in denen ›ich‹ als Subjekt gebraucht wird, es nicht gebrauchen, weil wir eine bestimmte Person an ihren körperlichen Merkmalen erkennen; und daraus entsteht die Täuschung, daß wir dieses Wort gebrauchen, um von etwas Körperlosem zu sprechen, das jedoch seinen Sitz in unserem Körper hat. [Hier denke man an ›ich bin das Gefäß des Lebens‹. EML] In der Tat scheint d i e s s das eigentliche Ich zu sein, – das, von dem gesagt wurde ›Cogito ergo sum‹.« (BIB 110)

Um dieser schönen Erklärung einer philosophischen Illusion willen ist Wittgenstein zu seiner Aussonderung des Subjektgebrauchs von ›ich‹ gekommen. Verführt dazu hat ihn seine aus eigenen Erfahrungen geborene Überzeugung: »Man kann in gewissem Sinn mit philosophischen Irrtümern nicht vorsichtig genug umgehen, sie enthalten so viel Wahrheit« (Z 460). Mit dem philosophischen Irrtum des Solipsismus ist Wittgenstein in seinem Bestreben, für ihn eine Ermöglichungsbasis in den Regeln der normalen Sprache aufzufinden, zu vorsichtig umgegangen, insofern ihn das dazu geführt hat, nicht nur einen Subjektgebrauch für ›ich‹ auszusondern, sondern damit die These zu verbinden, in dieser Verwendung von ›ich‹ werde eine Person nicht bezeichnet.

Wittgensteins Aussonderung des Subjektgebrauchs von ›ich‹ ist auch unvereinbar mit der zweiten großen Veränderung seiner allgemeinen Sprachauffassung neben der Lehre von der ›Autonomie der Grammatik‹ – dem Trend zu immer größeren, ja maximalen Einheiten der Bedeutung, dem Trend zum Holismus<sup>6</sup>. Wenn aber die Bedeutung von Wörtern in einer großen Klasse von Fällen<sup>7</sup> ihr Gebrauch in der ganzen Sprache ist, dann muß bei ihnen zur Bedeutungsklä rung auch der ganze Gebrauch in Überblick gebracht werden<sup>8</sup>. Unterscheidungen in der Bedeutung von ›ich‹ können also nicht im Blick auf einzelne Beispielsätze allein getroffen werden, sondern nur, wenn der gesamte Gebrauch in seinem Zusammenhang mit den objektiven Ausdrücken für Personen (Namen und Kennzeichnungen) beschrieben würde. Diesen Zusammenhang behauptet Wittgenstein zwar manchmal (BIB 107 b, PU § 410), aber er untersucht und beschreibt ihn niemals. Meine These war: Eine solche Untersuchung werde eine Unterscheidung zwischen einem Subjekt- und einem Objektgebrauch von ›ich‹ nicht nahelegen. Und Wittgenstein hätte dies bei Beachtung seines eigenen späteren, holistischen ›Zusammenhangsprinzips‹ der Bedeutung auch selber sehen müssen.

Wittgensteins spätere Philosophie entfaltet sich ganz überwiegend in der Form einer Selbstkritik an der früheren in der LPA. Auch deshalb hat er im ›Vorwort‹ der PU den Gedanken geäußert, die LPA und die PU sollten zusammen veröffentlicht werden,

weil die neuen Gedanken »nur durch den Gegensatz und auf dem Hintergrund meiner älteren Denkweise ihre rechte Beleuchtung erhalten könnten«<sup>9</sup>. Bei dieser Sachlage muß schon die bloße Interpretation seines späteren Werks, um so mehr aber jeder Versuch, es für die Philosophie unabhängig von Textexegese fruchtbar zu machen, jeweils untersuchen, ob und inwiefern Wittgensteins spätere Auffassungen durch ihre selbstkritische Motivation beschränkt sind und der Korrektur bedürfen<sup>10</sup>. Dafür wollte ich am Ende eines ganz überwiegend bloßer Interpretation gewidmeten Buches wenigstens ein Beispiel gegeben haben. Denn von bloßer Interpretation gilt die These Epiktets, daß Schriftgelehrsamkeit noch keine Philosophie ist, und sein Monitum: »Wenn jemand sich rühmt, er könne die Bücher Chrysipps verstehen und auslegen, so sage zu dir selbst: wenn Chrysipp nicht dunkel schriebe, so hätte der nichts, wessen er sich rühmen könnte«<sup>11</sup>.

## Anmerkungen:

## Vorwort

<sup>1</sup> Anscombe 1959, 11 f.

## I. Die Form der Philosophie

<sup>1</sup> In der Reihenfolge der genannten Möglichkeiten so bei Stenius 1969; Finch 1971, App. I; Scheier 1988.

<sup>2</sup> McGuinness 1988 (engl.), 300. In der deutschen Übersetzung von J. Schulte habe ich die Formulierung nicht finden können – vielleicht auch, weil ich noch vor ihrem Erscheinen McGuinness meinen Vorschlag präsentiert habe. Vgl. unten Anm. 24.

<sup>3</sup> Geach 1957, 558: »there has hardly ever been written a philosophical work with a greater degree of organic unity«.

<sup>4</sup> die mir zur Kenntnis gelangt sind – ein angesichts der wirklichen Uferlosigkeit der Literatur zu Wittgenstein leider unvermeidlicher Zusatz that should go without saying.

<sup>5</sup> Scheier 1988 gründet seine souveräne Mißachtung des Numerierungssystems auf ein obiter dictum in 4.442, demzufolge die Nummer eines Satzes ebensowenig zum Satzgefüge gehört wie Freges Urteilsstrich. Aber Übersichtlichkeit und Klarheit sollten besser zu einem Buch gehören. – Vgl. unten Anm. 21 und 23.

<sup>6</sup> V. Wright 1982 (zuerst 1954), 34: »what makes a man's work classic is often just this multiplicity, which invites and at the same time resists our craving for clear understanding.«

<sup>7</sup> Diese These vertritt auch Griffith 1976, obwohl er die Differenzen in Begründung und Durchführung unterbestimmt.

<sup>8</sup> Vgl. dieses Kapitel, Abschnitt 5, unten S. 22 f.

<sup>9</sup> Principes de la Nature et de la Grace fondés en Raison (1714), § 7.

<sup>10</sup> Auch das Bild der Leiter stammt von Schopenhauer (WWV II, Kap. 7. S. 108), bezieht sich bei ihm aber auf die Funktion von Bücherwissen für wirkliche Einsicht.

<sup>11</sup> Zur Kritik an Deutungen der Position Wittgensteins in der LPA als einer Form von Kantianismus oder Transzendentalphilosophie vgl. unten das Ende von Kap. V, S. 112–14.

<sup>12</sup> In dieser Veränderung gegenüber meiner Darstellung in Lange 1989 folge ich partiell dem Vorschlag eines meiner Hamburger Hörer, Herrn stud. phil. Severin Schröder. Ihm habe ich auch dafür zu danken, daß er mich vor etwas bewahrt hat, was ein größerer Schnitzer in mathematischer Terminologie gewesen wäre.

<sup>13</sup> »Every sentence in the *Tractatus* should be seen as the heading of a chapter, needing further exposition.« (zit. nach Rhees (Ed.) 1984, S. 159). – Wenn nicht jeder Satz der LPA schon darum die Überschrift eines »Kapitels« sein sollte, weil er kommentarbedürftig ist, dann hat Wittgenstein in dieser Äußerung seinem Freund Drury gegenüber übertrieben. Aber von den Hauptsätzen und Haupterläuterungen gilt das Gesagte ohne Zweifel. Damit wäre freilich eine noch feinere Gliederung der LPA in Kapitel angegeben, die nicht wie die von mir hier explizierte Gliederung in Reihen auch Sinnzusammenhänge in der LPA im großen zu identifizieren erlaubte.

<sup>14</sup> Diese Parallele wäre der geeignete Ausgangspunkt für eine kantianisierende Deutung der LPA als Transzendentalphilosophie, als einer »Kritik der reinen Sprache« (Geach; vgl. Stenius 1969, 287). – Über die Berechtigung einer solchen Deutung können aber nicht glanzvolle Formulierungen, sondern nur konkrete Vergleiche im einzelnen entscheiden. Ich werde am Ende von Kap. V die für solche Vergleiche wichtigsten Punkte skizzieren und das Ergebnis wird sein, daß trotz eines gemeinsamen Ausgangspunkts die Differenzen so sehr überwiegen, daß man bezüglich der LPA allenfalls von einem sich selbst aufhebenden Kantianismus sprechen sollte.

<sup>15</sup> Vgl. schon »Aufzeichnungen über Logik« (1913): »Um einen Satz p zu verstehen, genügt es nicht zu wissen, daß p »p« ist wahr« impliziert, sondern wir müssen außerdem wissen, daß »p »p« ist falsch« impliziert. Dies zeigt die Bipolarität des Satzes. (Tb 189) – Bipolarität ist eine stärkere Forderung als Bivalenz, derzufolge ein Satz nur *entweder* wahr *oder* falsch sein können muß.

<sup>16</sup> »Ganz allgemein bezeichnen wir eine Punktmenge (beliebiger Dimension) als *konvex*, wenn mit zwei Punkten, die zu ihr gehören, auch alle Punkte der geradlinigen Verbindungsstrecke zu der Menge gehören.« (Funk-Kolleg: Mathematik, Frankfurt (Fischer) 1979, 355)

<sup>17</sup> Darauf weist McGuinness 1988 (dt.), 409, hin. Er vermutet, Wittgenstein habe sich in Entwicklung und Anwendung des Nummerierungssystems leiten lassen »von einem Prinzip, das sich heute nicht einmal mehr erraten läßt.« (ebd.) Ich hoffe, es erraten zu haben.

<sup>18</sup> »Es handelt sich, ganz eigentlich, um die Darstellung eines Systems. Und zwar ist die Darstellung *äußerst* gedrängt, da ich nur darin festgehalten habe, was mir – und wie es mir – wirklich eingefallen ist.« (Brief Nr. 106 an v. Ficker, Br. 94) – Im Zusammenhang der oben in Anm. 13 angeführten Äußerung stimmte Wittgenstein auch C. D. Broads Charakterisierung der LPA als »highly syncopated« zu (Broad 1925, S. VII). Sie war Ausgangspunkt zahlreicher musikalischer Analogien zur Charakterisierung der Darstellung der LPA, z. B. bei Stenius 1969, 17.

<sup>19</sup> Eine Ausnahme bildet Finch 1971. Er bestimmt aber die Differenz zwischen Satz 3.2 ff. und 4.2 ff. anders als ich. Vgl. Kap. III, Anm. 3, S. 138.

<sup>20</sup> Vor allem Malcolm 1986, Ch. VII »The inner process of analysis«.

<sup>21</sup> Zur ausdrücklichen Explikation der Sinnbeziehungen auch in den Spalten des 49er-Quadrats hat mich der meinem Vorschlag zum Verständnis der Struktur der LPA äußerlich überraschend ähnliche Vorschlag von Scheier 1988 angeregt. Er ist mir erst unmittelbar vor Fertigstellung des Ms. für den Satz bekannt geworden. In Lange 1989 fehlte mir die Kenntnis noch. – Scheiers Vorschlag läuft auf eine quadratische Matrix auf der Basis von 6 heraus, für die er sich vor allem darauf stützt, daß ausweislich der ersten Ms-Seite des »Prototractatus« der Zusammenhang der ersten 6 Hauptsätze mit Satz 7 erst später hergestellt worden ist (während die 6 Hauptsätze auf der ersten Seite des Ms. aufgelistet sind, taucht Satz 7 erst auf S. 71 auf). Scheier besetzt die 36 Felder seiner Matrix mit den Nummern der Hauptsätze und Hauptidealäuterungen in Bustrophedon-Schreibung und fügt als fünfte Zeile, inhaltlich als eigentlichen »Tractatus logicus«, die Bemerkungen 5.51 und folgende gleicher Stufe mit Satz 5.6 als letztem Satz ein. Die Beziehungen zwischen den Zeilen und Spalten der Matrix sieht er durch Verwandtschaft der sie dominierenden formalen Begriffe gestiftet. – Scheier behandelt aber das Problem der Struktur nur als eines ästhetischer Übersichtlichkeit: »Der *Tractatus* ist weder ordine geometrico noch ordine logico konstruiert, vielleicht aber ordine aethetico« ist seine Ausgangsthese. – Die Schopenhauer-Problematik im Hintergrund der Struktur der LPA aber spricht vielmehr dafür, daß das Problem der Form der Philosophie für Wittgenstein ein inhaltliches was – zu explizieren, welches, konstituiert m.E. die Vorzugswürdigkeit des hier gemachten Vorschlags. Bewähren muß er sich in der Ausführung der Interpretation. – Die erste Version meines Vorschlags datiert vom 13. 12. 1986.

<sup>22</sup> Black (1964), 37 zu Satz 1.2.

<sup>23</sup> Das zu sagen verstößt nicht gegen die These in 4.442, wonach die Nummer eines Satzes nicht zum Satzgefüge gehört (vgl. oben Anm. 5). Denn hier geht es nicht um das sinnvolle Satzgefüge von Satz 7, sondern um den formalen Schlußpunkt eines mit dieser Zeile endenden philosophischen Textes, der als dieser Schlußpunkt zeigend etwas zu verstehen gibt, was er nicht aussagt.

<sup>24</sup> Rhees (Ed.) 1984, 132. – Ich bin mit meinem Vorschlag zum Verständnis der Struktur der LPA auf überwiegend skeptische, z.T. sogar feindselige Reaktionen gestoßen. Der frühe persönliche Zuspruch des mir befreundeten Hegel-Forschers H. F. Fulda (Heidelberg) war mir eine große Hilfe. Die erste positive Reaktion aus besonderer sachlicher Zuständigkeit, ohne die dieses Buch wohl keinen Verlag gefunden hätte, verdanke ich B. F. McGuinness (Oxford). Er schrieb mir u. a. zu der von mir behaupteten Rolle der Zahl 7: »Nothing un-Wittgensteinian about such a conceit... For 7 in particular I might add Wittgenstein's fondness for the question whether 3... consecutive 7's occur in the decimal expansion of pi; also his using as an example the number 343 – to him it was a matter of immediate knowledge, he said, that this was 7<sup>3</sup>, whereas someone else might have to work it out.« – J. Kulenkampff (Duisburg), der sich brieflich ablehnend zur früheren Version meines Vorschlags geäußert hat (Lange 1989), verdanke ich die Beobachtung, daß in 49er- und 21er-Quadrat zusammen 49 verschiedene Bemerkungen über ihre Ordnungszahlen Aufnahme gefunden haben (Mehrfachauftritte von Bemerkungen nicht gezählt).

## II. Zur ersten Reihe: Welt – Bild – Gedanke

<sup>1</sup> Das jedenfalls berichten, ohne Belegnachweis, Wuchter/Hübner 1979, S. 72.

<sup>2</sup> Diesen Vorschlag hat mündlich Prof. Albert Menne (Bochum) auf einer Tagung der Katholischen Akademie Schwerte/Ruhr am 11. 7. 1987 gemacht.

<sup>3</sup> Janik 1985, 32–35; Magee 1983, Appendix 3 passim, bes. 298.

<sup>4</sup> Diese beiden Stellen werden in Abschnitt (2.) erklärt (S. 38 f.)

<sup>5</sup> Black 1964, 27–29.

<sup>6</sup> »Da die Sprache in *internen* Relationen zur Welt steht, so bestimmt *sie* und diese Relationen die logische Möglichkeit der Tatsachen« (Tb 25. 4. 15 a, Tb 134). »Es ist klar, daß es auf dasselbe hinauskommt zu fragen, was ist ein Satz, wie zu fragen, was ist eine Tatsache – ...« (Tb 30. 5. 15 b, Tb 144)

<sup>7</sup> Stenius 1969, 17.

<sup>8</sup> Finch 1971, 255 f.

<sup>9</sup> Vgl. Kap. I, oben S. 20 und Fn 15.

<sup>10</sup> Vgl. dieses Kap., oben S. 34.

<sup>11</sup> Hier folge ich in freier, mich nicht an alle Einzelheiten bindender Weise der Interpretation von Finch 1971, Ch. 1 und 2.

<sup>12</sup> Wittgenstein erörtert die Probleme der Einfachheit immer wieder, besonders eindringlich und zusammenhängend vom 14. 6. 15 an. Er erwägt als Beispiele für einfache Gegenstände »*minima sensibilia*« (Tb 7. 5. 15 b, Tb 137) und »materielle Punkte« (Tb 20. 6. 15, Tb 161 c), bleibt aber, wegen der Schwierigkeiten, überzeugende Beispiele zu finden (21. 6. 15 a, Tb 162), bei der schon früh skizzierten Auffassung (Tb 23. 5. 15 i, Tb 142), einfache Gegenstände als Folgerung a priori aus der Idee der Analyse aufzufassen (Tb 14. 6. 15 c, Tb 153), weil es »*einen Prozeß der Analyse ... (jedenfalls) gibt*« (Tb 9. 5. 15 c, Tb 138) – Und er meint: »Es scheint klar, daß das, was wir MEINEN, immer »*scharf*« sein muß « »Meinen« ist Denken des Satzsinnes durch einen Sprecher (Tb 162 c).

<sup>13</sup> Das Problem des falschen Satzes hat Bogen, 1972 (vgl. S. 5) zum Zentrum seiner Interpretation von Ontologie und Bildtheorie der LPA gemacht. – Vgl. BIB 57.

<sup>14</sup> Vgl. oben Kap. I, S. 20 f.

<sup>15</sup> Die offensichtlicheren Entsprechungen in den Textpassagen sind: Sätze 1.1 und 1.12 entsprechen Satz 2.04; 1.12 wird auch in 2.05 aufgenommen; 1.2 und 1.21 haben ihre Entsprechung in 2.061–2.

<sup>16</sup> Vgl. dazu unten Kap. III, Abschnitt 2, S. 59 ff.

<sup>17</sup> Wittgenstein gibt ein Beispiel für diese Notation in Satz 5.101 für eine Sprache mit nur zwei Elementarsätzen. In der sechsten und siebenten Zeile von unten des dort gezeigten Schemas sind die Sätze p und q jeweils als Wahrheitsfunktionen von p und q zugleich dargestellt und d.h. als Bilder der gesamten Wirklichkeit, also der Welt (2.063), die in dieser Sprache überhaupt darstellbar ist. Dadurch ist *gezeigt*, daß der Satz immer schon den ganzen logischen Raum durchgreifen muß (vgl. 3.42 a und c).

<sup>18</sup> Frege 1884, S. XXII: »es ist das Psychologische von dem Logischen, das Subjektive von dem Objektiven scharf zu trennen«. Dieser erste Grundsatz wird von einem zweiten gefolgt, der eine der Formulierungen des propositionalen Zusammenhangsprinzips von Frege gibt, das Wittgenstein aufnahm (vgl. 3.3, 3.314): »nach der Bedeutung der Wörter muß im Satzzusammenhang, nicht in ihrer Vereinzelung gefragt werden«.

<sup>19</sup> Ebd., S. XIX.

<sup>20</sup> Hier befinde ich mich in Übereinstimmung mit Carl 1982, 183 u. ff.

<sup>21</sup> Vgl. Finch 1971, 217. – Vgl. zum folgenden auch unten Kap. IV, S. 73 ff.; Wittgenstein hat sich in seiner späteren Selbstkritik trotz Festhaltens an der Überzeugung der Nichtrepräsentierbarkeit qualitativen Gehaltes (vgl. PU § 610) darum bemüht, den »Punkt« zu bestimmen, »an dem man sagt, man könne dem *Anderen* eben nur die Form mitteilen, nicht aber den Inhalt.« (Z § 87)

<sup>22</sup> Im Tagebuch 1914 stößt Wittgenstein auf den im Beispiel explizierten Unterschied zwischen Bildern im allgemeinen und Sätzen im besonderen durch die Beobachtung, daß man ein Bild nicht verneinen kann (Tb 26. 11. 14 g/h, Tb 123). In der LPA bleibt der Unterschied implizit, weil, was über Bilder im allgemeinen gesagt wird, sich implizit schon an Sätzen, sogar Elementarsätzen orientiert. Vgl. oben S. 41 f. und die Darstellung im folgenden.



<sup>23</sup> Vgl. Bogen 1972, Ch. II, 102–168; PG 212–14; PB § 20, PB 63: »Eine falsche Auffassung des Funktionierens der Sprache zerstört natürlich die ganze Logik und alles, was mit ihr zusammenhängt und bringt nicht an irgendeiner Stelle nur eine kleine Störung hervor. – Wenn man das Element der Intention aus der Sprache entfernt, so bricht damit ihre ganze Funktion zusammen.« Die LPA entfernt das Element der Intention aus der Sprache in der Lehre von der Form der Abbildung – daß sie Bild und Abgebildetem notwendig gemeinsam ist, wird auf etwas Tatsächliches – homologe Struktur – zurückgeführt.

<sup>24</sup> Eine Variante der zweiten Deutung wäre es, anzunehmen, Wittgenstein mache hier, wie zweifellos andernorts (3.203, 2. Satz), einen Unterschied zwischen einem Satztyp und seinen Instanzen – der Typ enthalte dann den Sinn noch nicht, nur die Möglichkeit, ihn auszudrücken etc. Aber auch hier lauert im Hintergrund das Subjektproblem: *wer* verwendet die Instanzen eines Satztyps? – Die Sprechhandlungsinterpretation der zweifellos schon in der LPA präsenten »Gebrauchstheorie« der Bedeutung (vgl. 3.326, 6.211 b) gehört definitiv erst in die zweite Phase Wittgensteins (vgl. zuerst PG § 140 f., PG 193).

<sup>25</sup> Wenn diese Auffassung Wittgenstein zugeschrieben wird, wie hier der Fall ist, dann wird von seinem in der LPA inoffiziellen Philosophiebegriff Gebrauch gemacht, demzufolge die Untersuchung der Möglichkeit jedes Einzelnen »uns einen Aufschluß (gibt) über das Wesen der Welt.« (Vgl. 3.3421) Vgl. Kap. VI, S. 115 f.

### III. Zur vierten Reihe: Gedankensätze – der verborgene Psychologismus der Sprachkonzeption in der LPA

<sup>1</sup> Favrhoidt 1964; Hallett 1967, Ch. I, VIII »The act of Meaning«. Freilich ist die Rede von einem »act« unberechtigt; Favrhoidt dagegen versteht das Denken des Satzsinnes als »objektiven« Prozess, insofern Gedanken an ihnen selber, ohne »verwendet« zu werden, logische Bilder der Tatsachen sein sollen. Dieser richtigeren Auffassung stimmt auch Malcolm 1986, 74 f., zu. Vgl. bei ihm Ch. VI u. VII. – Weniger starke Thesen zur Frage bei Finch 1977, Ch. II, und Pears 1988, 208–11.

<sup>2</sup> Kenny 1981. – Auch Kenny denkt an einen »act of meaning«, den er dem fälschlich mit dem ethischen Willen (6.423) identifizierten »metaphysischen Subjekt« (vgl. 5.633) zuschreibt – darin wirkt sich die Nichtberücksichtigung der Schopenhauer-Bezüge aus. – Daß »metaphysisches Subjekt« und ethischer Wille in der LPA im Unterschied zu den Tagebüchern nicht identisch sind, sieht richtig Finch 1971, 151.

<sup>3</sup> Eine Ausnahme ist Finch 1971, vgl. bes. 81 ff. Er sieht jedoch einen Unterschied zwischen vollständiger Analyse, die auf Sätze führt, die noch syntaktisch unterschiedene Kategorien von Elementen enthalten, und Elementarsätzen, deren Syntax rein kombinatorisch sei. Dagegen spricht die Homologie zwischen den Endpunkten der Analyse und Elementarsätzen, die etwa 3.21 andeutet. – Vgl. oben Kap. I, S. 22 f.

<sup>4</sup> Harman 1973, 67.

<sup>5</sup> Der letzte Satz von »Some Remarks on Logical Form« lautet: »... the ultimate analysis of the phenomena in question..., as we all know, has not yet been achieved.« (S. 37)

<sup>6</sup> Vgl. Malcolm 1986, S. 105 und 117.

<sup>7</sup> Tb 20. 6. 15: »Es scheint klar, daß das, was wir MEINEN, immer »scharf« sein muß.« (Tb 162 b/c) Tb 12. 9. 16.: »Das Denken nämlich ist eine Art Sprache ... der Gedanke ... eine Art Satz.« (Tb 177 f.) Vgl. oben Kap. I, S. 23 und Kap. II, S. 37 mit Fn 12.

<sup>8</sup> Vgl. oben Kap. II, S. 48 f.

<sup>9</sup> Titel der Schrift von 1879, meine Hervorhebung.

<sup>10</sup> Vgl. oben Kap. II, S. 42 und 48; einige Aspekte des Problems behandelt Sluga 1983.

<sup>11</sup> Vgl. z.B. BIB 18 f., 21–5, 35–7, 63–74.

<sup>12</sup> Vgl. z.B. Finch 1977, 18; Dummett 1978, 89.

<sup>13</sup> Frege, Der Gedanke (1918), S. 61. Ich halte es für wahrscheinlich, daß Wittgenstein wenn nicht diesen Aufsatz, so doch die Auffassungen, die er darstellt, schon vor der Fertigstellung der LPA gekannt hat. Viele seiner Bemerkungen über Gedanken lassen sich als kritische Zuspielungen von Thesen Freges lesen.

<sup>14</sup> Einen formalen Beweis dafür, daß es sich logisch um eine bijektive Beziehung handelt, führt Kienzle 1983, 40–3. Aber der logische Charakter der Bijektivität der Beziehung Name/Gegenstand ist bei Wittgenstein inhaltlich aufgeladen.

<sup>15</sup> Eine Ausnahme ist Carl 1982, 206, dem ich hier verpflichtet bin.

<sup>16</sup> Charakteristischerweise fehlt in Wittgensteins reichhaltigem Repertoire von Formen die Kategorie ›Form eines Namens‹ – vgl. Finch 1971, 99. Die ›Form des Namens‹ ist eben die des von ihm bezeichneten Gegenstandes. Vgl. ›Some Remarks on Logical Form.‹ (1929), S. 36: »I have said elsewhere that a proposition ›reaches up to reality‹, and by this I meant that *the forms of the entities are contained in the form of the proposition* which is about these entities.« (meine Hervorhebung)

<sup>17</sup> Der Ausdruck ›berühren‹ stammt aus den im Anhang zu WWK abgedruckten ›Thesen‹ von Friedrich Waismann, in denen er die Lehren der LPA, wie Wittgenstein sie am Ende der 20er Jahre verstand, zusammenfassen wollte (S. 249). Wittgenstein redet von einer ›Verbindung‹ von Sprache und Welt (6.124, 3. Satz). Die Annahme einer solchen ›Verbindung‹ bezeichnete Wittgenstein als einen von zwei Grundirrtümern in der LPA: den über ›hinweisende Erklärung‹; der andere betraf das Verständnis logischer Analyse als eines Entdeckungsverfahrens (vgl. WWK 209 f. und PG 210).

<sup>18</sup> Der Grund für diese vorsichtiger Formulierung ist der: auch Ausdrücke, die nicht ontologisch Einfaches bezeichnen, können einfache Ausdrücke und also Namen sein. Sie treten dann *wie* im Zusammenhang des Elementarsatzes auf – so nämlich, daß sie das Bezeichnete *als* Einfaches meinen. Wenn ich dem Sonnensystem X, einem Komplex, den Namen Ludwig gebe, dann kann dieser Name nicht dazu dienen, seine Komplexität kenntlich zu machen – er ist ja nur ein einfaches Zeichen. Dann gilt vielmehr: »Der Name faßt seine ganze komplexe Bedeutung in Eins zusammen.« (Tb 22. 6. 15 n, Tb 164)

<sup>19</sup> Vgl. außer WWK 209 f. PG § 55 c (PG 97) und zum Problem im ganzen Hacker 1986, 75–8.

<sup>20</sup> So schon Black 1964, 156 ad 3.41: »The propositional sign, together with the meanings assigned to its constituents – that is what we mean by a ›logical place‹.«

<sup>21</sup> Vgl. Black 1964, 305 zu Satz 5.5561.

<sup>22</sup> Eine kurze Erörterung, die freilich das ›konventionalistische‹ Mißverständnis bekräftigt, geben Baker & Hacker 1984, 39–46, bes. 42. – Ein Beispiel für die nichtgegenständliche Operationsauffassung der logischen Operatoren gibt Wittgenstein in folgender Bemerkung über die Negation:

»4.0621 Daß aber die Zeichen ›p‹ und ›¬p‹ das gleiche sagen *können* ist wichtig. Denn es zeigt, daß oem Zeichen ›¬‹ in der Wirklichkeit nichts entspricht.

Daß in einem Satz die Verneinung vorkommt, ist noch kein Merkmal seines Sinnes (–¬p = p). ...«

<sup>23</sup> Vgl. zu dieser von Wittgenstein nur implizit (2.022) gebrauchten Wendung Malcolm 1986, Ch. I.

<sup>24</sup> In Satz 3.342.

<sup>25</sup> Auch im ›Prototractatus‹ folgen beide Sätze einander direkt, 3.5 hat aber die Ordnungszahl 3.3. – Nach dem Faksimile der ersten Textseite des Ms. zu urteilen, könnte Wittgenstein zunächst daran gedacht haben, jedem Hauptsatz die Anzahl von Erläuterungen zu geben, die der Kardinalität seiner Ordnungszahl entspricht (Satz 1 eine, Satz 2 zwei, Satz 3 drei etc.). Die Gesamtzahl der Hauptsätze und Haupterläuterungen hätte dann 28 ergeben und damit der Anzahl der gesondert nummerierten Bemerkungen entsprochen, die im ›Prototractatus‹ die Sätze 6.4 und 7 verbinden.

<sup>26</sup> »Die Theorie der logischen Abbildung durch die Sprache gibt als erste einen Aufschluß über das Wesen der Wahrheits-Beziehung.« (Tb 20. 10. 14 c, Tb 102) Einen solchen Aufschluß geben zu wollen, hat Wittgenstein in seiner späteren Selbstkritik für gänzlich verfehlt, weil nur tautologisch möglich gehalten – vgl. das Zitat aus EBT 136 im Kommentar von Baker & Hacker zu PU § 136 (Oxford<sup>2</sup>1984, S. 254).

<sup>27</sup> Anscombe 1959, <sup>4</sup>1971; Stenius 1969 (engl. 1960); Black 1964; Maslow 1961 (geschrieben 1933). Auch spätere wichtige Untersuchungen halten sich in diesem Problemhorizont: Pears 1971, Kenny 1974 (engl. 1972), Fogelin 1976, Mounce 1981. Eine größere Distanz verrät Bogen 1972, der sich auf die unveröffentlichte Oxford-Dissertation von David Shwayder stützte.

<sup>28</sup> Meine Darstellung kann also nur beanspruchen, eine dominante Interpretationstradition zu ergänzen. Vorarbeiten für meine leitende Perspektive gibt es nur in Aufsätzen bzw. Appendices zu Büchern – zuerst Janik 1966 (in: Janik 1985), dann Griffith 1976 und Magee 1983, App. III. – Daß Schopenhauer, Frege und Russell die von Wittgenstein anerkannten philosophischen Einflüsse auf seine Entwicklung erschöpfen, macht eine äußerst präzise autobiographische Notiz W.s von 1931 deutlich (die präzise darin ist, daß sie alle Einflüsse in ihrer zeitlichen Reihenfolge namhaft macht) – vgl. VB 476 b: »So haben mich Boltzmann, Hertz, Schopen-

hauer, Frege, Russell, Kraus, Loos, Weininger, Spengler, Sraffa beeinflusst.« Boltzmann und Hertz waren (philosophierende) Physiker, Kraus und Weininger Literaten und Psychologen, Loos Architekt, Spengler (philosophierender) Kulturhistoriker, Sraffa Ökonom.

#### IV. Die erste Kritik des Solipsismus (LPA 5.6 – 5.641)

<sup>1</sup> Ich wende mich also gegen dominante Interpretationen, die Wittgenstein selber als eine Art (»transzendentalen«) Solipsisten verständlich zu machen suchen – vor allem Pears 1972, 1987; Hacker 1986 (zuerst 1972).

<sup>2</sup> Die erste Tb-Notiz datiert vom 23. 5. 1915; die Vorlesungsnotizen über »private Erfahrung und Sinnesdaten« (NFL), in denen das Privatsprachenproblem als Nachfolgeproblematik des Solipsismus bei Wittgenstein erreicht wird, werden auf einen Zeitraum datiert, der bis März 1936 reicht.

<sup>3</sup> Das ist die These von Hacker 1986, z.B. 90 f., 101 f.

<sup>4</sup> Pears 1972 bezieht Wittgensteins Auseinandersetzung mit dem Solipsismus vornehmlich auf Russell, vor allem, weil dieser in »On the Nature of Acquaintance« (1914) schon eine sprachphilosophische Form des Solipsismus vorweggenommen hatte: »Jedes Wort, das wir jetzt verstehen, muß eine Bedeutung haben, die innerhalb der Grenzen unserer gegenwärtigen Wahrnehmung liegt.« (zit. nach Russell 1979, S. 137) Außerdem fand er zurecht, daß Hackers (1986, zuerst 1972) Namhaftmachung von Schopenhauer-Bezügen »do not always make ... (Wittgensteins' remarks) easier to understand« (57). Es gibt aber ein durchschlagendes Argument für die Vorrangigkeit des Schopenhauer-Bezuges – Wittgenstein spielt im Tagebuch 1916, auf dessen Vorarbeiten LPA 5.6 ff. beruht, mit monistischen und pantheistischen Gedanken, die nicht von Russell her angeregt sein können, weil dieser, wie Pears selber einräumt (58 f.), zum »Ich« oder »Subjekt« positiv nichts zu sagen hat. (Schon die erste Tb-Notiz von 1915, die dem Einfluß Russells zeitlich noch am nächsten ist, erwähnt eine »Weltseele« (Tb 23. 5. 1915 b, Tb 141)). Pears hat aber auch eingeräumt, daß Hacker mit der Annahme eine Wiederlektüre Schopenhauers durch Wittgenstein im Jahr 1916 eine »plausible conjecture« angestellt habe. Nur hat Hacker sich darauf beschränkt, Formulierungsparallelen zwischen Schopenhauer und Wittgenstein im Tb 1916 aufzuweisen und keinerlei argumentative Struktur entdeckt.

<sup>5</sup> Hintikka 1958, 90, hat behauptet, »that Wittgenstein identified the metaphysical subject with a totality of propositions«. Darin werden empirisches Subjekt des Denkens und metaphysisches Subjekt verwechselt. Das metaphysische Subjekt ist für die LPA »eine Grenze der Welt« (5.632) und als solche »ausdehnungslose(r) Punkt« (5.64) – eine Metapher, die ernstzunehmen und mit Hintikkas Interpretation unvereinbar ist.

<sup>6</sup> Vgl. oben Kap. III, S. 55.

<sup>7</sup> Vgl. oben Kap. III, S. 63 f.

<sup>8</sup> Vgl. Kap. II, S. 41 ff., bes. 43 ff.

<sup>9</sup> Auch hier folge ich in freier, mich nicht an alle Einzelheiten bindender Weise der Interpretation von Finch 1971, 153 ff. und 184 ff.

<sup>10</sup> Zuletzt mit großem Applomb von Hintikka & Hintikka 1986, Ch. 2 und 3. Sie berufen sich u.a. auf unveröffentlichte Notizen von Frank Ramsey über Gespräche mit Wittgenstein als das »smoking gun« ihrer These (S. 77). Vorsichtigerweise teilen sie nicht mit, wann Ramsey diese Notizen gemacht hat – während seiner Besuche bei Wittgenstein 1923 und 1924 (dann hätten sie größere Aussagekraft) oder gelegentlich von Diskussionen in Cambridge 1929 (dann wären sie der z.B. PB kennzeichnenden Rück-Projektion von neuen, positivistischen Ideen Wittgensteins auf die LPA zuzurechnen). – Vorsichtiger als Hintikka & Hintikka 1986 ist Malcolm 1986, S. 10 f., bezgl. der Frage, ob Wittgensteins objects »objects of acquaintance« in Russell's sense« waren. Er sieht Übereinstimmungen und starke Differenzen (letztere bes. im Zusammenhang der »Ewigkeit der Gegenstände als Elemente der Substanz der Welt). Vgl. auch Ch. 2–3 insgesamt. – Die wirkliche Komplexität von Wittgensteins Theorie über Dinge, Sachen und Gegenstände hat aber m.E. schon lange vorher Finch 1971, Ch. 2 »Objects and Things« deutlich gemacht. Ihr wird keine einfache These, wie z.B. die der Hintikkas eine ist, gerecht.

<sup>11</sup> Stenius 1969 vertritt die These, auch logische Bilder bedürften eines Interpretationsschlüssels (These VI.1, S. 129 u. ff.). Seine Darstellung der Bildtheorie (vgl. auch die in Block (Hrsg.) 1981 gegebene) ist keine

Interpretation von Wittgensteins Text, sondern eine systematische und wesentliche Pointen Wittgensteins verfehlende Fortentwicklung. Vgl. auch Hacker 1981 in: Block (Hrsg.) 1981.

<sup>12</sup> Im spätesten Text, in dem sich Wittgenstein ausführlich mit dem Solipsismus beschäftigt, findet sich sowohl eine nachträgliche Bestätigung dieser These als auch meiner Interpretationsthese im ganzen, das Solipsismus-Problem sei für Wittgenstein im Hinblick auf Schopenhauers eigene Position virulent geworden. Es wird dort gerade derjenige, der sagt, die Welt ist meine Vorstellung, als Solipsist bezeichnet, wenn auch als einer, der auf dem Weg ist, die Illusion der ›Seinigkeit‹ der Welt zu zerstören: »But here solipsism teaches us a lesson: It is that thought which is *on the way* to destroy this error. For if the *world* is idea it isn't any person's idea. (Solipsism stops short of saying this and says that it is my idea.)« (NFL 297)

<sup>13</sup> Vgl. Finch 1971, 217; sowie 155 und 158.

<sup>14</sup> Vgl. oben Kap. III, S. 64 f. – Für die Voraussetzung der Existenz der Welt bei Wittgenstein hat Finch folgende Formulierung gefunden: »The sheer presence of the world, its *thatness*, cannot be said or experienced or thought. What is most evident is, as it were, most hidden. The primal miracle (as Wittgenstein calls it – sc. in ›A Lecture on Ethics‹, 1929/30, in: Philos. Review 74 (1965), 3–12; EML) that *the world is there*, (and what men mean by this, he says, ›lies close to my heart‹), is *not a fact or a truth or an experience*, but must be presupposed by all of that. It is not too much to say that the decisive insight of Wittgenstein's philosophy is that what is most important, most evident, most undeniable (that is, *that something is*) cannot be said. The *Tractatus* is a kind of stammering in the face of this overwhelming immediacy, both of form and content.« (Finch 1971, 175)

<sup>15</sup> Vgl. oben Kap. III, 1. – Daß der Psychologismus oder Mentalismus das Zentrum auch der LPA und nicht erst der späteren Kritik bildet, sehen außer den S. 53 Anm. 1 und 2 genannten Autoren z.B. auch Hallett 1977 (General Introduction §§ 35–42, S. 38–42) und Miller 1980, 74.

<sup>16</sup> Vgl. oben Kap. III, 2. (S. 64 f.).

<sup>17</sup> Der logisch-semantische Kontext der generellen »ineffability of objectual existence« in der LPA wird gut von Hintikka & Hintikka 1986, 46–51, erklärt.

<sup>18</sup> Pears 1972, 72 f. sieht in der Frage »what exactly is the key?« immerhin ein Problem, hält den Bezug auf 5.6 aber nur für möglich. – Hacker 1986, 91, unterstellt einfach den Bezug auf 5.61 d. Er gerät damit in die Schwierigkeit, daß nach der entsprechenden Tb-Stelle (23. 5. 15 a–c) etwas anderes als Satz 5.6 (= Tb 23. 5. 15 a) der Schlüssel sein soll, nämlich: »Es gibt wirklich nur eine Weltseele, welche ich vorzüglich *meine* Seele nenne, und als welche allein ich das erfasse, was ich die Seelen anderer nenne.« Im Tb fährt der nächste Absatz aber fort: »Die vorige Bemerkung...« (fortgesetzt wie 5.62 a). Das *muß* sich auf Tb 23. 5. 15 a beziehen, denn sonst hätte Wittgenstein wie in LPA 5.62 a »Diese Bemerkung...« formuliert. Er hat immer dasselbe für den Schlüssel zur ›Wahrheit‹ des Solipsismus gehalten: den Satz 5.6 (= Tb 23. 5. 15 a).

<sup>19</sup> Tb 2. 9. 16 g/h, Tb 177; Tb 12. 10. 16 a, Tb 179; Tb 4. 11. 16, die letzten sechs Absätze, Tb 183 f.

<sup>20</sup> Eine Verstärkung der Überzeugungskraft dieser Interpretationsthese wird sich aus der ausführlicheren Darstellung der Schopenhauer-Bezüge der Solipsismus-Kritik in Kap. V ergeben.

<sup>21</sup> Die von mir als ›üblich‹ und ›dominant‹ bezeichnete Interpretation dieser beiden Sätze ist freilich nie unbestritten gewesen. Rush Rhees hat schon 1947 beiläufig behauptet: »Wittgenstein has never held to solipsism...« (Rhees 1947, 388). Vgl. Mounce 1981, Magee 1983, 313. Nur blieben Argumente dafür spärlich.

<sup>22</sup> Wittgenstein wendete sich einmal gegen den Schopenhauerschen Gebrauch des hermeneutischen ›als‹ in der Wendung ›als welcher‹ (1948, VB 551), räumte aber ein, daß es »den Ausdruck manchmal bequemer, deutlicher, machen« kann.

<sup>23</sup> »Was der Leser auch kann, das überlaß dem Leser.« (1948, VB 560) – Die Identifizierung des (metaphysischen) Subjekts der LPA mit ihrem ethischen Willen (vgl. 6.423) ist ein weit verbreiteter Fehler – den Hacker 1986, Janik 1985 (zuerst 1966), Magee 1983, Kenny 1981, Hallett 1967, Favrholt 1964, kurz: die meisten Autoren in der ›mentalistischen‹ Interpretationstradition der LPA machen (sie eine Tradition zu nennen, ist freilich übertrieben, da die Autoren in ihr so gut wie keinerlei Notiz voneinander genommen haben). Diesem Fehler widersprach entschieden schon Finch 1971, 151. Das metaphysische Subjekt ist »eine Grenze der Welt« (5.632), der ethische Wille eine Instanz, die die Grenzen der Welt verändern kann (vgl. 6.43).

<sup>24</sup> Daß es sich bloß um die Skizze einer Analyse handelt, hat in einer Arbeit mit vorrangig systematischem und nicht hermeneutischem Interesse nachdrücklich Hidé Ishiguro 1975 betont. Sie zeigt, wieviel Sinn aus Wittgensteins Thesen unter 5.54 unabhängig von der Annahme einer Denksprache gemacht werden kann:

»what 5.542 says is the beginning of a correct analysis rather than a dogmatic obscurantist claim« (202). Wittgenstein hat sich aber bezgl. der LPA selber des Dogmatismus für schuldig bekannt (WWK 182 ff.) und die starken Hinweise auf den »dogmatic obscurantist claim« einer Denksprache erörtert Ishiguro gar nicht – deshalb treffen ihre aufschlußreichen Rettungsversuche in systematischer Absicht meine Interpretationsthese nicht. – Ich danke Frau Ishiguro für mehrere Diskussionen während ihres Aufenthaltes als Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin 1987/88.

<sup>25</sup> Wittgenstein verwendet dieses Stilmittel (vgl. VB 546 b) im übrigen Text der LPA nur zur Markierung von Absätzen innerhalb einzeln numerierter Bemerkungen (3.031, 3.141 a, 4.002 a, 4.441 a, 5.4731, 5.553, 5.5563, 6.31) und nie beim Übergang von einer gesondert nummerierten Bemerkung zur nächsten.

<sup>26</sup> Satz 5.634 a (»kein Teil der Erfahrung ist auch a priori«) und b (»alles, was wir sehen, könnte auch anders sein«) knüpfen an Satz 5.633 b (zweiter Satz: »Das Auge siehst du wirklich nicht«) und c (»Nichts am Gesichtsfeld läßt darauf schließen, daß es von einem Auge gesehen wird«) an. Das Verhältnis Auge-Gesichtsfeld (und analog das Verhältnis metaphysisches Subjekt-Welt) ist a priori und kann daher nicht beschrieben werden (5.634 c). Denn es gibt in der Erfahrungswelt keine Ordnung der Dinge a priori (5.634 d). Satz 5.64 folgt seinem logischen Gewicht nach direkt auf Satz 5.63. Weil das Ich, von dem ein Denk- oder ein Vorstellungsolipsismus Einzigkeit behaupten müßte, metaphysisch als Tatsachenkomplex mit der Welt identisch und epistemologisch als Mikrokosmos dem Makrokosmos koordiniert ist (das Vorstellungsobjekt freilich nur der sinnlich gegebenen Realität), fällt der streng durchgeführte Solipsismus mit dem reinen Realismus zusammen. Denn von dem, was nach der Reduktion der putativen solipsistischen Subjekte auf Tatsachenkomplexe übrigbleibt – der ausdehnungslose Punkt des metaphysischen Subjekts – kann, da sein Verhältnis zur Welt a priori ist, nicht gesprochen werden (5.634).

<sup>27</sup> Vgl. oben, S. 81 f.

#### V. Die Solipsismus-Kritik als Kritik an Schopenhauer und die realistische Transformation der »Welt als Vorstellung«

<sup>1</sup> Janik 1985 (zuerst 1966) und Magee 1983 – vgl. oben Kap. II, S. 33. – Das Fehlen eines Dings-an-sich bzw. von Dingen-an-sich als wichtigen Unterschied zu Kant erwähnt auch Leinfellner 1980, 61, der Wittgensteins LPA gleichwohl für eine idealistische transzendente Metatheorie der Erkenntnis hält, wenn auch nicht für eine Kantische (vgl. ebd. 66). Vgl. zum Problem solcher Charakterisierungen das Ende dieses Kapitels.

<sup>2</sup> Vgl. Kap. IV, S. 70 f.

<sup>3</sup> Vgl. nochmals oben S. 70.

<sup>4</sup> Die Eintragung am 15. 10. 16 markiert keine scharfe Grenze zwischen der solipsistischen und der realistischen Phase Wittgensteins. Die für diesen Schritt ausschlaggebende Einsicht ist schon mehrfach zuvor formuliert, aber z. B. am 17. 10. 16 schon wieder von einer solipsistischen Überlegung verdeckt. Für dieses Schwanke nennt Wittgenstein selber verschiedene Gründe, z. B.: »Oft macht man eine Bemerkung und sieht erst später, wie wahr sie ist« (Tb 10. 10. 14, Tb 98). Der wichtigste Grund liegt in einer Maxime von Wittgensteins philosophischer Technik, die er spät so formuliert hat: »Beim Philosophieren muß man ins alte Chaos hinabsteigen, und sich dort wohlfühlen« (1948, VB 542).

<sup>5</sup> Vgl. hier und zum folgenden oben Kap. I, S. 6–8.

<sup>6</sup> Das unterstellt, chevaleresk, Magee 1983, 297. – Auch Prof. Hidé Ishiguro hat mir gegenüber mündlich geäußert, Wittgensteins Erklärung seines Unverständnisses könnte ein Fall von »professor's ignorance« gewesen sein.

<sup>7</sup> Vgl. dieses Kap, Fn 4.

<sup>8</sup> Winch 1972, 121 ff., hält diese Eintragung auch für einen »major breakthrough«, behauptet aber, Wittgenstein habe ihn noch nicht in der LPA, sondern erst in den PU (§§ 611 ff.) aufgenommen – ich habe nicht verstehen können, warum. – Im gegenteiligen Sinne äußert sich schon Griffith 1976, 15 ff., mit dessen Interpretation ich freilich nicht übereinstimme, weil er Wittgenstein Schopenhauers Willenslehre zustimmen sieht.

<sup>9</sup> Diesen Zusammenhang hat mir Hidé Ishiguro deutlich gemacht – vgl. Ishiguro 1981, die Interpretation der Willenslehre, der ich mich sachlich am nächsten weiß, obwohl sie nicht in der Perspektive einer Kritik an

Schopenhauer durchgeführt wird. – Zu ›Sehen-Als‹ vgl. PU, Teil II, xi.

<sup>10</sup> »Wenn ich für mich denke, ohne ein Buch schreiben zu wollen, so springe ich um das Thema herum; das ist die einzige mir natürliche Denkweise. In einer Reihe gezwungen, fortzudenken, ist mir eine Qual. Soll ich es nun überhaupt probieren? (–) Ich *verschwende* unsägliche Mühe auf ein Anordnen der Gedanken, das vielleicht gar keinen Wert hat« (1937; VB 489).

<sup>11</sup> Die grammatische Unebenheit im Wechsel von ›es‹ in meiner Interpolation in () zu ›er‹ ist *nicht* mein Interpretationsfehler, sondern Schopenhauers Inkarnationstheorie des Subjekts geschuldet – wie der Leser sich durch Überprüfung vergewissern mag.

<sup>12</sup> Vgl. außer den gen. Stellen Tb 141 und Tb 181 auch Tb 5. 8. 16 b, Tb 175; 15. 10. 16 s, Tb 180.

<sup>13</sup> McGuinness 1988 (dt. 348 ff.) berichtet, Wittgenstein habe während des ersten Kriegsjahres einen Band der Schriften Nietzsches erworben und gelesen, in dem u. a. ›Götzendämmerung‹ enthalten war. Die hier ange-deutete Willensauffassung könnte also von Nietzsche beeinflusst sein, der im Abschnitt ›Die vier großen Irrtümer‹ zum Stichwort ›Irrtum einer falschen Ursächlichkeit‹ schrieb: »Der Wille bewegt nichts mehr, erklärt folglich auch nichts mehr – er begleitet bloß Vorgänge, er kann auch fehlen« (Werke, hrg. K. Schlechta, Bd. 2, 973).

<sup>14</sup> Daß dies das Hauptproblem der ethischen Willenslehre des frühen Wittgenstein ist, zeigt Ishiguro 1981, bes. 460–3, der ich hier folge.

<sup>15</sup> »Wir wollen die Bedeutung jener Vorstellungen wissen: wir fragen, ob diese Welt nichts weiter als Vorstellung sei; in welchem Falle sie wie ein wesensloser Traum ... an uns vorüberziehen müßte, nicht unserer Beachtung wert; oder aber ob sie ... noch etwas außerdem ist...« (WWV I, § 17, S. 156 – vgl. die letzten beiden Absätze dieses § im ganzen).

<sup>16</sup> Im Hinblick auf Wittgensteins Gegenstände meint Pears (1971, 66 f.), man müsse akzeptieren, daß Wittgenstein manche Probleme geheimnisvoll offen gelassen habe und hält das in anderem Zusammenhang sogar für den Fehler Wittgensteins (1987, 96, Fn 27 und 194). Was die Gegenstände angeht, halte ich das für falsch, aber für das Willensproblem und die Denksprachenannahme z. B. scheint das richtig zu sein.

<sup>17</sup> Das ist die These von Pears 1971 (74–6) und 1987, Ch. 7, sowie von Hacker 1986, der Wittgenstein einen ›empirischen Realismus‹ durch einen ›transzendentalen Solipsismus‹ so ergänzen sieht, wie er bei Kant und Schopenhauer durch einen ›transzendentalen Idealismus‹ ergänzt worden sei (Ch. 4). – Ich sehe dagegen den Kritikaspekt im Verhältnis zum Solipsismus überwiegen. Gleichwohl steht meine Darstellung Pears' zweiter Erörterung näher als den beiden anderen und setzt vielleicht nur die Akzente anders.

<sup>18</sup> Vgl. Tb 16. 6. 15 d (Tb 154): »Das, was uns a priori gegeben scheint, ist der Begriff: *Dieses*. – Identisch mit dem Begriff des *Gegenstandes*.«

<sup>19</sup> Vgl. u. a. Magee 1983, 299.

<sup>20</sup> Zit. bei Janik 1985, 30 f. – Die Formulierung ›Welt für sich‹ findet sich nur in der Zeitschriftenveröffentlichung der Erinnerungen Drurys an Wittgenstein. Drury dürfte darauf aufmerksam gemacht worden sein, daß Schopenhauers Auffassung eigentlich war, daß die Musik eine Alternative zur Objektivierung des Willens in der Welt als Vorstellung ist, und zwar eine direktere Offenbarung als diese und insofern ein »*Abbild des Willens selbst*« (WWV I, § 52, S. 359). Daher fehlt die Formulierung aus ›The Listener‹ (LXIII, Jan. 28, 1960, 164) in den späteren Bearbeitungen von Drurys Erinnerungen, zuletzt in Rhees (Ed.) 1984.

<sup>21</sup> Vgl. außer den im Text zitierten Stellen Tb 7. 2. 15, 4. 3. 15, 11. 4. 15, 29. 5. 15 c; ›Proto-Tractatus‹ 3.1602; LPA 4.013, 4.014, 4.0141.

<sup>22</sup> Vgl. PB § 14 b (PB 59): »Jede Vorschrift kann als Beschreibung, jede Beschreibung als Vorschrift aufgefaßt werden.«

<sup>23</sup> Vgl. oben Kap. I, S. 10 f.

<sup>24</sup> Vgl. oben Kap. IV, S. 70 f. und dieses Kapitel S. 91.

<sup>25</sup> Das implizieren alle Interpretationen, nach denen sich Wittgenstein auf Schopenhauers ›Welt als Vorstellung‹ *beschränkt* hat – z. B. Pears 1987, 7, 13, 94, 171, 175. – Vgl. dag. BT 406, 421.

<sup>26</sup> So gingen Stenius 1969 (engl. 1960), Kap. XI und Leinfellner 1980 vor.

<sup>27</sup> Vgl. vor allem Janik 1985 (zuerst 1966) und Magee 1983, Appendix 3.

<sup>28</sup> Stenius 1969, 279 f.; Leinfellner 1980, 63 und 65.



<sup>29</sup> Aus dem Bericht von McGuinness 1988, 417, kann geschlossen werden, daß sich Wittgenstein gründlicher mit Kant erst nach Fertigstellung der LPA im August 1918, nämlich in der gemeinsamen Lektüre mit Ludwig Hänsel im Kriegsgefangenenlager in Monte Cassino, beschäftigt hat. (Vgl. aber auch ebd. 390 für den Bericht von Äußerungen über Kant und Schopenhauer schon im Jahr 1916.)

<sup>30</sup> Vgl. oben Kap. IV, S. 86 f. – Es ist interessant, daß Wittgenstein an der reduktiven Konzeption des Subjekts noch festgehalten hat, als er die LPA längst hinter sich gelassen hatte. In den späten »Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie« wendet sich Wittgenstein noch gegen das Kantische »Ich denke«, wenn er bestreitet, daß »denken« im erforderlichen Sinn eine 1. Person Präsenz hat (vgl. BPP II, §§ 12 und 231). – Ebenso hält er an der Ablehnung des Verständnisses des Willens als »Motor« fest (vgl. BPP I, § 900, II, § 78).

<sup>31</sup> Vgl. oben S. 92.

<sup>32</sup> Vgl. Hacker 1986, 96.

<sup>33</sup> Vgl. oben S. 108 f.

<sup>34</sup> Als ziemlich radikalen Realismus interpretieren LPA auch Rosenberg 1969, Coyne 1982; auch Pears sieht trotz der in Anm. 25 nachgewiesenen Äußerungen Wittgenstein als grundlegend (»basically«) realistisch – vgl. Pears 1972, 1987 bes. 188 (»kein Idealist!«)

<sup>35</sup> Stenius 1969, 279 und 286 f.; Leinfellner 1980, 65. – Vgl. oben Kap. I, S. 18.

<sup>36</sup> Vgl. Röd 1980, 51. – Vgl. oben Kap. I, S. 19 und Fn 14.

<sup>37</sup> Vgl. Hamlyn 1980, 12, 25, 49 ff.: »Schopenhauer does not present a transcendental argument.« (49)

## VI. Elemente der Selbstkritik Wittgensteins an Philosophieauffassung und Sprachkonzeption der LPA

<sup>1</sup> Prof. Lorenz Krüger hat in seinem letzten Berliner, gemeinsam mit Prof. Tugendhat gegebenen Seminar Quines Buch (Cambridge Mass. 1960 u. ö.) einen »holistischen Tractatus« genannt. Freilich ist Wittgensteins frühe Philosophie in dem intendierten Kontrast als logisch-atomistisch untercharakterisiert, mag das auch noch so üblich sein. Wittgensteins Lehre über den logischen Raum ist ein holistischer Aspekt seiner frühen Philosophie.

<sup>2</sup> Wittgenstein selber hat seinen Text »streng philosophisch und zugleich literarisch« genannt (Br Nr. 106 an v. Ficker, Br 95).

<sup>3</sup> Black 1964, 19.

<sup>4</sup> Man kann für das Verständnis der späteren Philosophie Wittgensteins Selbstzeugnis nicht ernst genug nehmen: »Ich schreibe beinahe immer Selbstgespräche mit mir selbst. Sachen, die ich mir unter vier Augen sage« (1948, VB 560). – Warum unter vier Augen, wenn doch Selbstgespräche? Eins der beiden Augenpaare gehört dem früheren theoretischen Selbst. – Nicht nur die §§ 1–137 der PU, wie meistens angenommen wird, sind eine Selbstkritik W.s an der LPA – vgl. z.B. Fogelin 1976, Ch. X.

<sup>5</sup> Daß auch in der späteren Konzeption interne Zusammenhänge zwischen Philosophieauffassung und Bild der Sprache bestehen, hat in seiner Berliner Magisterarbeit Hanjo Glock gezeigt (Glock 1986).

<sup>6</sup> Vgl. Hilary Putnams Gebrauch des Arguments aus einer »self-refuting supposition« in Putnam 1981, S. 7 f. und Ch. 3.

<sup>7</sup> Man kann begründet der Meinung sein, der späte Wittgenstein übertreibe die Mannigfaltigkeit der Sprachspiele, wenn er sage: »Es gibt unzählige solcher Arten: unzählige verschiedene Arten der Verwendung alles dessen, was wir »Zeichen«, »Worte«, »Sätze« nennen.« (PU § 23 a) – Gibt es auf der Klassifikationsebene, auf der man Aussagesatz, Fragesatz, Befehlssatz und Wunschsatz unterscheiden kann, wirklich unzählige Verwendungsweisen der betreffenden Satzarten? (Vgl. Fogelin 1976, 151)

<sup>8</sup> Vgl. Fogelin 1972, 218–21; Fogelin 1976, 108–15.

<sup>9</sup> Vgl. meine Hinweise zum Zusammenhang des Aufbaus der LPA mit dem der PU in Lange 1988, 245–8.

<sup>10</sup> Unter diesem Gesichtspunkt behandelt die Entwicklung von Frege zum späten Wittgenstein Kienzle 1983, Kap. 1 bis 4 – die beste mir bekannte Untersuchung über Zusammenhangsprinzipien der Bedeutung in der Sprachphilosophie (trotz der allgemeineren, metaethischen Themenstellung des ganzen Buches).

<sup>11</sup> Mit der letzten Wendung in ( ) zitiert sich Wittgenstein ungenau aus der LPA 4.023 a.



<sup>12</sup> Vgl. Baker & Hacker in ihren Arbeiten über »einer Regel folgen« und meine Besprechungsaufsätze Lange 1987 und 1988.

<sup>13</sup> Vgl. oben Kap. III, S. 57 f. – Auf die Konzeption der beim Meinen und Verstehen von Sätzen schon operierten analytischen Denksprache bezieht sich auch folgende Bemerkung:

»Die strengen und klaren Regeln des logischen Satzbaus erscheinen uns als etwas im Hintergrund, – im Medium des Verstehens versteckt. Ich sehe sie schon jetzt (wenn auch durch ein Medium hindurch), da ich ja das Zeichen verstehe, etwas mit ihm meine.« (PU § 102; vgl. auch die ff. §§ bis 107)

<sup>14</sup> Dies zu sagen, hat nichts gemein mit der grundlosen psychologischen Spekulation, Wittgenstein sei selber zeitweilig insgeheim Solipsist gewesen, die sich Findlay 1984 zuschulden kommen läßt (vgl. ebd. 9. 15, 115, 123. 147, 211, 228). Aber richtig ist wohl, daß der Solipsismus diejenige philosophische Illusion war, die Wittgenstein selber zeitweise am stärksten durchlitten hat (vgl. z. B. Tb 8. 10. 16 a/b und NFL 306: »Die Atmosphäre, die dieses Problem umgibt, ist schrecklich.«) – McGuinness 1988 (dt. 350) führt eine Stelle aus einem Kriegstagebuch von Wittgenstein an, in der dieser sich in Reflexionen über seine Nietzsche-Lektüre auch fragt: »Wie verträgt es sich mit dem streng solipsistischen Standpunkt?« Aber auch diese Frage kann experimentierend gemeint sein und sich der Befolgung der methodischen Maxime verdanken, beim Philosophieren ins alte Chaos hinabzusteigen und sich darin wohlfühlen (vgl. VB 542; zit. oben Kap. V, S. 91, 95 u. Fn 4). Eine andere einschlägige Maxime philosophischer Technik von Wittgenstein lautete: »Nur wenn man noch viel verrückter denkt, als die Philosophen, kann man ihre Probleme lösen« (VB 557). – Daß die Formulierungen beider Maximen aus dem Jahr 1948 stammen, spricht nicht gegen ihre Anwendbarkeit auf den frühen Wittgenstein, weil nichts daraufhin deutet, daß er die Technik seines philosophischen Arbeitens in seiner zweiten Phase gegenüber der ersten gravierend verändert hat. – Ich will aber nicht bestreiten, daß das Experimentieren mit philosophischen Illusionen existentielle Folgen haben kann und bei Wittgenstein zeitweise gehabt haben mag.

## VII. Die zweite Kritik des Solipsismus im »Blauen Buch«

<sup>1</sup> Maslow 1961, X; vgl. Hacker 1986, 146.

<sup>2</sup> Zu »einer Regel folgen« vgl. meinen Besprechungsaufsatz Lange 1987. – Die Denksprachenannahme wird, außer in den wenigen direkten Bezugnahmen, die ich in (VI.) erwähnt habe (vgl. außerdem BiB 71), weil sie eine implizite Unterstellung der Konzeption der LPA bleibt, auch indirekt mit den Regelbefolgungs-Erörterungen kritisiert. Hallett 1977 (239–306) bestimmt daher das Thema von PU §§ 143–242 richtig mit der Formulierung aus PU § 102 als »Regeln im Medium des Verstehens«. Vgl. Lange 1988, 247 f.

<sup>3</sup> Vgl. BiB 77: »Andererseits *schäme* ich mich, zu irgend jemandem zu sagen, daß meine Erfahrung die einzig wirkliche ist; ...« (meine Hervorhebung).

<sup>4</sup> Vgl. BiB 103 f., zitiert oben S. 124.

<sup>5</sup> Tugendhat 1979 spricht im Blick auf die Eigentümlichkeiten psychologischer Prädikate in 1. Person davon, diese zeigten sowohl veritative Symmetrie als auch epistemische Asymmetrie (88–90). In der 5. und 6. Vorlesung, die ich als Assistent in Heidelberg auch gehört habe, interpretiert er Wittgensteins Auffassung systematisch (91 ff.).

<sup>6</sup> Vgl. oben Kap. VI, S. 118 f.

<sup>7</sup> Vgl. PU § 43. Die nicht in die große Klasse fallenden Fälle der Bedeutung von Bedeutung behandelt Wittgenstein in Teil II der PU. Vgl. Finch 1977, Ch. XI; Hallett 1977, 54 und 662–713, Sect. XXXVII. In diesen Fällen ist »die Bedeutung eine Physiognomie« (PU § 568 b).

<sup>8</sup> Vgl. PU § 122 zur Wichtigkeit einer »übersichtlichen Darstellung«.

<sup>9</sup> Die Suhrkamp-Ausgaben realisieren Wittgensteins Intention nur zum Teil (contra Black 1964, 2), insofern sie zwischen beiden Texten noch die Tb abdrucken, die keinesfalls gleichrangig sind. Eine Wittgensteins Intention ganz entsprechende Ausgabe ist wünschenswert.

<sup>10</sup> Ein gutes Beispiel für den hier geforderten Umgang mit Wittgenstein gibt McGinn 1984.

<sup>11</sup> Encheiridion Kap. 49 (übers. v. E. Neitzke, Reclam-Ausgabe 1958); auch das Motto von Fogelin 1976.

## Literaturverzeichnis:

## I. Wittgenstein und Schopenhauer

Die Schriften Wittgensteins werden nach der Ausgabe in der Reihe ›Suhrkamp taschenbuch wissenschaft‹, Bände Nr. 501–508 mit den im Siglenverzeichnis (nach dem ›Vorwort‹) angegebenen Siglen unter Angabe von §§– und/oder Seitenzahlen in () im Text zitiert. Kleine Buchstaben bezeichnen Absätze, für Tb die Absätze innerhalb einer datierten Eintragung auch über den Wechsel von Seitenzahlen hinweg (nur an wenigen Stellen ist das wegen der Länge der Eintragungen nicht möglich); für alle anderen Schriften bezeichnen die kleinen Buchstaben die Absätze im zitierten § oder auf der zitierten Seite (unabhängig davon, ob eine Seite mit einem vollständigen Absatz beginnt).

Nicht nach dieser Ausgabe werden angeführt:

- Wittgenstein, L.: Vorlesungen 1930–1935, Frankfurt 1984 (Vori.)  
 Wittgenstein, L.: Briefe, hrg. B. F. McGuinness u. G. H. v. Wright, Frankfurt 1980 (Br).  
 Wittgenstein, L.: Some Remarks on Logical Form (1929). zit. nach: I. M. Copi/R. W. Beard (Eds.), *Essays on Wittgenstein's ›Tractatus‹*, New York 1966, S. 31–37.

Die Schriften Schopenhauers werden zitiert nach der textkritischen Ausgabe von W. Frhr. v. Löhneysen, ›Suhrkamp taschenbuch wissenschaft‹, Bände Nr. 661–665; Bd. I (WWV I), II (WWV II), III (SZG).

## II. Andere angeführte Literatur

- Anscombe 1959 G. E. M., *An Introduction to Wittgenstein's Tractatus*, London (<sup>2</sup>1963, <sup>4</sup>1971)
- Baker & Hacker 1983 *An Analytical Commentary on Wittgenstein's ›Philosophical Investigations‹*, Oxford (<sup>2</sup>1984).
- Baker & Hacker 1984 G. P./P. M. S., *Language, Sense and Nonsense – A Critical Examination of Modern Theories of Language*, Oxford.
- Black 1964 M., *A Companion to Wittgenstein's ›Tractatus‹*, Cambridge University Press.
- Block 1981 I., Ed., *Perspectives on the Philosophy of Wittgenstein*, Oxford.
- Bogen 1972 J., *Wittgenstein's Philosophy of Language*, London.
- Broad 1925 C. D., *The Mind and its Place in Nature*, London (repr. 1980).
- Canfield 1986 J. V. (Ed.) *The Philosophy of Wittgenstein*, Vol. 3: ›My World and its Value‹, New York & London.
- Carl 1982 W., *Sinn und Bedeutung – Studien zu Frege und Wittgenstein*, Königstein/Ts.
- Coyne 1982 M. U., ›Eye, ›I‹, and Mine: The Self of Wittgenstein's Tractatus‹, in: *Southern Journal of Philosophy* 20, S. 313–323; auch in: Canfield (Ed.) 1986.
- Dummett 1978 M., *Truth and other Enigmas*, London. (Die zit. Arbeit ist ein Lexikon-Artikel über Frege aus ›The Encyclopedia of Philosophy‹, hrg. P. Edwards.)
- Favrholdt 1964 D., *An Interpretation and Critique of Wittgenstein's ›Tractatus‹*, Kopenhagen.
- Finch 1971 H. L., *Wittgenstein – The early Philosophy*, New York.
- Finch 1977 H. L., *Wittgenstein – The later Philosophy*, Atlantic Highlands, N.J.
- Findlay 1984 J. N., *Wittgenstein: A Critique*, London, Boston u.a.O.
- Fogelin 1976 R. J., *Wittgenstein (The Arguments of the Philosophers)*, hrg. T. Honderich, Boston, London and Henley.
- Frege 1884 G., *Die Grundlagen der Arithmetik*, Breslau 1934.
- Frege 1918 G., *Der Gedanke*, in: Ders., *Logische Untersuchungen*, hrg. G. Patzig, Göttingen 1966.

- Geach 1957 P., Review of the Italian translation of the *Tractatus* by Fr. G. Colombo, S.J., in: *The Philosophical Review* LXVI (1957).
- Glock 1986 H.-J., *Die Grenzen des Sinns und die Regeln der Grammatik* (M.A.-Arbeit FU Berlin).
- Griffith 1976 A. Ph., Wittgenstein and the Four-Fold Root of the Principle of Sufficient Reason, in: *The Aristotelian Society Proceedings*, Suppl. Vol. L, S. 1–20; auch in: Canfield (Ed.) 1986.
- Hacker 1981 P. M. S., *The Rise and Fall of the Picture Theory*, in: I. Block (Ed.) 1981, S. 85–109.
- Hacker 1986 P. M. S., *Insight and Illusion – Themes in the Philosophy of Wittgenstein*, Revised Edition, Oxford (zuerst 1972).
- Hallett 1967 G., *Wittgenstein's Definition of Meaning as Use*, New York.
- Hallett 1977 G., *A Companion to Wittgenstein's 'Philosophical Investigations'*, Ithaca and London.
- Hamlyn 1980 D. W., *Schopenhauer (The Arguments of the Philosophers, ed. T. Honderich)*, London, Boston and Henley.
- Harman 1973 G., *Thought*, Princeton University Press.
- Hintikka 1958 J., *On Wittgenstein's Solipsism*, in: *Mind* LXVII, S. 88–91.
- Hintikka & Hintikka 1986 J./M. B., *Investigating Wittgenstein*, Oxford.
- Ishiguro 1975 H., *Representation: An Investigation Based on a Passage in the Tractatus*, in: B. Freed et al. (Hrg.), *Forms of Representation*, North Holland, S. 189–202.
- Ishiguro 1981 H., *Thought and Will in Wittgenstein's Tractatus*, in: *Ethics – Proceedings of the 5th International Wittgenstein Symposium*, 7, Wien, S. 455–463; auch in: Canfield (Ed.) 1986.
- Janik & Toulmin 1973 A./St., *Wittgenstein's Vienna*, New York.
- Janik 1985 A., *Essays on Wittgenstein and Weininger*, Amsterdam. (Die ausschließlich zitierte Arbeit 'Schopenhauer and the early Wittgenstein' erschien zuerst 1966.)
- Johannessen & Nordenstam 1981 K. S./T. (Eds.), *Wittgenstein – Ästhetik und Transzendente Philosophie, Akten eines Symposiums in Bergen (Norwegen) 1980*, Schriften der Wittgenstein-Gesellschaft Bd. 6, Wien.
- Kenny 1972 A., *Wittgenstein*, Frankfurt/Main 1974.
- Kenny 1981 A., *Wittgenstein's early Philosophy of Mind*, in: I. Block (Ed.) 1981, S. 140–147.
- Kienzle 1983 B., *Die semantische Form des Guten*, Wiesbaden.
- Lange 1987 E. M., 'Eine Regel folgen' – Zu einigen neueren Interpretationen Wittgensteins, in: *Philos. Rundschau* XXXIV (1987), S. 102–124.
- Lange 1988 E. M., *Buchnotiz zu G. P. Baker/P. M. S. Hacker, Wittgenstein – Rules, Grammar and Necessity*, Oxford 1985. In: *Philos. Rundschau* XXXV, S. 244–248.
- Lange 1989 E. M., *Wittgenstein, Schopenhauer und die Form der Philosophie*, in: *Ztschrft. prima philosophia*, Cuxhaven, S. 227–40.
- Leibniz 1714 G. W., *Vernunftprinzipien der Natur und der Gnade/ Monadologie*, Französisch-Deutsch, hrg. H. Herring, *Philos. Bibliothek* Nr. 253, Hamburg 1960.
- Leinfellner 1980 W., *The Development of Transcendentalism – Kant, Schopenhauer and Wittgenstein*, in: Johannessen & Nordenstam (Eds.) 1981, S. 54–69.
- McGuinness 1988 B. F., *Wittgensteins frühe Jahre*, Frankfurt (Engl. 1988).
- Magee 1983 B., *The Philosophy of Schopenhauer*, Oxford/New York.
- Malcolm 1986 N., *Nothing is Hidden – Wittgenstein's Criticism of his Early Thought*, Oxford.

- Maslow 1961 A., *A Study in Wittgenstein's 'Tractatus'*, Berkeley and Los Angeles/Calif. (geschrieben 1933).
- McGinn 1984 C., *Wittgenstein on Meaning*, Oxford.
- Miller 1980 R., *Solipsism in the Tractatus*, in: *Journal of the History of Philosophy* XVIII, S. 57–74; auch in: Canfield (Ed.) 1986.
- Mounce 1981 H. O., *Wittgenstein's Tractatus – An Introduction*, Oxford.
- Nietzsche 1888 F., *Götzendämmerung*, in: *Werke*, hrsg. K. Schlechta, Bd. II, Darmstadt 1973, S. 93<sup>f</sup>–1026.
- Pears 1971 D., *Ludwig Wittgenstein (Moderne Theoretiker)*, übers. U. v. Savigny, München (engl. 1971).
- Pears 1972 D., *Wittgenstein's Treatment of Solipsism in the Tractatus*, in: *Critica* VI, S. 57–80.
- Pears 1987 D., *The false Prison – A Study in the Development of Wittgenstein's Philosophy*, Vol. I., Oxford.
- Pears 1988 D., *The false prison...* Vol. II, Oxford.
- Putnam 1981 H., *Reason, Truth and History*, Cambridge U.P.
- Rhees 1947 R., *Critical Notice of Maurice Cornforth – Science versus Idealism: An Examination of 'Pure Empiricism' and Modern Logic*, London 1946, in: *Mind* LVI, S. 374–392.
- Rhees (Ed.) 1984 R., *Recollections of Wittgenstein*, Oxford.
- Röd 1980 W., *Enthält Wittgensteins Tractatus transzendentalphilosophische Ansätze?*, in: *Johannessen & Nordenstam (Eds.) 1981*, S. 43–53.
- Rosenberg 1969 J., *'Intentionality and Self in the Tractatus'*, in: *Nous* II, S. 341–58; auch in: Canfield (Ed.) 1986.
- Russell 1979 B., *Die Philosophie des Logischen Atomismus – Aufsätze zur Logik und Erkenntnistheorie 1908–1918*, hrsg. J. Sinnreich, München.
- Scheier 1988 C.-A., *Zur Struktur von Wittgensteins Logisch-Philosophischer Abhandlung*, in: *Proceedings of the 12th International Wittgenstein Symposium*, Wien, S. 10–13.
- Sluga 1983 H., *Subjectivity in the Tractatus*, in: *Synthese* 56 (1983), S. 121–139.
- Stenius 1969 E., *Wittgensteins Traktat – Eine kritische Darlegung seiner Hauptgedanken*, übers. W. Bader, Frankfurt/Main (engl. 1960).
- Stenius 1981 E., *The Picture Theory and Wittgenstein's Later Attitude to it*, in: I. Block (Ed.) 1981, S. 110–139.
- Tugendhat 1979 E., *Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung – Sprachanalytische Interpretationen*, Frankfurt/Main.
- Winch 1972 P., *Wittgenstein's Treatment of the Will*, in: *ders., Ethics and Action*, London, Boston u. a. O., S. 110–129.
- von Wright 1982 G. H., *Wittgenstein*, Oxford.
- Wuchterl/Hübner 1979 K./A., *Wittgenstein – in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, rowohlt monographien, Reinbeck bei Hamburg.